Germanische Gotteshäuser



Hermann Wille

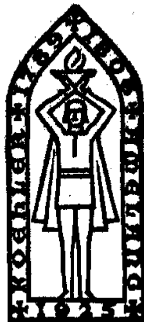
Hermann Wille
Germanische Gotteshäuser

Germanische Gotteshäuser

zwischen Weser und Ems

Von

Hermann Wille



Verlegt bei Koehler & Amelang, Leipzig



Printed in Germany
Druck der Offizin Haag-Drugulin AG. in Leipzig

Inhalt

Lichtbilder (Leica-Aufnahmen), Zeichnungen und Bucheinband vom Verfasser.

Kannst du nicht allen gefallen
durch deine Tat,
Mach es wenigen recht;
Vielen gefallen ist schlimm.
Schiller.

Zuvor!

Die Liebe zur Heimat und den Stolz auf das nordische Volkstum zu wecken und zu beleben, soll der Zweck dieses Buches sein.

Die Rasse, der wir entstammen, und ihre Kultur sind unser kostbarstes Besitztum, der Nährboden, in dem wir mit unserem körperlichen und geistigen Sein verwurzelt sind. Die Erhaltung dieses Erbgutes muß die vornehmste Aufgabe des Staates und die Grundlage jeder deutsch-völkischen Erziehung sein. Die deutsche Vorgeschichte und die Geschichte der engeren Heimat müssen darum in Unterricht und Erziehung in den Mittelpunkt gestellt werden; denn hier liegen die Wurzeln unserer Kraft. Nicht mit griechischer und römischer Geschichte und mit volksfremden Mythen und Sagen darf für die deutsche Jugend die Geschichte anfangen, sondern mit der Stammesgeschichte des eigenen Volkes, unserem wertvollsten völkischen Erbgut.

Wer nicht weiß, woher er kommt, weiß nicht, wo er steht, noch weniger, wohin er geht!

Wir müssen den Weg zurückschauen, den unsere Väter aus der Urzeit der Germanen bis heute gegangen sind. Wir müssen versuchen, uns zu vertiefen in das innerste Wesen, in die Seele unserer Rasse, in das uns eingeborene Deutschtum. Es ist Pflicht, sich mit Ernst und Andacht in die Gedankenwelt unserer Vorfahren, die

nach dem Gesetze des Lebens notgedrungen auch unsere eigene sein muß, einzuleben.

In diesem Buch soll besonders auf die ungewöhnlich vielen Denkmäler germanischer Vorgeschichte in Nordwestdeutschland, dem Lande der einstigen Chauken, hingewiesen werden. Fast unbeachtet in ihrem hohen Werte verfallen sie in der Heide der Vergessenheit. Durch ihre Erforschung hoffe ich, nicht nur meiner engeren Heimat zu dienen, sondern auch einen bescheidenen Beitrag zur germanischen Altertumsforschung geliefert zu haben. Denn was ich Sage und zeige ist das Ergebnis einsamer, jahrelanger Pionierarbeit und doch nur ein Teil einer nicht abgeschlossenen Forschung. Ich wünsche und hoffe, daß es mir vergönnt sein möge, meine Arbeit weiter ausbauen zu können, um endlich das zur Geltung zu bringen, was unserer eigenen Art entstammt. Das oldenburgische Land müßte in den Fachkarten der Prähistoriker den ersten Platz einnehmen, so dicht gesiedelt sind hier die Altäre der Toten aus germanischer Vorzeit.

Was im Oldenburger Land besonders meine Aufmerksamkeit erregt hat, sind die riesigen, in langgestreckten Rechtecken angeordneten Steinsetzungen, die sogenannten „Hünenbetten", eine besondere Form der Megalithgräber, gewesen, die der Wissenschaft noch heute ein Rätsel aufgeben. Ihre ursprüngliche Bestimmung zu ergründen, ist das Ziel dieser Arbeit. Ich hoffe, aus architektonischem Sehen und Denken heraus eine befriedigende Lösung gefunden zu haben.

Denn den Sinn und den Zweck dieser Steinzeitbauten zu erforschen, ist nur möglich, wenn man sich mit nüchterner, fachlicher Überlegung in die Zeit der Entstehung hineinzuversetzen Sucht, als hätte man mit dem Volke das einfache, naturgebundene Leben geteilt und an dem praktischen Aufbau dieser gewaltigen Großsteinbauten mitgeholfen. Allein – vom grünen Tisch aus lassen sich kaum Schlüsse ziehen, da zu leicht an dem einfachen, natürlichen Tun und Werken der Steinzeitmenschen vorbeigedacht wird.

Über die Lösung eines Sonderproblems hinaus möchte diese Ar-

beit aber auch zugleich einige Anregungen zur Aufhellung des germanischen Altertums geben. Sie will besonders an Hand vorgeschichtlicher Funde erweisen, daß ein Volk, dessen handwerkliches Können so kultivierte Waffen-, Werkzeug- und Schmuckformen geschaffen und das so ausgeprägte, edle Kultformen entwikkelt hat, unmöglich auf der Kulturstufe „wilder Barbaren" gestanden haben kann, wie es uns manchmal heute noch die eigene Geschichtsschreibung glauben machen will.

Darum wünscht sich diese Arbeit zu Lesern nicht nur Fachgelehrte, sondern alle deutschen Volksgenossen, die sich in der engeren Oldenburger Heimat wie im weiteren Vaterlande ihres Volkstums bewußt sind.

Das Wissen um die nordische Kultur unserer Ahnen ist notwendig zu einer sittlichen Erneuerung des gesamten Volkes deutscher Zunge. Es ist der klare, unerschöpflich sprudelnde Quell, aus dem ein Trunk nicht nur das letzte Ahnen und Wissen um das Schicksal des deutschen Volkes spendet, es ist auch ein Quell starken Nationalgefühls und ewig sich verjüngender Vaterlandsliebe.

*

> Das Heute ist das Kind des Gestern; was wir haben, ist zum Teil das Erbe des vorgermanischen Altertums, was wir sind, ist ganz das Werk jener Urgermanen, die man uns als ‚Barbaren' hinzustellen beliebt.
>
> H. St. Chamberlain

Abrechnung

Beim Lesen verschiedener Geschichtswerke, die ich bei der Ausarbeitung dieses Buches durcharbeitete, mußte ich staunend feststellen, welch ungereimte Geschichtsfälschungen immer noch der Jugend vorgesetzt werden. Eine gründliche Reinigung der Unterrichtsbücher und eine Richtigstellung ist dringend notwendig.

Es ist unverständlich, wie verschiedene deutsche Geschichtsschreiber in geradezu herabsetzender Weise über unsere Vorfahren berichten, wohl weil sie immer noch im Banne jener so schwer ausrottbaren Meinung leben, daß alles Licht der Kultur aus dem Osten gekommen sei. Den Griechen und Römern spenden sie als edlen, kultivierten Völkern mit hohem, idealem Götterkult das höchste Lob, während die Germanen in ihren Augen roh und barbarisch erscheinen, als wilde Heiden, ohne jede Kultur. Jedes Lexikon erklärt „Heiden", lat. *pagani*, heute nach christlichem Sprachgebrauch als Land- oder Heidebewohner, die nicht Christen, Juden oder Mohammedaner sind. Das Wort besagt also zunächst nur, daß es Menschen waren, die in der Heide wohnten. Unter dem Einfluß der christlichen Sendboten hat das Wort dann einen Bedeutungswandel durchgemacht. „Heidnisch" war, wer sich der christlichen Lehre nicht beugte, abseits blieb. Das mögen besonders jene in der Heide wohnenden Sippen gewesen sein, die von der Kapelle, dem Kloster oder dem Bischofssitz zu entfernt wohnten und es verstanden, sich dem Einfluß der christlichen Missionare zu entziehen. Heute hän-

gen wir darüber hinaus dem Wort die Bedeutung an, daß es Menschen sind, die noch im rohsten Fetischglauben, ohne jede höhere göttliche Idee, ohne den Glauben an ein höheres Wesen leben. Und in diesem verächtlichen Sinne gebrauchen jene Geschichtsschreiber es auch von unseren Vorfahren und ihrem Gottesglauben. Gewiß wußten sie noch nicht, wie wir heute seit Herman Wirths Forschungen, welch hoher, reiner Lichtglaube der phantastisch-bunten Götterwelt der Edda vorausging, aber für diese Art deutscher Altertumsforscher scheint der Germane erst edel und „kulturfähig" zu werden, als ihm mit Gewalt das Christentum und seine Gesittung aufgezwungen worden war.

Auch Geschichts- und Altertumsforscher sind Volkserzieher und Volksbildner, wenigstens sollten sie sich dieser ihrer Aufgabe stets bewußt sein. Aber nie können sie dieser Aufgabe gerecht werden, wenn ihnen Nationalbewußtsein und vor allem Nationalstolz fehlt. Geradezu verderbliche Folgen aber kann eine solche Darstellung der Welt unserer Vorfahren heraufbeschwören, wenn sie auch, wie ich feststellen konnte, von pädagogischen Schriftstellern in die Schulbücher und dann leider von Lehrern in die Herzen unserer Jugend, unseres Volksnachwuchses, geleitet wird. Warnend und belehrend erhebt unser Volkskanzler Adolf Hitler als Volkserzieher in seinem Kampfbuch um die deutsche Seele die Stimme:

> „Nur wer durch Erziehung und Schule die kulturelle, wirtschaftliche, vor allem aber politische Größe des eigenen Vaterlandes kennenlernt, vermag und wird auch jenen inneren Stolz gewinnen, Angehöriger eines solchen Volkes sein zu dürfen. Und kämpfen kann ich nur für etwas, das ich liebe, lieben nur, was ich achte, und achten, was ich mindestens kenne."

Einige Beispiele einer solchen lieblosen und verständnislosen deutschen Geschichtsdarstellung mögen klar machen, worauf ich hier den Finger gelegt wissen will.

Prof. Dr. Oskar Jäger, vor dem Kriege Direktor des Kgl. Fried-

rich-Wilhelm-Gymnasiums zu Köln, schreibt in seiner „Weltgeschichte“ über Germanen an einer Stelle:

„Die Römer nannten die Völker mit einem Gesamtnamen ‚Germanen', die sie ihres schrecklichen Schlachtgeschreies wegen als Schreier oder Brüller bezeichneten.“

Sollte Herr Direktor Dr.. Jäger von den verschiedenen mutmaßlichen Bedeutungen des Namens wirklich so wenig Kenntnis gehabt haben, daß er nur diese eine – im übrigen höchst unwahrscheinliche – Erklärung und noch dazu in so verletzender, herabsetzender Weise erwähnt?

Hans Hahne-Halle nimmt letzthin (1933) in seinem Büchlein „Deutsche Vorzeit“ auch zu dieser Namenslage, man kann wohl sagen abschließend, Stellung. Er folgt in der Deutung des Namens der Auffassung des Tacitus, von dessen Angaben in der „Germania“ die Wissenschaft nach seiner Meinung so gut wie alles bestätigt, da er ja „aus allerlei heute verlorenen Quellen, vor allem den Werken von Plinius d. Ä., seinem Freund, der Reiteroberst in Germanien war, und Cäsar schöpft“. Stellt man seine Ausführungen über die Namensdeutung denen von Dr. Jäger gegenüber, dann weiß man – und man achte nur einmal auf den Ton, auf das „Wie“ der Darstellung – was liebevolle und was lieblose deutsche Geschichtsschreibung ist.

Hans Hahne schreibt:

„Den Gesamtnamen Germanen für die Stämme dieses Landes führt Tacitus darauf zurück, daß die ersten Germanen, die einst um die Zeitwende den Rhein von Osten her überschritten und die Gallier von seinen Ufern vertrieben hatten, die Tungrer, damals Germanen geheißen hatten, und daß dann dieser Name für das ganze Muttervolk, dem jener siegreiche Stamm angehörte, gebräuchlich geworden sei. So hat ein Stammesname seinen achtunggebietenden Klang auf das Gesamtvolk übertragen, das sich dessen natürlich gern bediente, da er so ruhmvolle Erinnerung birgt. Das ist ein geschichtlicher Vorgang, wie er mehrfach nachweisbar ist. Die Franzosen nennen uns noch heute Ale-

mannen, die Türken Franken: nach den ersten und ruhmreichsten Stämmen, mit denen sie Fühlung hatten."

Und noch einmal Direktor Dr. Jäger:

„Das wilde Volk, von einer besessenen Zerstörungswut (!), von Kampf und Sieg berauscht, sättigte sich dann in allen Greueln einer wilden Rache. In den Lichtungen der nahen Gehölze opferten sie die Gefangenen ihren Göttern, nagelten die abgeschnittenen Köpfe der Gefallenen an die Bäume. Peinigten die Überlebenden der Feinde. Verstockte Heiden. Das Volk ist eidbrüchig, ‚treulos', wie alle Barbaren."

Hierzu ist, glaube ich, wirklich jeder Kommentar überflüssig. Ebenso ist es eine große Verkennung der Aufgaben einer nationalen und überhaupt jeder sachlichen Geschichtsschreibung, wenn man z.B. dem Cheruskerführer Hermann, dem Befreier Germaniens von der römischen Knechtschaft, in der Varusschlacht oder Widukind nach der Vernichtung des fränkischen Heerbanns am Berge Süntel den Vorwurf der Treulosigkeit macht, weil sie ein gegebenes Versprechen nicht gehalten hatten und den Feind mit den Methoden bekämpften, die er selbst jederzeit anzuwenden für richtig hielt, wenn es sein Vorteil erheischte. Im Kampf um Leben und Tod eines Volkes heiligt der Zweck die Mittel, und der gerechte Zorn eines Heinrich von Kleist gegen brutale Landesfeinde – „Schlagt sie tot, das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht" – wird in solchen Augenblicken heilige nationale Pflicht.

Zum Vorwurf der „Treulosigkeit" aber im Sinne von „Charakterlosigkeit", wie diese Herren Geschichtsschreiber es wahrscheinlich meinen, sei nur daran erinnert, daß die römischen Cäsaren und Imperatoren sich mit Leibwachen aus germanischen Kriegern umgaben, weil sie sich auf das eigene Volk nicht verlassen konnten. Cäsar verwendete sogar ein germanisches Reiterheer als Kriegswaffe, weil es ihm bei seinen Feldzügen von großem Nutzen war.

Prof. Dr. M. Hoernes, Wien, schreibt in seiner „Urgeschichte

der Menschheit", neubearbeitet 1926 von Prof. Dr. F. Behn, Mainz:

„Unsere wilden und blutdürstigen Ahnen schlachteten ihre Gefangenen oder verstümmelten sie. Die Religion heischte Menschen- und Tieropfer. In der Ehe herrschte die Form des Frauenraubes, und bei der Geburt eines Kindes entschied der Vater darüber, ob dasselbe aufzuziehen oder auszusetzen sei. Künstliche Narben, Tätowierungen, kennzeichneten die Mitglieder desselben adligen Geschlechtes. Es herrschten Ausgeburten des Aberglaubens, es wurde Wert auf Vorzeichen, auf die Macht von Beschwörungsformeln gelegt. Sie verharrten auf einer niedrigen Kulturstufe, während andere Völker schon gewaltige Fortschritte gemacht hatten. Semitische Stämme in Babylonien wurden die Lehrmeister der in Vorderasien eingedrungenen Arier."

Diese „moderne" Darstellung (1926!), zu der man sehr boshafte Bemerkungen machen könnte, wird noch übertroffen von jenen Beispielen, die Gustav Kossinna in seinem hervorragenden Werk: „Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft" geißelt.

Im Jahre 1806 schrieb nach ihm J. Ch. Adelung in dem Buch „älteste Geschichte der Deutschen": „Der Germane ist das Raubtier, das schläft, wenn es nicht jagt oder frißt."

Universitäts-Professor Otto Seeck gibt gar in einem Aufsatz der Preußischen Jahrbücher vom April 1894 folgende erstaunliche Blütenlese seiner Forschertätigkeit zum besten: „Die Germanen sind ‚wilde Barbaren', ‚rohe Wilde', ‚wilde Horden', aber auch ‚Diebe', ‚Räuber', ‚Mordgesellen', ‚Trunken- und Raufbolde von wüster Völlerei', ferner ‚kleinmütige und durch Gold käufliche Feiglinge ohne jede Spur von Charakterfestigkeit' (!!! der Verfasser)."

Doch hat es vor ihm erfreulicherweise auch schon deutsche Männer gegeben, die die Vorzeit unseres Volkes mit anderen Augen angesehen haben. Im Jahre 1779 vertritt der Staatskanzler

Friedrichs des Großen, Graf Ewald Friedrich von Hertzberg, in seiner Schrift über „Die Gründe für die Überlegenheit der Germanen über die Römer" die Ansicht, „daß der rasche Aufstieg des preußischen Volkes unter Friedrich dem Großen nur möglich geworden sei durch die Leistungsfähigkeit und Bildsamkeit des Volkes selbst, die bereits seit Jahrtausenden dieselben gewesen sein müssen."

So war Gustav Kossinna als einer der ersten und mutigsten Künder und Verfechter einer altgermanischen Kulturhöhe, die denen anderer Völker des Altertums durchaus ebenbürtig war, allzeit bestrebt, die von leichtfertigen und fremdstämmigen Forschern in den Staub gezerrte Ehre unserer Altvordern wiederherzustellen und durch die hervorragenden Ergebnisse Seiner Forschungen erfolgreich zu vertreten.

Auch Willy Pastors „Der Zug vom Norden", 1906, ist eine glühende Verteidigung gegen Gottfried Sempers berüchtigtes Wort:

„Die germanischen Horden, ohne nationalen Zusammenhang, doch durch gemeinsame Sprache verbunden, waren von der Gesellschaft ausgestoßene Heimatlose."

Pastor erwidert:

„Wie Ausgestoßene hat man uns, die Sonnenwanderer, (die vom Norden her kommenden Arier) dargestellt, eine Verbrechergeschichte war, was wir von ihnen hörten, und ein Epos voller Stolz und Herrlichkeit vernehmen wir, machen wir uns frei von überkommener Lüge."

Wenn ich auch hier wieder als zuverlässigen Kronzeugen zuletzt Tacitus zu Wort kommen lasse, so erhält sein Lob doppeltes Gewicht, wenn man sich immer wieder daran erinnert, daß er als Berichterstatter im feindlichen Lager stand. An verschiedenen Stellen kann man über den Hochstand der Sitten bei ihm nachlesen:

> „Mehr vermögen dort gute Sitten als anderswo gute Gesetze."
>
> „Ihre Ehesitten sind streng und in ihrer ganzen Lebensführung wohl am meisten zu loben."

„Ein Volk ohne Arg und Falsch, eröffnet es noch die Geheimnisse seiner Brust bei ungezwungenen Scherzen; und jeder Zeit widerfährt ihr Recht: sie beraten, wenn sie keiner Verstellung fähig sind, beschließen, wenn sie nicht irren können."

„Irgendeinen Menschen, wer es auch sei, vom Hause zu weisen, gilt als Frevel; je nach Vermögen rüstet jeder dem Fremden das Mahl. Wenn das Seine verzehrt ist, weist der Gastgeber den Weg zu einem anderen Gastfreund und gibt dahin das Geleit. So treten sie ungeladen ins nächste Haus. Da liegt nichts dran, mit gleicher Freundlichkeit werden sie aufgenommen, bekannt oder unbekannt."

„Daß der Sklave gestraft wird, ist selten."

„Geld auf Zins zu verleihen und Wucher zu treiben, ist ihnen unbekannt, und diese Unkenntnis schützt mehr davor als jedes Verbot."

„Bedachtsamkeit steht dem besonnenen Mute gar nah."

„Die Chauken sind ein Volk, das unter den Germanen in höchstem Ansehen steht und es dabei vorzieht, seine Macht auf Gerechtigkeit zu stützen."

Ebenso schätzt Tacitus, da er sie aus eigener Anschauung kennt, auch die Gallier richtig ein, während sie die deutschen Geschichtschreiber gern als „höher kultiviert" mit verfeinerter Bildung hinstellen. Er schreibt an verschiedenen Stellen:

> „Nicht unter die germanischen Völker möchte ich jene zählen, die das Zehntland bebauen: ‚Gallisches Lumpenpack, aus Not verwegen.'"
>
> „Treverer und Nervier behaupten sogar mit eifersüchtigem Stolz ihre germanische Abkunft, als würde solcher Adel des Blutes eine Ähnlichkeit mit den erschlafften Galliern aufheben."

So charakterisiert Tacitus unsere Ahnen.

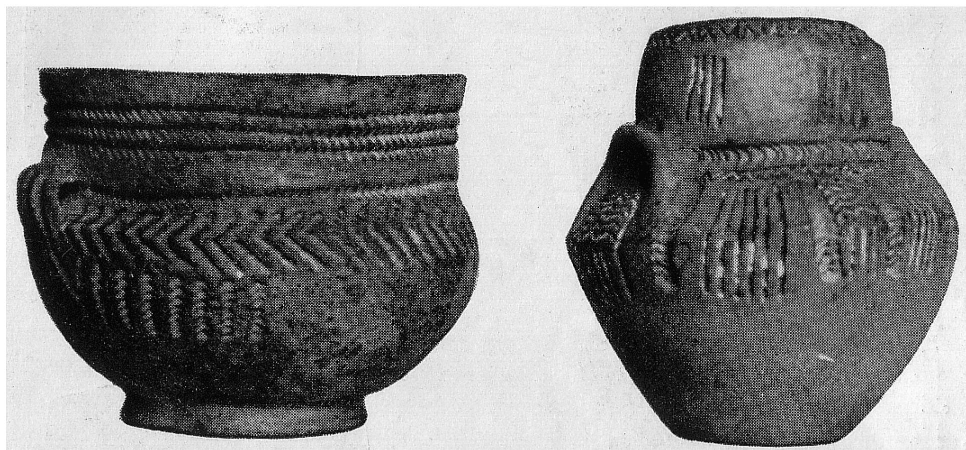
Einige römische Schriftsteller schildern aber auch im Gegensatz zu Tacitus die Grausamkeit des germanischen Volkes im Kriege. Hier handelt es sich wohl um Tendenzberichte römischer Soldaten. Die Krieger, die der Vernichtung in der Varusschlacht entronnen

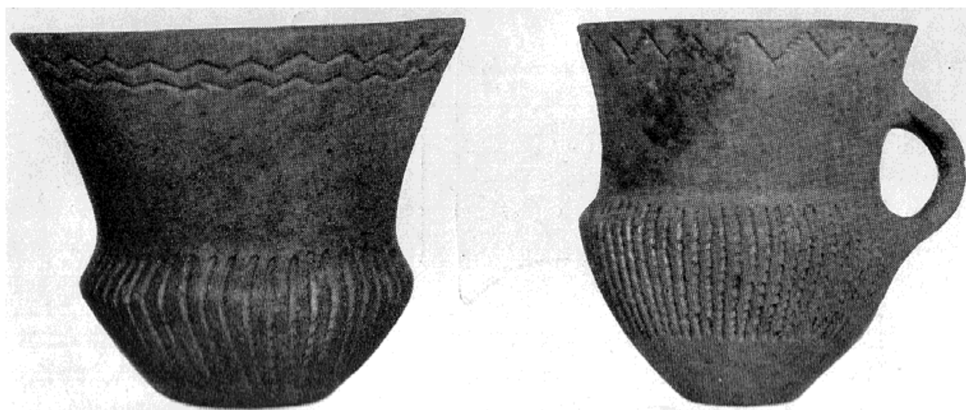
waren und ihre Heimat wieder glücklich erreicht hatten, stellten zu Hause, um ihre Niederlage zu entschuldigen und um mit ihrem Heldenmut zu prahlen, die Feinde als furchterregend und grausam hin.

Man muß vermuten, daß es den deutschen Geschichtsschreibern, die es über sich gewinnen, solche entstellten Berichte noch zu verstärken, sie mit kindlicher Phantasie noch blutrünstiger auszuschmücken, an der Fähigkeit zu logischem Denken mangelt.

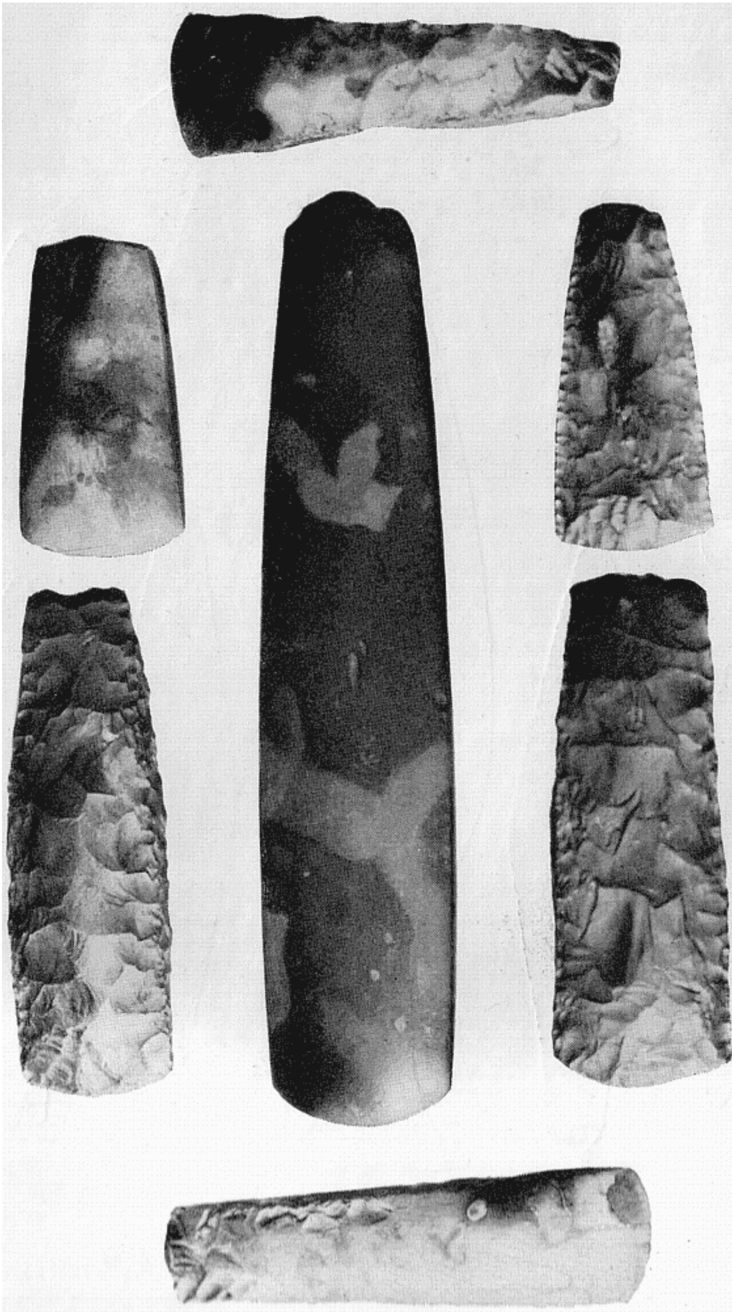
Der schlimmste Teil der Haßgesänge über unsere Vorfahren ist aber durch die Christianisierung entstanden. Den Priestern war häufig leider wohl jedes Mittel recht, den alten Glauben aus den Herzen der Bekehrten zu reißen und das Verwerfliche des bisherigen Götterkultes darzutun. So mögen auch jene Greuelmärchen von Menschenopfern entstanden und weitergegeben worden sein, die nicht im geringsten als glaubwürdig nachgewiesen sind.

Über die Entstehung solcher Vorurteile hat Lucie Varga jüngst in einer eigenen Schrift (Das Schlagwort vom Finsteren Mittelalter. Wien-Leipzig 1932) aufschlußreiche Untersuchungen angestellt: „Überaus wichtig erscheint mir für die allgemeine Beurteilung des Schlagwortes vom ‚Finsteren Mittelalter' die Tatsache, daß von seinen ersten Anfängen an, denen wir auf den vorhergehenden Seiten nachgespürt haben, hinter diesem Ausdruck niemals eine objektive Geschichtsbetrachtung stand: von den allerersten Anfängen an ist der Nährboden dieses Schlagwortes Tendenz, Einseitigkeit und zeitgenössische Polemik." Und J. O. Plaßmann fügt in einer Besprechung des Buches hinzu („Germanien", Heft 8, Jahrg. 1933, S. 249): „Wenn wir statt ‚Mittelalter' sagen ‚barbarisches Germanentum', so haben wir das Schlagwort, gegen das wir zu kämpfen haben; das in seiner historischen Weiterentwicklung im Weltkriege eine so unheilvolle Rolle gespielt hat, und das heute zu neuem Leben erweckt werden soll. Die Tendenz der antigermanischen Römer beherrscht die Geschichtsschreibung bis in unsere Tage, und nicht nur die angeblich ‚objektive Wissenschaft', son-





Gefäße der jüngeren Steinzeit aus Großsteingräbern im Freistaat Oldenburg, Tiefstichkeramik der ältesten Kultur. Bei dem Gefäß oben rechts ist eine weiße Füllung des Ziermusters zu erkennen.
Naturhistorisches Museum, Oldenburg



Geschlagene und geschliffene Feuersteinbeile der jüngeren Steinzeit (nordisch). Gefunden in Nordwestdeutschland und Schweden.
Aus der Sammlung des „Väterkunde-Museums“ Bremen

dern, was weit schlimmer ist, das subjektive Volksempfinden, selbst bei uns.“

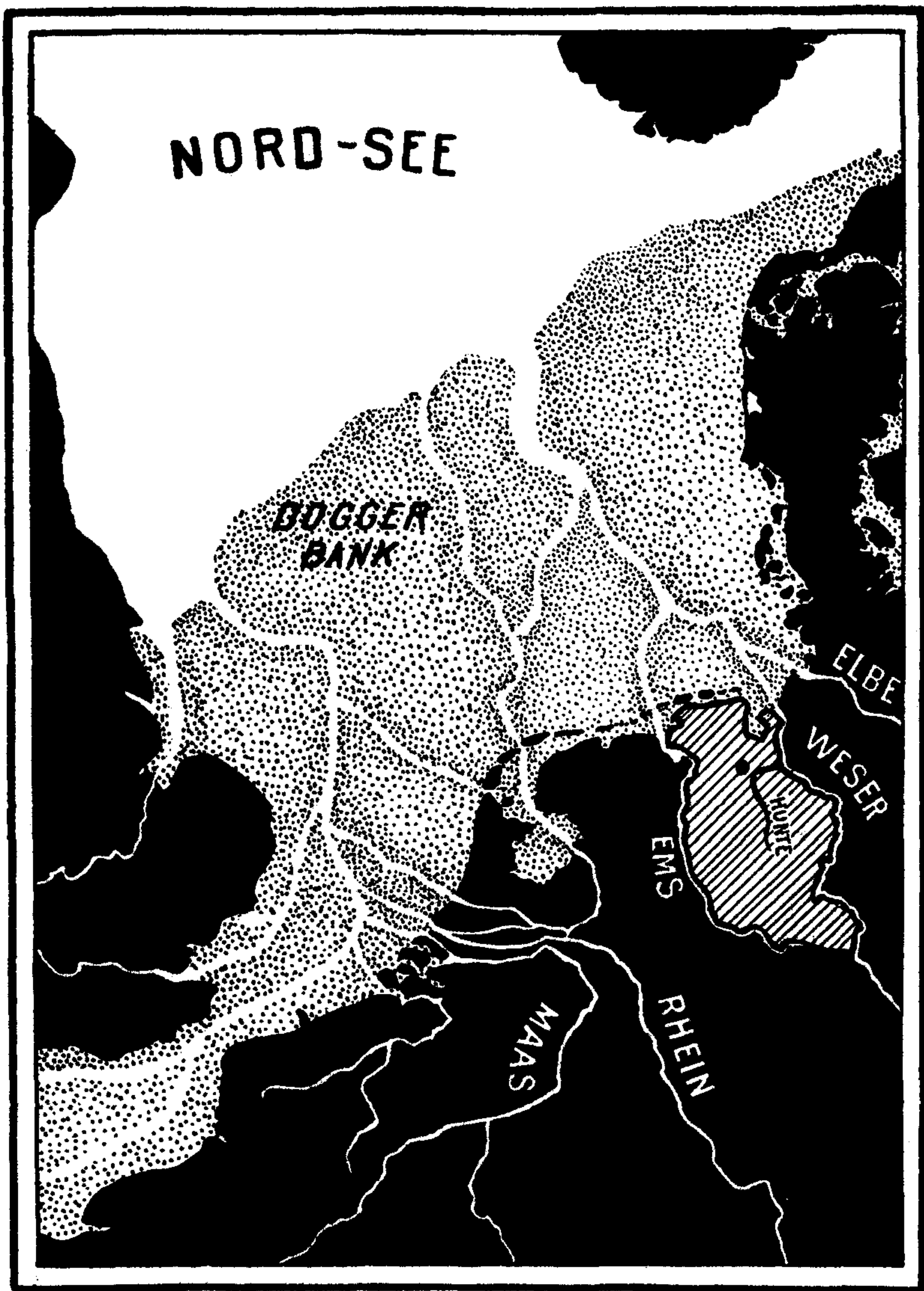
Jedenfalls widerspricht die Nachricht von grausamen Menschenopfern bei Kultfesten durchaus dem Charakter unserer Vorfahren.

Die Scheu und Ehrfurcht vor dem Walten höherer Mächte in der Natur und im Menschenleben, die Cäsar und Tacitus von unseren Vorfahren rühmten, haben sich auch nach Annahme des Christentums im Volk bis auf den heutigen Tag erhalten. Ohne sie hätte das Christentum überhaupt nie im europäischen Norden jene Vertiefung und Durchdringung mit urnordischem Geistes-gut erfahren, die das Kennzeichen unseres „christlichen“ Mittelalters ist. Das tiefste und zugleich höchste Erlebnis unseres christlichen Jahreslaufes, unser Weihnachtsfest, stellt sich uns heute als eine uralte nordische Überlieferung dar, deren seelischen Gehalt nicht wir dem südlichen Glauben – den der südliche Glaube vielmehr uns verdankt. Gerade diese Erkenntnis drängt sich uns im Zusammenhange mit der exakten Forschung auf, deren Ergebnisse in diesem Buche niedergelegt sind.

In seiner Eröffnungsrede zum „Ersten Nordischen Thing“ in Bremen 1933 sagte Ludwig Roselius:

> „Heute rufe ich zum Thing, damit wir rückforschend aus Steinen die Geschichte unseres nordischen Volkes lesen, um stolz und frei uns dem Kampf zu stellen.
>
> Machen wir endlich einmal Schluß mit dem Ammenmärchen, daß wir vor 2000 Jahren noch Barbaren waren und unsere Kultur den Südländern verdanken.
>
> Wer spricht jetzt noch vom Untergang des Abendlandes?
>
> Wir sind erwacht und folgen den Spuren unserer starken Ahnen.
>
> Geistig befruchtend, heldenhaft siegend erschließen wir Nordländer seit tausendzig Jahren die Länder der Sonne. Geläutert, abgerundet, in Lebensfrische strömt dann im neuen Gewande altes Erbgut zu uns zurück. So lautet die Wahrheit.“

*



Nordseekulturkreis der jüngeren Steinzeit

Wer die Heimat nicht liebt
Und die Heimat nicht ehrt,
Ist ein Lump!
Und des Glücks der Heimat nicht wert!

Hermann Almers

Land und Volk
zwischen Weser und Ems

Carl Schuchhardt hat einmal die Überzeugung ausgesprochen, die Sachsen Widukinds seien noch dieselben Menschen gewesen wie die Erbauer jener Großsteingräber, die heute noch die Wahrzeichen der ältesten Vergangenheit unseres niedersächsischen Landes sind.

Der Altmeister deutscher Vorgeschichtsforschung hat damit eine Erkenntnis zum Ausdruck gemacht, die sich jedem aufdrängt, der wirklich in der Vergangenheit unseres niedersächsischen Landes und Volkes lebt und der diese Vergangenheit daher durchaus als eine lebendige Einheit mit der Gegenwart von Land und Volk empfindet. Scheinbar steht diese Erkenntnis allerdings im Widerspruch mit angeblich gesicherten Ergebnissen vorgeschichtlicher Sachforschung und frühgeschichtlicher Völkerkunde. Zu diesen Meinungen sei daher einiges gesagt – nicht so sehr vom Standpunkte des Fachgelehrten aus, der m. E. oft zu sehr in den Atomen seines Forschungsmaterials denkt, als vielmehr vom Standpunkte des Autodidakten aus, der sich aus den einzelnen Forschungsergebnissen ein zusammenhängendes Bild der lebendigen Wirklichkeit zu machen sucht.

Man hat sich in der vorgeschichtlichen Forschung daran gewöhnt, aus wechselnden technischen Formen grundsätzlich auf einen Wechsel der Kulturen und damit der Völker zu schließen; und auch in der Geschichtsschreibung pflegt man dem Moment des

Wechsels und der Wanderung größere Bedeutung zuzugestehen, als dem der Beharrung. So richtig diese Art zu sehen für die Vorgeschichte in einzelnen Fällen sein mag, so sehr läßt sie doch eine Berücksichtigung der Tatsachen vermissen, die wir aus geschichtlicher Zeit und noch in lebendiger Gegenwart als bezeichnend für den ganzen niederdeutschen Volksschlag erkennen können. Man spricht von großen vorgeschichtlichen Wanderungen, die man aus dem Wechsel, der Entwicklung und der Verkümmerung technischer Formen erschließen zu können glaubt, und man setzt diese „vorgeschichtlichen Wanderungen" in Parallele mit der großen geschichtlichen Völkerwanderung der Germanen, die ja freilich einen uralten Vorgang wiederholt.

Im ganzen aber sieht man diese Dinge doch zu sehr von Süden her, vom Standpunkt des römischen Geschichtschreibers aus, der die Germanen als Wanderer und Eroberer besser kannte, denn als seßhafte Bauern; und der überhaupt jene Erdverbundenheit nicht kannte, die bis heute dem niederdeutschen Bauern auf der ganzen Welt seinen einzigartigen Charakter gibt. Mit dieser Erdverbundenheit aber müssen wir auch in jenen vorgeschichtlichen Zeiten rechnen – oder waren die Menschen, die gewaltige Steinblöcke zu Grabmälern türmten, die Tiefgräber in den Boden senkten, waren sie leichtfertige Nomaden, die nach Gunst oder Ungunst der wirtschaftlichen Lage oder gar von Abenteuerlust getrieben wie die Zigeuner ihren Boden im Stich ließen?

Das ist unmöglich, und so müssen wir für die scheinbaren Bevölkerungsverschiebungen, was wenigstens unser niederdeutsches Land angeht, ganz andere Maßstäbe anlegen. Von ältesten Zeiten an ist das Land zwischen Niederelbe und Niederrhein bzw. Ems das bodenständigste Land Europas, ja vielleicht der ganzen Welt. Mögen von Zeit zu Zeit Einsprengungen von Norden her in dies Gebiet erfolgt sein, Einsprengungen, die sich ja in geschichtlicher Zeit wiederholen; mögen solche Einsprengungen tatsächlich in gewissen vorgeschichtlichen Formänderungen nachzuweisen sein – einen grundlegenden und vollständigen Bevölkerungswandel hat

seit der jüngeren Steinzeit für dies Gebiet nie jemand nachgewiesen. So sehen wir denn auch, daß die große keltische Flut, die in der Eisen-Zeit fast ganz Europa erschüttert und umgestaltet, an diesem Block im Norden vorüberbrandet; daß in der Zeit des Tacitus wohl die nordwestdeutschen Stämme unter sich gewisse Kämpfe und Machtverschiebungen ausfechten, daß sie aber von außen her niemals unterworfen sind – die römische Heeresmaschine blieb in Westfalen stecken, die große slawische Flut wurde im Osten ebenso aufgehalten, wie lange Jahrhunderte hindurch im Westen sich die fränkische Macht nur unter Umgehung des niedersächsischen Gebietes ausbreiten konnte. Und selbst die Unterwerfung des alten germanischen Kernlandes durch das internationale Frankenreich hat dies natürliche Schwergewicht nicht dauernd verschieben können: hundert Jahre später ist der sächsische Stamm wiederum das Kraftzentrum Deutschlands, um ihn scharen sich die anderen deutschen Stämme, ein deutsches Reich im eigentlichen Sinne ist erst durch die Führung des sächsischen Stammes möglich geworden – und so liegen denn auch die Wurzeln des preußischen Staates in diesen niedersächsischen Stammesbestandteilen des neuen Kolonialландes östlich der Elbe.

Ein Vergleich mit neueren und besser bekannten Vorgängen läßt uns überhaupt die ganze Frage der „Völkerwanderungen“ in einem anderen Lichte erscheinen, als wir sie bisher zu sehen gewohnt waren. Wir sehen das niedersächsische Land von der sogenannten Völkerwanderung unberührt, und so müssen wir uns die Geschichte der Stämme, die wir in geschichtlichen Zeiten hier angeblich nacheinander auftreten sehen, anders deuten, als nach der bisherigen Auffassung von der Verschiebung ganzer Völker in neue Länder. Wir erfahren etwa, daß ein Volk, das schlechthin „die Amsiwaren“ genannt wird, auf der Landsuche am Niederrhein angetroffen wird, daß es dort überall abgewiesen wird und endlich vom Schauplatz der Geschichte verschwindet – aber etwa 100 Jahre später finden wir dasselbe Volk in seinen alten sitzen im Emslande wieder. Wäre also der ganze Stamm mit Kind und Kegel ausgewandert, so

wären seine Stammsitze sicher sogleich von anderen Völkerschaften in Besitz genommen worden. In Wirklichkeit hat damals der emsländische Bauer an sich ebensowenig seinen Väterboden mit den uralten Zeugen der Väterzeit verlassen , wie er das heute tut; er hat aber damals wie heute seinen jugendkräftigen Nachwuchs, für den es keinen Erbhof und keine Neusiedlung gab, in entlegene Gegenden entsandt, um dort Land und Zukunft zu suchen. Ein solcher Auswandererzug wird sich nicht einmal sehr von den Zügen der „trekkenden" Buren in Südafrika unterschieden haben; in großen Ausmaßen hat sich ja dieser Vorgang bei der Besiedlung Nordamerikas wiederholt; eine Völkerverschiebung, die Walther Darré mit Recht als die eigentliche große germanische Völkerwanderung bezeichnet hat.

So dürfen wir auch politische Umgestaltungen, die uns aus der frühen Stammesgeschichte unserer Heimat erkennbar sind, nicht ohne weiteres als eine Abwanderung ganzer Völker und ihre Ersetzung durch neue auffassen. Wir finden zu Tacitus' Zeiten das Land zwischen Ems und Elbe von dem großen Stamme der Chauken bewohnt, dasselbe Land also, das wir einige Jahrhunderte später als das Kernland des sächsischen Stammes wiederfinden. Unmöglich ist es, daß der kleine sächsische Urstamm in Holstein etwa das ganze, menschenleer gewordene Land zwischen Elbe und Ems neu besetzt und besiedelt hätte – es hat einfach ein Wechsel der politischen Führerschicht stattgefunden, und der mag freilich dadurch erfolgt sein, daß die politische und militärische Führerschicht der Chauken, von größeren Zielen verlockt, aus der Heimat ausgewandert ist und anderswo neue Reiche errichtet hat. Nach Rudolf Muchs sehr wahrscheinlicher Annahme finden wir diese Chauken ja als den Kernstamm der Franken in den Niederlanden wieder. Aber der bodenbauende Landmann, der niederdeutsche Bauer, hat damals gewiß nicht sein Land aufgegeben, um sich in Frankreich eine unsichere neue Existenz zu suchen – er blieb, und nur die Herren- oder Führerschicht wechselte; und diese war allerdings stark genug, um dem Lande fortan eine straffe politische

Einheit und auch einen bestimmten, im großen ganzen einheitlichen Sprachstand zu geben.

Wir können in der Wesergegend heute noch die alten Gaunamen erkennen, die wahrscheinlich auf Einsprengungen der sächsischen Eroberer zurückgehen. Ostfriesland, altes Chaukenland, ist in dieser Zeit wohl erst von einer friesischen Oberschicht besetzt worden, und so dürfte es sich erklären, daß gerade in diesem Lande das Friesische endlich doch wieder der zäheren niedersächsischen Mundart gewichen ist. Entsprechende Vorgänge können wir noch in der neueren Geschichte verfolgen, und sie zeigen uns besonders deutlich, wie wenig der sozusagen politische Name für einen tatsächlichen völkischen Tatbestand beweist. Der Name der Sachsen ist heute mit einem Lande verbunden, dessen Grundbevölkerung zum wesentlichen aus germanisierten Sorben besteht; es ist sächsischer Kolonialboden, aber der Name der Sachsen hat sich vor den neuen machtpolitischen Umgestaltungen gewissermaßen in dies ursprünglich slawische Neuland zurückgezogen.

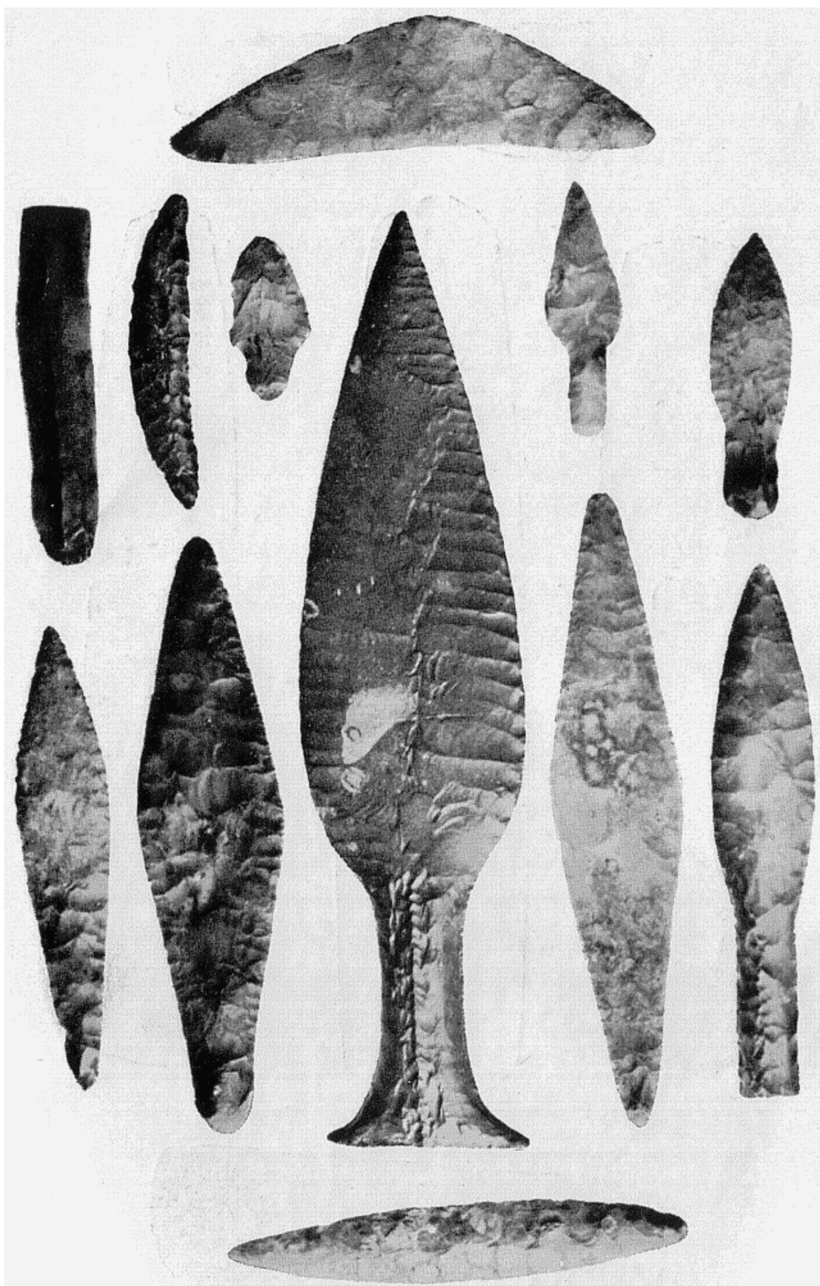
Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß alles, was wir im folgenden an alten Nachrichten über unsere nordwestdeutschen Vorfahren beibringen, im Lichte dieser großen Zusammenhänge gesehen werden muß. Nur so erkennen wir die Dauerhaftigkeit im Wechsel, das beständige Grundelement im ewigen Mächtekampf, in dem ja heute noch unser niederdeutsches Volkstum ganz vorwiegend das beharrende Element bildet. Und so müssen wir das, was uns die antiken Schriftsteller über unsere Vorfahren berichten, immer mit dem zusammenhalten, was unsere Ahnen uns selbst hinterlassen haben; und das sind nicht nur Urnen, Scherben, Waffen und Schmuckstücke, es ist unendlich mehr, nämlich lebendige Menschen – und auch an diesen müssen wir ja auf jene fernen Geschlechter zurückschließen können, deren Blut in unseren Adern rollt, während die Erzeugnisse ihrer Hände zum größten Teile längst der Zeit zum Opfer gefallen sind.

Schon sehr früh scheint dunkle Kunde von den nordischen Völkerschaften in die Mittelmeerländer gelangt zu sein. Begegnen wir

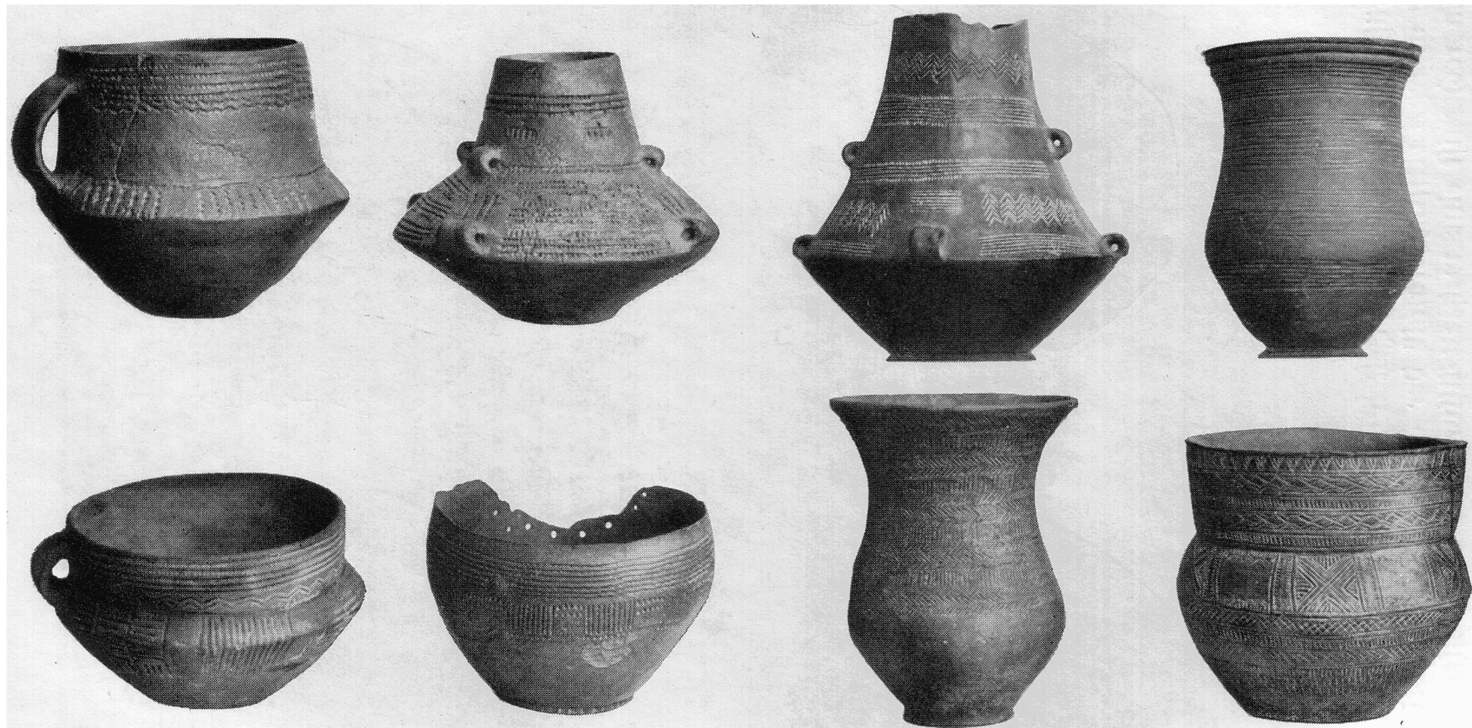
doch schon in den ältesten literarischen Denkmälern, die wir aus dem südlichen Europa besitzen, in den homerischen Gedichten, Hinweise auf nordische Völkerschaften, die am „Eingang der Unterwelt“, „an des tiefen Ozeans Ende“ in ewiger Dämmerung leben, „ganz von Nebel umwölkt und Finsternis“. Wenn auch Tacitus selbst in seiner Germania die Überlieferung, daß Odysseus auf seinen erlebnisreichen Irrfahrten in das Nordmeer verschlagen und das germanische Festland betreten haben soll, nur als Vermutung mitteilt, so haben doch gerade die neuesten Forschungen über Urheimat und Herkunft der arischen Rasse, wie sie Herman Wirth durchgeführt hat, bewiesen, daß solche Fahrten schon in diesen Urzeiten germanischer Geschichte gewagt worden sind.

Der erste Grieche, den sein Wissensdrang bis nach Germanien führte, ist Pytheas gewesen. Er stammte aus der griechischen Kolonie Massilla, dem heutigen Marseille. Um 345 v. Chr. unternahm er eine Entdeckungsfahrt, auf der er das westliche Europa umschiffte, nach Norden bis zur Insel Thule (Island?) vordrang und weiter die deutsche Nordseeküste erreichte.

Es würde den Rahmen der Arbeit sprengen und weit über das gesteckte Ziel hinausgehen, wenn ich diese ersten Berührungen der Griechen und Römer mit den Westgermanen auch nur aufzählen, geschweige denn eingehender schildern wollte, zumal darüber Sonderarbeiten vorliegen. Nur so viel sei hier festgelegt, daß wir zusammenhängende Berichte, die auch nur einigermaßen die damaligen Zustände über Land und Volk der Germanen zwischen Elbe, Ems und Rhein klar widerspiegeln, bis zum Erscheinen der Germania des Tacitus nicht besitzen. Leider sind auch die Schriften des Pytheas von Massilia verlorengegangen. Sie sind in Vergessenheit geraten und nur durch mündliche Vermittlung an spätere Berichterstatter weitergegeben worden. Von späteren Entdeckungsfahrten liegen aber nur fragmentarische, oft widerspruchsvolle Bruchstücke und einige Kartenzeichnungen der Griechen vor, die das kartographische Ergebnis dieser Entdeckungsfahrten zusammenfassen mögen.



Großer Prunkdolch, Dolche, Lanzenspitzen, Pfeilspitzen, Messer und Sägen aus Feuerstein (nordisch(der jüngeren Steinzeit. Gefunden in Nordwestdeutschland und Schweden.
Aus der Sammlung des „Väterkunde-Museums“ Bremen



Gefäße der jüngeren Steinzeit, 3000 bis 2000 v. Chr. Gef. in Nordwestdeutschland.
Aus der Slg. des „Väterkunde-Museums“ Bremen

Der erste zusammenhängende und zugleich der kostbarste Bericht über Germanien ist aber der des Römers Tacitus aus der Zeit 98 n. Chr. Seine Germania ist das goldene Buch der Vorgeschichte unseres Volkes, das über die Bewohner und ihre Kultur in sachlich-knapper Fassung, unvoreingenommen und fast wohlwollend – obwohl über Feinde – berichtet. Seine unparteiische Darstellung ist inzwischen durch eine überaus kritisch eingestellte wissenschaftliche Durchleuchtung und Vergleichung immer weiter erhärtet worden, und immer mehr schwindet jene Ansicht, die Tacitus bei der Abfassung seiner Schrift die Absicht unterzuschieben versucht, als habe er seinen verweichlichten, entarteten Landsleuten nur das Gegenstück eines reinen, ungebrochenen Volkstums in idealer Verklärung zeigen wollen. Seine Schrift ist unter der Regierung des Kaisers Trajan (98–117 n. Chr.) entstanden, als das römische Heer daranging, die Befestigungen am Rhein und an der Donau auszubauen, Dacien dem Reich als neue Provinz anzugliedern, das Zehntland im Winkel zwischen Rhein und Donau durch den Pfahlgraben oder Limes zu sichern und die bereits von des Drusus Nachfolger Tiberius (4 n. Chr.) eingeleitete „friedliche Durchdringung“ des westelbischen Deutschland durch die Vorposten römischer Kultur, die Kaufleute, von neuem zu versuchen und zu vollenden. Wir wissen, wie nahe die Römer schon bald nach Christi Geburt diesem Ziele gewesen wären, wenn nicht der Cherusker Armin (Hermann) in der Schlacht im Teutoburger Walde (9 n. Chr.) das Netz zerrissen hatte, ein Fürst, dem Tacitus in seiner Germania das hohe Lob spendet,

> „unstreitig Germaniens Befreier“ gewesen zu sein, „der nicht, wie andere Könige und Heerführer, die Anfänge des römischen Volkes, sondern das Reich in voller Blüte bekämpft hat, in Schlachten nicht immer erfolgreich, im Kriege unbesiegt“.

Tacitus wird sich bei der Abfassung seines Berichtes sicher in reichem Maße auf die Mitteilungen der Soldaten, Beamten und Kaufleute gestützt haben, die mit dem Heere weit in Germanien herumgekommen waren. Aber ebenso selbstverständlich wird es

sein, daß er als Mann einer umfassenden Bildung auch die Vorarbeiten älterer Schriftsteller benutzt haben wird, etwa der Griechen Posidonius von Apamea und Strabo und der Römer Cäsar, Sallust, Livius und Plinius, wenn er auch nur Cäsar als „zuverlässigsten Gewährsmann“ namentlich anführt.

Darum sollen in diesem Buche in deutschen Übersetzungen auch vorwiegend Teile aus der Germania des Tacitus als der aufschlußreichsten Quelle zum Beleg herangezogen werden, da hier Land und Volk der Germanen im rechten Lichte erscheinen. Die Beweisstellen sind der deutschen Ausgabe von Paul Stefan, Insel-Verlag, Leipzig, entnommen, die ich der Sprache nach für die schönste halte. – Seine Berichterstatter waren mit dem römischen Heer den Rhein hinunter bis nach Friesland gekommen und dann wohl an der Küste entlang bis über die Ems zur Jade und zur Mündung der Weser gelangt. So kannten die Kundschafter wahrscheinlich nur den Landstreifen längs der uneingedeichten Küste, in dessen Niederungen die Flut des Meeres ungehindert Eintritt hatte. Von Süden her waren die Römer, den Rhein herunterkommend, nur bis zur Lippe vorgedrungen, so daß die Heere das Innere des Landes der Chauken damals wohl kaum kennengelernt hatten. Die später gebrachten Berichte des Tacitus über Land und Volk der Chauken, die auf genauerer Kenntnis beruhen, weichen ja auch ganz wesentlich von denen des Plinius ab. Berühmt ist jene Stelle des Plinius über die Chauken, weil sie besonders deutlich den Unterschied in der Einstellung des Römers und des Germanen zu Boden und Heimat kennzeichnet: „Es gibt aber auch im Norden solche Völker (die in Dürftigkeit leben), nämlich die der Chauken, die die großen und die kleinen genannt werden. In gewaltiger Strömung ergießt sich dort der Ozean in Zwischenräumen zweimal bei Tage und bei Nacht auf ein ungeheures Gebiet, indem er den abwechselnden Kampfplatz der Elemente bedeckt, von dem man im Zweifel sein kann, ob er zum Lande gehört oder ein Teil des Meeres ist. Dort hat ein elendes Völkchen hohe Hügel

in Besitz, die wie Rednerbühnen von Menschenhand errichtet sind, entsprechend den Erfahrungen von der höchsten Flutgrenze: auf sie sind demgemäß Hütten gefetzt. Ihre Bewohner gleichen Segelnden, wenn die Fluten das umliegende Land bedecken, aber Schiffbrüchigen, wenn sie wieder zurückgewichen sind, und sie machen bei ihren Hütten Jagd auf die mit dem Meer fliehenden Fische. Vieh zu halten, ist diesen Menschen nicht vergönnt … Und diese Menschen behaupten, falls sie heute vom römischen Volk besiegt werden sollten, sie würden dann Sklaven! Es steht wirklich so: viele verschont das Schicksal zu ihrer Strafe." (Nach der Übersetzung von W. Capelle in „Das Alte Germanien", Jena 1929, S. 405 f.)

Ganz so elend, wie Plinius es darstellt, kann die Lage der Chauken nun nicht gewesen sein, dazu bezieht sich seine Schilderung ja offenbar nur auf den schmalen Küstenstreifen.

Die „Hütten", die das arme Volk nach dem Bericht auf Hügeln oder auf „mit Händen aufgemachten Haufen" errichtete, waren die Gehöfte der Küstenbewohner, die in den Niederungen auf sogenannten Wurten standen, die durch fleißiger Hände saure Arbeit erst aufgeworfen werden mußten, um die Behauungen gegen die vordringende Flut des Meeres zu schützen.

Dieser Zustand galt aber nicht für das ganze Land der Chauken, sondern nur für den Streifen des niederen Küstengebietes und wohl besonders für den Teil des Landes, wo jetzt das Wasser des Jadebusens flutet. Die Einbuchtung des Meeres bestand zur Zeit des Plinius und des Tacitus noch nicht. Sie ist erst durch den Einbruch einer Sturmflut im Jahre 1218 entstanden. Die Küstenlinie verlief weit nördlicher, denn dort, wo jetzt im Meer der Leuchtturm von Mellum steht, erhob sich um 850 noch die Burg des Herzogs Wigberts, eines Sohnes Widukinds. Es ist aber nachzuweisen, daß die wohl sehr fruchtbare Gegend stark besiedelt gewesen ist. Dieses Land gehörte zum Gau Rüstringen. Die Grafen dieses Gaues hatten ihren Wohnsitz nächst dem Nordmeer an der Jade, im Gebiet des heutigen Jadebusens. Hier standen in Jadelehe das erste

Kloster und die erste christliche Kirche des Küstengebietes. Dieser Ort ist bei der Einbuchtung des Jadebusens untergegangen. Lange bevor der Name der Burg an der Hunte, Oldenburg, erwähnt wird, lebten die Häuptlinge von Rüstringen auf ihren Wohnsitzen an der Nordseeküste.

Das Gebiet der Chauken dehnte sich am Nordseeufer von der Emsgegend bis zur Elbe aus. Es wurde durch die Weser in zwei Teile geschieden. Die großen Chauken, die *Chauci maiores* bewohnten das Gebiet zwischen Weser und Elbe, die kleinen Chauken, die *Chauci minores* dasjenige zwischen Weser und Ems. Zu den kleinen Chauken gehörten auch die heutigen Oldenburger. Die „großen" und die „kleinen" Chauken bezeichnet die Chauken im weiteren und im engeren Sinne; etwa wie wir heute von der Provinz als von Preußen im engeren, und von dem Lande als Preußen im weiteren Sinne sprechen.

Nach dem Bericht des Tacitus muß das Land der Chauken stark besiedelt, also gut kultiviert und wirtschaftlich ausgenutzt gewesen sein. Den Chauken selbst aber, ihrer Macht, ihrem Rechtssinn, ihrer gebändigten Kraft und ihrer Tapferkeit spendet er das höchste Lob. Ohne Zweifel müssen sie damals das bedeutendste Volk im weiten Umkreise gewesen sein, das auch bei anderen germanischen Völkerschaften in höchstem Ansehen gestanden hat.

Aus frühmittelalterlicher Zeit ist ein poetischer Name, Hugones, angelsächsisch Hugas, überliefert, der der Bezeichnung Chauci, germanisch[1] Hauhoz, gleichzusetzen und als die „Hohen, Hochgemuten" zu deuten ist, nicht etwa in tadelnder Bedeutung als hochmütig, „von oben herab", sondern in des Wortes wahrstem Sinne die Hochmutigen, die mit dem hohen Mut!

Tacitus schreibt im Kapitel 35 der „Germania":

„So weit gegen Westen hin kennen wir Germanien. Gegen Norden tritt es in ungeheurem Bogen zurück. Gleich zuerst findet sich hier das Volk der Chauken; obwohl es schon nächst den Friesen beginnt und noch einen Teil der Küste innehat, zieht es

[1] Vgl. das englische haughty, stolz, hochgemut.

sich auch in der Flanke aller hier beschriebenen Stämme hin und reicht zuletzt im Bogen bis zu den Chatten. Und diese gewaltige Ländermasse haben die Chauken nicht nur in ihrem Besitz, sondern sie füllen sie auch aus; ein Volk, das unter den Germanen in höchstem Ansehen steht und es dabei vorzieht, seine Macht auf Gerechtigkeit zu stützen. Ohne Habgier, ohne unbändige Herrschsucht leben sie ruhig für sich und reizen keinen zum Kriege, verwüsten sie, rauben und plündern sie keinem sein Gut. Es ist das höchste Zeugnis für ihre Tapferkeit und Stärke, daß sie ihre überlegene Macht keinem Übergriff danken. Doch haben sie rasch die Waffen bereit, und wenn es die Not erfordert, ein Heer: Rosse und Mannen in reicher Zahl. Auch wenn sie Ruhe halten, bleibt ihnen ihr Ruf."

Teile der nordwestlichen Chauken, der sogenannten kleinen Chauken, waren vielleicht schon die Rüstringer sowie die Leute von Ambria, dem heutigen Ammerland, die vom Lar- und Lerigau und die vom Hase- und Dersegau. Als eine sächsische Einsprengung anzusehen sind die „Wigmodi", das bedeutet die „Kampfmutigen", die in der Gegend von Bremen saßen, und die „Westfalhi" und „Ostfalhi", neben den Angrivari oder Engern die Hauptstämme des großen Sachsenvolkes. Die Mundart der Sachsen zeigte vielfach Anklänge an das Friesische und Angelsächsische; solche verstreut auftretenden sprachlichen Überbleibsel deuten auf Einsprengungen aus späteren Erobererschichten hin. Die hochdeutsche Lautverschiebung hat gerade an der Stammesgrenze der Sachsen halt gemacht, die also auch hierin mehr als andere deutsche Stämme zäh an ihrer Eigenart festgehalten haben.

Woher stammt nun das Urvolk der großen indogermanischen Völkerfamilie? Von woher erfolgte also eigentlich die Besiedelung des Weser-Ems-Landes? Beide Fragen hängen eng zusammen. Hat das Volk der Germanen immer in unserem Vaterlande gewohnt?

Wenn wir die schriftliche Quellenforschung fragen, so müssen

wir mit „Ja“ antworten. Auch Tacitus weiß nur zu berichten, daß das Volk der Germanen im Lande jenseits von Rhein und Donau ureingeboren sei. Wer würde auch wohl, so fragt er aus der geographischen Einstellung des Südländers heraus, sonst noch Verlangen nach einer so unwirtlichen Gegend gehabt haben, „traurig zu bewohnen und anzuschauen für alle, die sie nicht Heimat nennen“. Nur wer dort geboren worden sei, könne dieses Land lieben.

Auch die Germanen selbst haben sich für ureingeboren gehalten. Denn hätten sie etwas anderes gewußt, so wäre es bestimmt zu den Ohren der römischen Geschichtschreiber gekommen. Und so weiß auch Tacitus nur von jener Kunde zu berichten, die durch die altgermanischen Lieder geht, daß sie aus dem Boden, der Erde des Landes, von den Göttern selbst geschaffen seien, dem erdentsprossenen Gott Tuisto und dessen Sohn Mannus entstammen. In der volkstümlichen Sage von der Erschaffung des ersten Westfalen aus einem Eichbaum klingt die uralte Überlieferung noch nach.

Heute steht die Geschichtswissenschaft der Beantwortung der Frage nach der Urheimat der Germanen, trotz fehlender Berichte, nicht mehr hilflos gegenüber. Gibt es doch längst eine Spezialliteratur über diese Frage, die sich ständig erweitert. Die Frage, die der eine Gelehrte nicht beantworten kann, greift ein Forscher eines Nachbargebietes auf und führt sie der Lösung entgegen. Es ist keine Seltenheit, daß ganz besonders wichtige Entdeckungen auf diesem Gebiete, wie z. B. die des indogermanischen Urvolks, das Franz Bopp 1816 auf dem Wege der vergleichenden Sprachforschung feststellte, nicht von Fachgelehrten der Geschichtswissenschaft gemacht worden sind.

Dieses Hand-in-Hand-arbeiten aller Wissenschaftsgebiete, das uns höchste Ehrfurcht abnötigen muß vor der Schärfe und Kühnheit menschlichen Geistes, hat auch Licht in das tiefe Dunkel vom Aufgang der Menschheit gebracht. Hier sei nur der Forschungen Herman Wirths gedacht, der mit bewunderungswürdiger Sprach-

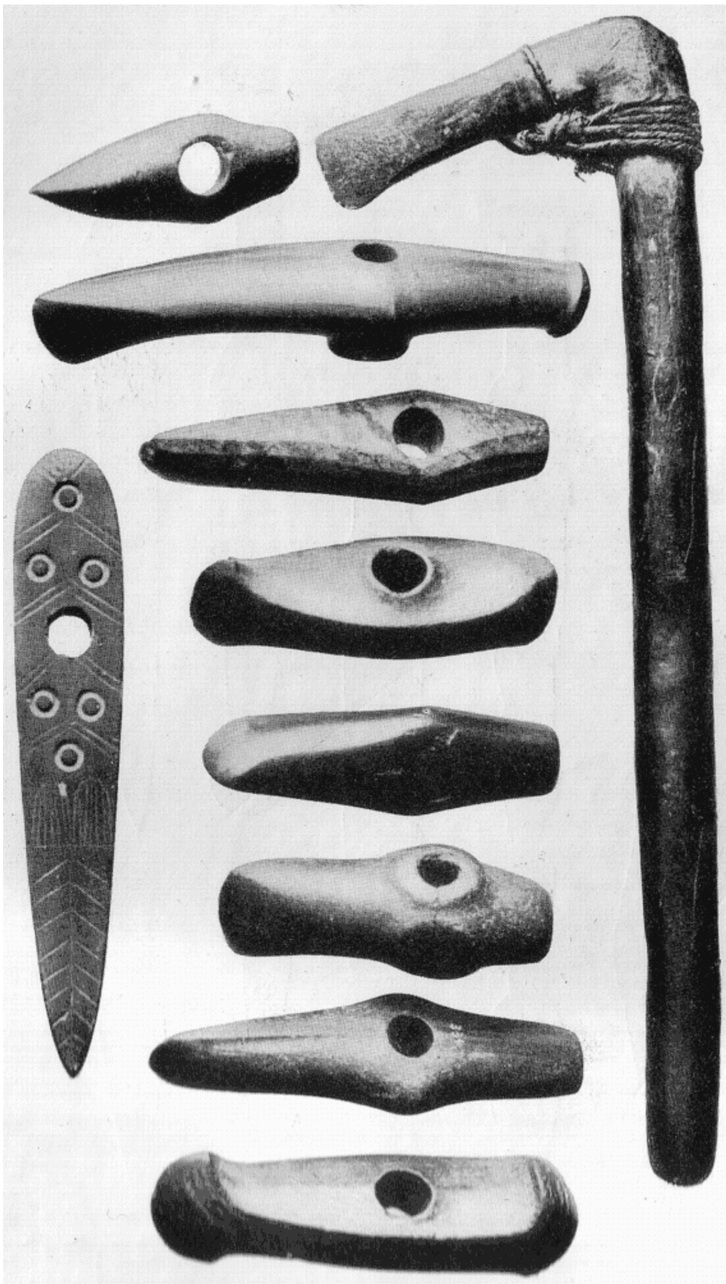
und Sachkenntnis die Urschrift der Menschheit als solare Symbolschrift, als sinnbildliche Deutung des kosmischen Geschehens, der Sonnenbahn, enthüllt und aus der Verbreitung dieser Kultsymbole Ausgangspunkt und Wanderwege der nordischen Rasse zu bestimmen versucht hat.

Nach seinen Forschungen und den Ergebnissen der Rassenforschung wird man die frühere Ansicht von der Heimat des indogermanischen Urvolkes, die man meist nach Südrußland verlegte, wohl endgültig aufgeben und fortan den erweiterten Nord-Seekreis als Urheimat der nordischen Rasse ansprechen. Wirth nimmt nach der von Köppen und Wegener vertretenen Theorie einer Kontinentalverschiebung zwischen Europa und Nordamerika einen versunkenen Arktis-Kontinent an, der bei anderer Lage der Erdachse ursprünglich das ganze Jahr hindurch ein warmes Klima hatte, durch ihre allmähliche Verlagerung aber langsam vereiste und die Nordarier zur Auswanderung zwang. Als erste Etappe auf dieser Abwanderung nach Süden bot sich die südöstlich gelegene atlantische Inselwelt, die sog. Atlantis, dar. Dies Land ist uns aus Platos Bericht, den man freilich bisher nicht recht zu deuten wußte, längst bekannt. Als die durch die Kontinentalverschiebung eingetretene Spannung zwischen den Erdteilen zu groß wurde, senkte sich die Erddecke, riß, und die Inselwelt versank in den Fluten. Nur noch einzelne Pfeiler wären davon in Grönland, Island, Spitzbergen und Franz-Josef-Land stehen geblieben.

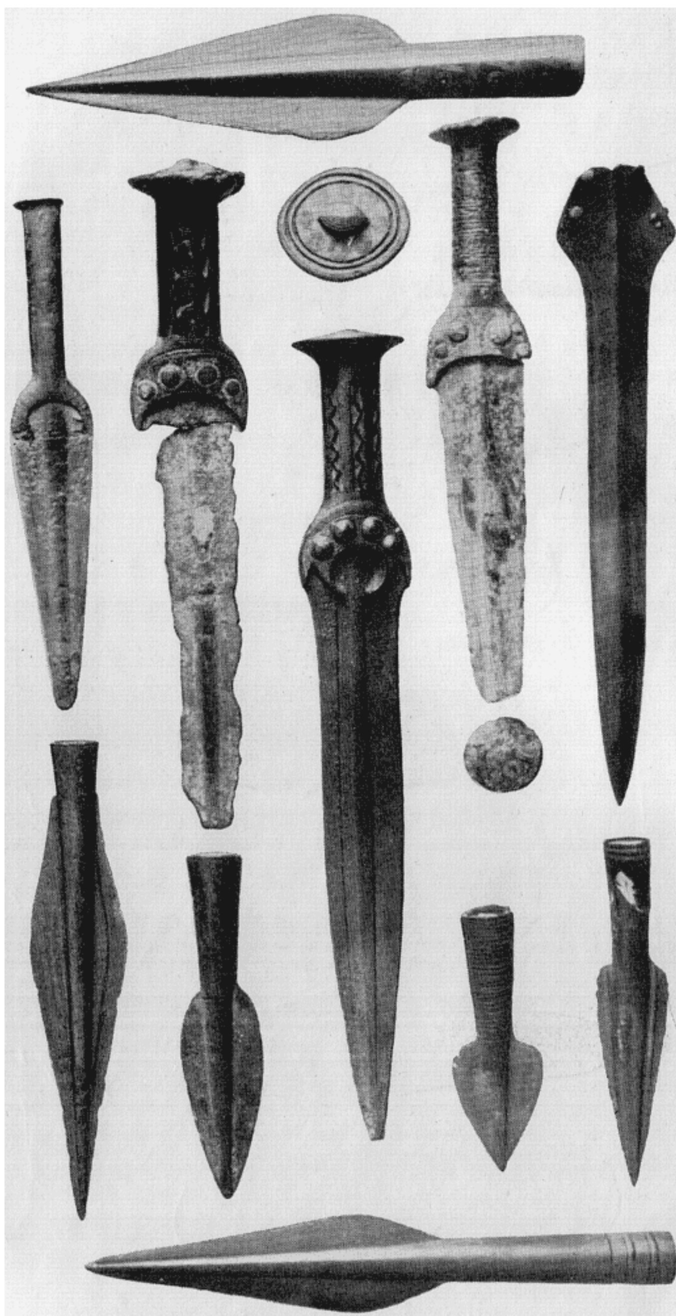
Dieser in den Fluten verschwundene Arktis-Kontinent ist nach Herman Wirth die Urheimat der Germanen und der mit ihnen verwandten Völker gewesen. Aber schon bevor der Erdteil mit der südlich vorgelagerten Atlantis-Inselwelt in den Fluten unterging – nach Platos Angaben soll es ungefähr 9000 v. Chr., vor unserer Zeitrechnung gewesen sein –, mögen die ersten Abwanderungen der Nordarier nach den germanischen Randgebieten erfolgt sein, die sich steigerten, als die Vereisung des Arktis-Kontinents Fortschritte machte und in Atlantis die kommende Kata-

strophe in Erd- und Seebeben sich bemerkbar machte (Sintbrand und Sintflut). Nur diese Annahme gibt eine einleuchtende Erklärung für die Tatsache, daß die Sagen und Märchen von der großen Flut oder dem großen Weltbrand bei den nordeuropäischen Völkern und den nordamerikanischen Indianern über viele Jahrtausende hinweg genau übereinstimmen. Die Dauerüberlieferung unseres Volksbrauches bestätigt die von Tacitus berichtete Meinung von der Erdverwachsenheit der Germanen.

Es wäre dringend erforderlich, in der ganzen Frage nach dem „Alter der Germanen" einmal eine einheitliche Ausdrucksweise zu schaffen, da man gerade in dieser Frage andauernd aneinander vorbeiredet. Hat Schuchhardt mit seiner mehrfach erwähnten Meinung recht, so dürfen wir die Erbauer der großen Steingräber ohne weiteres als „Germanen" bezeichnen, ohne damit einer genaueren vorgeschichtlichen Klassifizierung vorzugreifen. Faßt man die Ergebnisse der Rassenforschung mit denen der Vorgeschichtsforschung zusammen, so ergibt sich doch – wenn man die Dinge lebendig sieht – folgendes Bild: das Nord- und Ostseebekken, angefüllt mit dieser urnordischen, ur-indogermanischen Menschheit, fließt in immer sich wiederholenden Perioden über; es entsendet in gewissen Abständen immer wieder neue Wellen nordischer Menschen in andere Räume und Kulturen. Die Indo-Iranier gehören zu den ersten, die Italiker und die Kelten zu den letzten dieser periodisch sich wiederholenden Wellen; die Kelten sind die vorletzten, die germanischen Wanderstämme die letzten, die diese Nord- und Ostseeheimat verließen. Nur so können wir das vielberufene Verhältnis der Kelten zu den Germanen richtig deuten: die Kelten sind die Ausgewanderten, in steter Bewegung Begriffenen, während die „Germanen" einfach der in der Urheimat verbliebene Rest der großen Völkerfamilie sind. Daher denn auch die wichtige Rolle, die der norddeutsche, niedersächsische Block immer wieder in der Geschichte der „ausgewanderten" Stämme spielt – ein Land, das die Angelsachsen ganz sinngemäß als „Altsachsen" bezeichneten. Es ist dasselbe Verhältnis, wie es



Streithämmer und Prunkäxte der jüngeren Steinzeit, Kulturkreis der Schnurkeramiker. Gefunden in Nordwestdeutschland und Thüringen. Beil der jüngeren Bronzezeit mit Originalschäftung.
Aus der Sammlung des „Väterkunde-Museums“ Bremen



Germanische Dolche und Lanzenspitzen der ältesten Bronzezeit (nordisch). Gefunden in Nordwestdeutschland und Schweden.
Aus der Sammlung des „Väterkunde-Museums“ Bremen

sich zwangsläufig einmal zwischen den in der Heimat verbliebenen „Engländern“ und den ausgewanderten „Amerikanern“ herausbilden wird. Die Frage, ob wir die Bewohner Niedersachsens zur Stein- und Bronzezeit schon als „Germanen“ bezeichnen dürfen, ist also eigentlich ein müßiger Streit um Worte; mit denselben Recht könnten wir die ebenso müßige Frage stellen, ob wir etwa die Brukterer und die Angrivaren zur Zeit des Tacitus „schon“ als Münsterländer oder als Engern bezeichnen dürfen. An der Dauerwesenhaftigkeit (Kontinuität) all dieser Völker ist m. E. gar kein Zweifel.

Für die Randgebiete der nord- und westeuropäischen Küsten, also auch für das Weser-Ems-Land und das früher vorgelagerte und heute vom Meer bespülte Forsete-Land (Doggerbank) ist bei der Nähe der versunkenen Erdteile wohl eine direkte Ureinwanderung vom Arktis-Kontinent her nicht von der Hand zu weisen. Jedenfalls kann man überall dort, wo Reste der Megalithkultur vorhanden sind – und dazu sind die gewaltigen Steinsetzungen im Oldenburger Land auch zu rechnen – nach den gefundenen Beigaben solchen Vermutungen Raum geben.

Was Tacitus gegen Ende des 1. Jahrhunderts nach Christi Geburt im 2. Kapitel seiner Germania von den Germanen sagt, wird zum Teil auch heute noch besonders für das Land zwischen Weser und Ems zutreffen. Es heißt dort:

> „Das Volk der Germanen scheint mir ureingeboren zu sein und ganz und gar nicht berührt durch Zugang oder Aufnahme aus fremden Stämmen.“

Im 4. Kapitel schreibt Tacitus weiter:

> „Selber schließe ich mich denen an, die Germaniens Stämme, rein und von jeglicher Mischung von Fremden bewahrt, für ein eigenes, unverfälschtes, keinem anderen vergleichbares Volk nehmen. Daher auch, unerachtet der großen Menschenzahl, überall der gleiche Schlag: hellblaue, trotzige Augen, rotblondes Haar, gewaltige Leiber, nur zu Tat und ungestümen Drängen taugend.“

Alle zugänglichen Quellen ergeben, daß sich die Völker zwischen Weser und Ems, im heutigen Oldenburg, von der Steinzeit bis zum Mittelalter und darüber hinaus seit Jahrtausenden zum großen Teil fast in reiner Rasse, besonders auf dem flachen Lande, erhalten haben.

Die Ureinwohner des Weser-Ems-Landes waren nach Tacitus die Ingävonen. Wirth nennt sie die „Thuata“, ein Name, der in den irischen Überlieferungen erhalten ist und auf den nach seiner Meinung das germanische *thiod* („Volk“) und damit der Name der „Deutschen“ zurückgeht. Auf ihren Wanderungen vom Arktis-Kontinent über Irland und Schottland machten diese Thuata auf dem damals noch festländischen Gebiet der Doggerbank halt und ließen sich auf dem den heutigen Ost- und Westfriesischen Inseln vorgelagerten Forseteland nieder. Um 1500 v. Chr. scheint auch dieses Gebiet durch ganz allmähliche Versenkung und durch auftretende Sturm- und Springfluten in den Wellen verfunken zu sein. Die Steinzeitleute zwischen Weser und Ems, auch die auf der hohen Geest, die Erbauer der Großsteingräber, müssen zu diesem Volk der Thuata, den Ingävonen, und unter diesen zu dem Stamm der Chauken gehört haben, die seit der Urzeit hier ihre Felder bestellten wie noch heute ihre Nachkommen. Schon in der Steinzeit, etwa 4000 bis 2000 vor Chr. hat dieses Volk einen Höhepunkt seiner bodenständigen Kultur erreicht, das beweisen einwandfrei die Steinbauten der Großsteingräber und „Hünenbetten“ sowie die auf uns gekommenen edel geformten Gebrauchsgeschirre, Werkzeuge und Steinwaffen.

Wo die nordischen Völker sich seßhaft machten, bildeten sie die führende und gebietende Herrenschicht und erweckten eine blühende Kultur. Durch die Vermischung mit den an ihren Wohnsitzen vorgefundenen, an Zahl meist viel größeren Völkern ging aber im Laufe der Jahrhunderte die reine Rasse verloren. Das Volk, das sich durch Führung der nordrassigen Oberschicht zu höchster Kultur entwickelt hatte, zerfiel durch die zersetzende Blutmischung in wenigen Jahrhunderten, so daß die Blüte der Kultur in

diesen Ländern, in Griechenland wie in Italien, kaum 1000 Jahre überdauerte.

Immer wieder aber muß die Selbständigkeit der germanischen Kultur und ihrer Entwicklung anderen Kulturen gegenüber betont werden. Hier kann man wohl ganz der Auffassung Gustav Freitags in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" zustimmen:

> „Die Germanen sind das erste und in vieler Hinsicht das einzige Herrenvolk der Erde, welches zur Herrschaft berufen wurde, ohne vorher in tausendjährigem engen Zusammenhange mit der Kultur fremder Völker gewesen zu sein. Die Hellenen hatten, bevor sie den phönizischen Händler verdrängten, alles, was die Phönizier stark gemacht hatte, sich selbst angeeignet. Die Römer hatten sich zu halben Hellenen geformt und entdeckt, daß sie nahe Verwandte der Athener und Kleinasier waren, bevor sie die Herrschaft über Griechenland und Asien antraten. Die Germanen aber waren, als sie ihre bewaffneten Kolonistenfahrten gegen den großen Kulturstaat des Mittelmeeres begannen, ein fremdes Volk und wie die Römer sagten, nur sich selbst ähnlich. Auch ihnen hatte nicht ganz die Verbindung mit dem Süden gefehlt, aber in allen Hauptsachen stand ihr Volksleben außerhalb der Kultur des Mittelmeeres."

Das gilt in Sonderheit von den Völkerschaften der Ingävonen an der Nordseeküste, besonders von den Chauken, wie Tacitus ausdrücklich in seiner Germania betont.

Man nimmt zuweilen noch an, daß ein Teil der nach seinem beiden Polen als Indogermanen bezeichneten arischen Stamme später in die Urheimat, zu ihrem Ausgangspunkt, dem Nordseekreis, zurückgekehrt ist. Irgendein zwingender Grund für diese Annahme liegt nach meiner Ansicht nicht vor. Lassen wir sie gelten, so müssen wir doch als sicher voraussetzen, daß die Indogermanen hier auf Steinzeitleute ihrer eigenen Rasse gestoßen sind, die die Heimat nie verlassen hatten. Die Erbauer der Großsteingräber Nordwestdeutschlands, die als die Urbewohner an-

zusehen sind, haben nach allem, was wir gesagt haben, die Wanderung der Indogermanen gar nicht mitgemacht. Diese Annahme bestätigen auch die Funde, die in diesem Gebiet gemacht worden sind. Geräte, Waffen, Schmuckstücke und Erzeugnisse der Keramik reihen sich fast lückenlos von der jüngeren Steinzeit über die Bronze- zur Eisenzeit aneinander an, so daß man Rückschlüsse machen kann auf die lange Bodenständigkeit einer ununterbrochenen Geschlechterfolge.

Schon vor Beginn des dritten vorchristlichen Jahrtausends muß in dem Landstrich der Geest am oberen Huntetal, dort, wo sich die Ahlhorner Heide ausdehnt, reges Leben geherrscht haben.

Für die Vorgeschichte des Gesamtvolkes der Germanen ist ja gerade Nordwestdeutschland besonders wertvoll. Nach den Forschungsergebnissen maßgebender Prähistoriker der neueren Zeit ist hier, wie die Großsteingräber beweisen, die Wiege einer eigenen, hohen Kultur zu suchen. Das südliche Oldenburg aber kann für Deutschland nach Zahl und Größe der Großsteingräber und anderer Steinanlagen mit Recht als das klassische Land der Steinzeitkultur, der sogenannten Megalithgräber, bezeichnet werden.

Herman Wirth sagt in seinem Buche „Was heißt Deutsch“:

> „Aus jener Zeit einer ‚deutschen‘ oder ‚völkischen‘ Gemeinschaft Nordeuropas, die um die Nordsee als engere Heimat ansässig war, ragt ein erhabenes Denkmal ihrer Geisteskultur noch in unsere Gegenwart hinein. Es sind jene großen Steingräber, die sogenannten Megalithgräber, die Dolmen und Hünenbetten. Dieser Nordseekulturkreis umschloß damals Nord- und Westeuropa, also das atlantische Europa, als kultische, d. h. religiöse, weltanschauliche Einheit, bei den sonstigen örtlichen untergeordneten kulturellen Eigenheiten der verschiedenen Länder. Diese jungsteinzeitliche Megalithgräberkultur, die Formen dieser Steingrabhäuser, sowie ihre Kultsymbolik, bildet die Grundlage der dortigen späteren Höhenreligionen.“

Daß die Urväter der „Deutschen“ die Träger dieser herrlichen monumentalen Steingräberkultur gewesen sind, darüber gibt es

heute keinen Zweifel mehr. Es sieht auch fest, daß diese frühesten germanischen Baumeister ein feines Gefühl für Architektur gehabt haben, und daß die Bauten von einem Volk aufgeführt worden sind, dem vergeistigtes Denken und Tun und sittliche Größe eigen gewesen ist.

Für alte Überlieferung und eine kulturelle Ausbreitungskraft spricht besonders auch die weite Verbreitung dieser Gräber, unter denen man allgemein ganglose Dolmen und Ganggräber unterscheidet; all diese Typen finden wir in weiter Verbreitung von der Nordsee bis Kreta wieder. Vor allem die Ganggräber zeigen eine genaue Übereinstimmung von England bis Mykene, wobei die Wurzeln dieser Formen ganz zweifellos im Norden liegen. Uralte Seefahrt muß die Grundlage dieser Kulturausbreitung gewesen sein, die auch in den Grabgefäßen, ihrer Zierkunst und ihren Sinnbildern zutage tritt. Es sind die Bernsteinvölker, die diese Kultur über weite Länder und Meere getragen haben. Die Megalithgräber, so sagt O. Menghin in seiner Weltgeschichte der Steinzeit, sind nicht nur durch technisch-architektonische Eigentümlichkeiten miteinander verknüpft, sondern auch durch gewisse andere Einzelheiten, die beweisen. daß die Grabform und der damit verbundene Glaube von einer geistigen Bewegung getragen wurde, die über alle Kulturgrenzen hinwegging. Stärke und Form ihrer Ausdehnung findet nur in den späteren Weltreligionen ein Gegenbeispiel. – Auch in Norddeutschland steht der Ur-Dolmen noch in Verbindung mit uralter Volksüberlieferung.

Diese ersten und einzigen Zeugen der Steinzeitmenschen sprechen eine gewaltige Sprache für den, der sie zu erlauschen versteht. Die Steinsetzungen beweisen zunächst, daß die Erbauer kein ärmliches und primitives Volk gewesen sind. Im Gegenteil lassen die kühnen Ideen und das hohe technische Können auf ein geistig hochstehendes Volk schließen. Es muß ferner, und das ist wichtig und bedeutsam, hier schon lange seßhaft gewesen sein; denn nur eine lange Zeit stetiger Kultur rechtfertigt und erklärt so

gewaltige Bauten. Ein wanderndes Volk würde eine derartige Arbeit niemals begonnen und vollführt haben.

Was vor der Zeit der Steinbauten gewesen ist, weiß man nicht. Es ist aber anzunehmen, daß auf demselben Grund und Boden auch vordem ein altes Geschlecht gewohnt haben wird. Denn es muß eine lange Zeit vorausgegangen sein bis zur Entwicklung derjenigen Kulturstufe, in der diese Bauten ausgeführt worden sind. Es ist auch nicht anzunehmen, daß ein eingewandertes Volk nach der Besitzergreifung fremden Bodens mit dem Bau so riesiger Grabhäuser sofort begonnen haben wird. Es kann nur ein eingesessenes Stammvolk gewesen sein, das aus alter Tradition, aus eigenen ursprünglichen Anfängen stetig fortschreitend, diese gewaltigen Werke hat entstehen lassen .

Dieses Volk hat auch später die sogenannte Völkerwanderung nicht mitgemacht. Hier saßen also zur Zeit der Sachsenkriege und ihres Führers Widukind noch die unverfälschten Nachkommen der Steinzeitleute, die sich auch heute noch, wie die Friesen, in ihrer nordischen Rasse reiner erhalten haben als irgendein anderer Stamm Deutschlands. Nur die Skandinavier oder Nordleute haben sich als Stammvölker derselben arischen Rasse durch die geographische Lage ihrer Wohnbezirke naturgemäß ebenso artrein erhalten können. Auch das heutige Volk Englands ist zum großen Teil arisch-germanischen Blutes.

Es gab also eine Zeit, da sich die Vorfahren dieser germanischen Stämme durch keinerlei scharfe Grenzen im heutigen Sinne schieden, da sie alle eine einheitliche Sprache redeten und, wenn auch in zahlreiche kleine Völkerschaften gespalten, zusammen ein Volk ausmachten. Dieses Volk ist in seiner Gesamtheit als das Volk der „Germanen“ zu bezeichnen.

Die Friesen zerfielen in West- und Ostfriesen, der Name Nordfriesland entstand später. Diese Stämme haben sich zu allen Zeiten durch Freiheitsliebe und Rechtssinn ausgezeichnet und treu wie kein anderer Germanenstamm an ihrer alten Heimat festgehalten. Es wird nicht in Abrede gestellt, daß die Germanen spä-

ter wiederholt fremde Volksteile unter sich aufgenommen haben. Bei der Ausdehnung des deutschen Volksgebietes sind aber die Mischungsverhältnisse nicht überall die gleichen. Darauf beruhen zum Teil die Stammes- und Sprachunterschiede innerhalb der Gesamtnation.

Wie sich aus dem indogermanischen Urvolk durch Abzweigung und Vermischung die verschiedenen Völkerschaften langsam entwickelt haben, so haben sich aus der indogermanischen Ursprache auch nach und nach die verschiedenen Sprachen entfaltet und innerhalb einer Sprache wieder verschiedene Spracheigenheiten, Sprachweisen, Sprech- oder Mundarten, wie in der deutschen Sprache Hoch- und Niederhochdeutsch und in den einzelnen Landschaften die Dialekte.

Mit dem Zeitpunkt der Anlage der großen Steingräber hatte also die Geschichte der Germanen zwischen Weser und Ems für uns zu beginnen!

Das Alter dieser steinzeitlichen Bauten wird heute nach vorherrschender Auffassung etwa in die Zeit von 4500 bis 2000 v. Chr. verlegt. Es ist die Zeit, in der die kunstvoll geschliffenen Steinbeile gebräuchlich sind, die auch in technischer Hinsicht ein hohes Können, Geschmack und Zweckbewußtsein voraussetzen. Vielleicht 1000 Jahre früher, um 5000 v. Chr., treten die geschlagenen Steinbeile auf, die in der Form schon den späteren geschliffenen Beilen entsprechen.

Demgegenüber heißt es oft in Geschichtsbüchern „Das Urvolk der Germanen hat ein Wanderleben geführt“. In einem Lehrbuch liest man sogar: „Sie zogen, so wie wir es heule noch bei den Zigeunern beobachten können, sippschaftsweise unter Führung der Geschlechtsältesten umher, ließen sich an einer geeigneten Stelle nieder, ernteten ab, was die Natur ihnen bot, und so von Platz zu Platz.“ Für die Ingävonen trifft das jedenfalls ebensowenig zu wie für die anderen germanischen Völkerschaften.

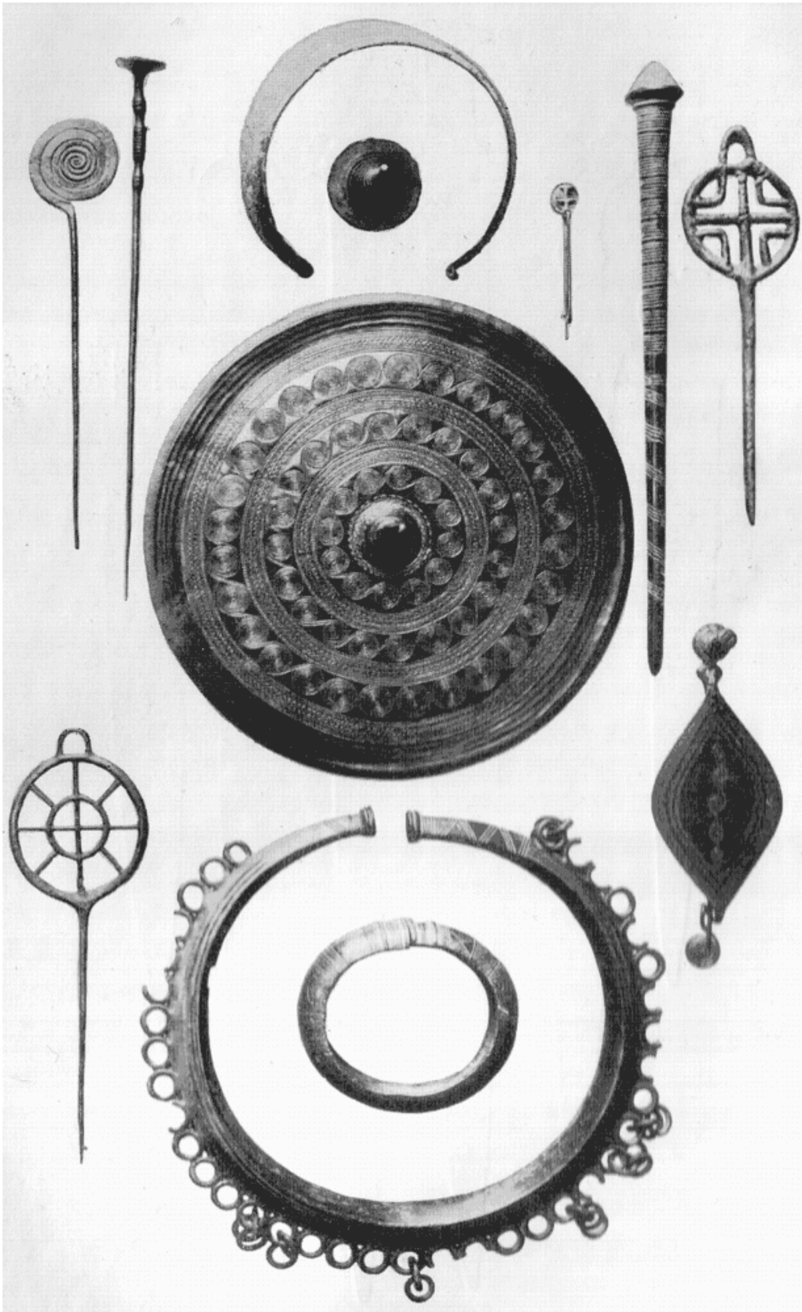
Die leibliche Beschaffenheit der steinzeitlichen Bevölkerung Europas, soweit sie aus den Gräberfunden erkennbar ist, zeigt gegen-

über frühgeschichtlicher Zeit keine fremdartigen Züge. Auch waren die Verhältnisse der Urzeit der Reinerhaltung eines Volkes günstiger. Der heute im germanischen Nordeuropa herrschende Typus scheint ursprünglich der allgemein indogermanische gewesen zu sein. Er begegnet uns überall dort, wo die Arier ursprünglich die herrschende und kulturführende Oberschicht gewesen sind, wie z.B. bei den Griechen zur Zeit ihres Aufstieges und ihrer Blüte, wenn auch in der späteren Entwicklung des Volkes das nordische Gepräge durch Vermischung, die schließlich zum Verfall führte, mehr und mehr verschwand.

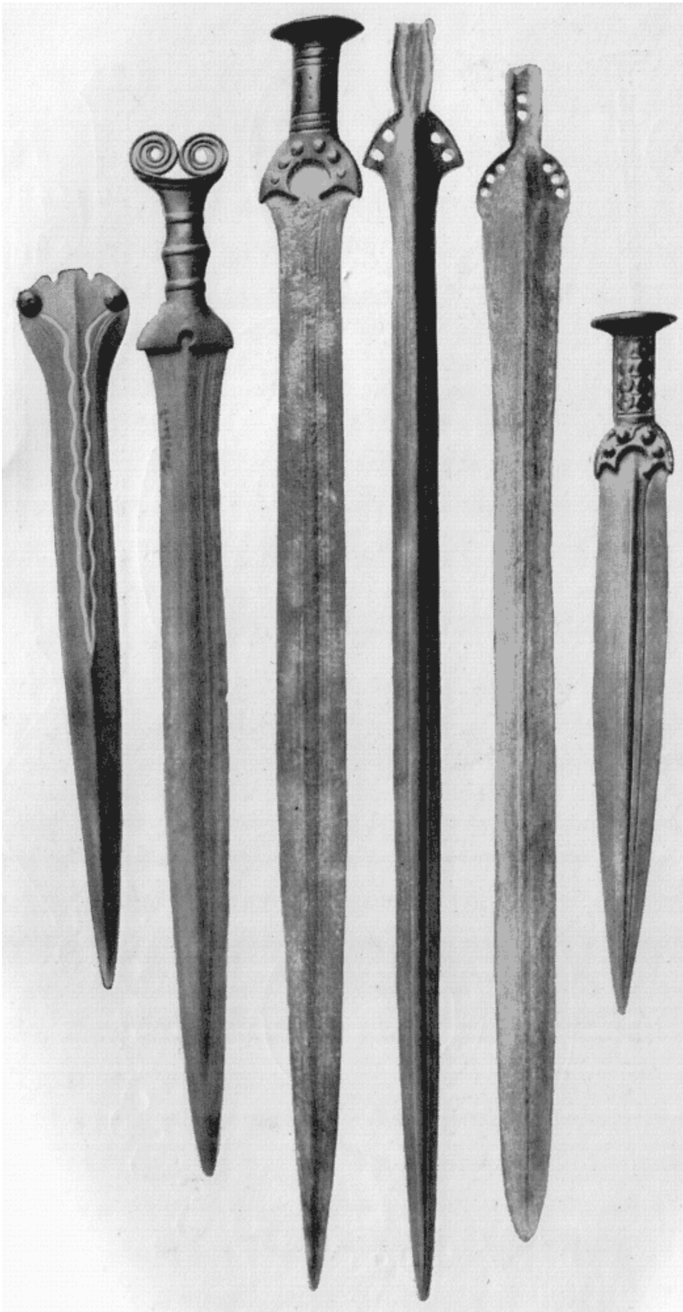
Gräberfunde aus der jüngeren Stein- und der Bronzezeit haben erwiesen, daß es ein Volk war, hochgewachsen, mit langen Schädeln und blondem Haar. Die Menge der Funde setzt bereits für diese Periode eine zahlreiche Bevölkerung voraus, die durch eine neue Einwanderung nicht hätte vernichtet werden können.

Die planmäßig geordneten Anlagen der Steinbautengruppen der Ahlhorner und Glaner Heide lassen ferner den Schluß zu, daß unsere Vorfahren schon in der jüngeren Steinzeit, also um 4000 bis 2000 v. Ehr., in festen Sippen- und Gauverbänden zusammen gelebt haben müssen. Die großen Gräber, von denen jedes einer Sippe angehört haben wird, liegen vielfach in größeren Gruppen beieinander, wodurch ohne weiteres zu erkennen ist, daß die Sippen zu einer größeren Gemeinschaft verbunden gewesen sind. Die vereinigten Sippenverbände sind, wie die Bauten beweisen, von einem Oberhaupte geleitet worden; denn in der Mitte der Steinbautengruppen liegt, wie im Folgenden näher ausgeführt wird, der langgestreckte Kultraum mit dem Grabe des Führers unter dem Altar. Um den Kultraum herum gruppieren sich auf dem Friedehof, dem heutigen Kirchhof vergleichbar, die Gräber der großen Sippen. Die Wohnstätten des Volkes, die vollständig verschwunden sind, müssen in unmittelbarer Nähe gelegen haben.

Das fruchtbare, üppige Huntetal mit seinen vielen kleinen Nebenbächen wird als Weide- und Ackerland gedient haben, und die



Germanischer Schmuck aus Bronze, ältere Bronzezeit (nordisch).
Gefunden in Nordwestdeutschland und Dänemark.
Aus der Sammlung des „Väterkunde-Museums“ Bremen



Germanische Langschwerter und Kurzschwerter der älteren Bronzezeit (nordisch). Gefunden in Nordwestdeutschland und Schweden.
Aus der Sammlung des „Väterkunde-Museums“ Bremen

ausgedehnten Wälder lieferten überreich Holz zum Bau der Häuser und Brennstoff. Die Flüsse waren fischreich, Wald und Feld boten Wild für eine reiche Jagd auf Elche, Bären, Wölfe und Hirsche.

In der nachfolgenden Bronzezeit baute sich das Gemeinwesen mehr und mehr aus. Aus den Römerberichten erkennen wir deutlich, wie der deutsche Landwirt damals lebte. Ein Teil der Niederdeutschen wohnte nicht in geschlossenen Dörfern, sondern in einzelnen Gehöften, wie wir es heute noch im Oldenburger Lande bewahrt sehen. Hier mußte sich die Selbständigkeit des einzelnen Hofbesitzers schneller entwickeln. Fester wurzelte er selbst in dem Grunde, den er von seinem Einzelhofe übersah. Nicht im Dorfverband wurde hier zuerst die Überfüllung fühlbar, sondern in der Familie. Die alten Geschlechter beharrten als Kern der Sippen fest auf dem Grunde ihrer Väter. Die Familien schlossen sich in Sippen zusammen und diese wiederum in größere Mark- und Gaugenossenschaften. Das Land war Gemeinbesitz. Jeder bebaute das Feld, das seiner Behauung am nächsten lag. Er erhielt soviel, wie er für seine Familie bedurfte. Ackerland wurde entsprechend der Größe der Sippe, die es bebauen wollte, vergeben. Die weiten Fluren des Landes machten solche Teilung leicht. Esch (gotisch atisk) war der uralte, noch heute im Oldenburgischen und im Westfälischen erhaltene Name für das gemeinsame, vom Ackerbau genutzte Land. Daneben war der „Kamp“ das eingehegte, von Wallhecken umschlossene Feld des Einzelbauern. Da die Düngung des Ackers kaum gebräuchlich war, wechselte Jahr für Jahr die Anbaufläche, große Teile blieben immer noch brach liegen.

Die Lust zur Feldbestellung wuchs noch nicht mit der Fruchtbarkeit und der Ausdehnung des Bodens. Der landwirtschaftliche Betrieb achtete nur auf ausreichende Viehweiden an den Flußtälern und auf Äcker für den Getreidebau. Als Haustiere hielt man Rinder und Schafe. Die Pferdezucht wurde besonders gepflegt, da man für die Ackerwirtschaft und den Krieg Pferde

gebrauchte. Der Anbau von Obst und Erdfrüchten trat später hinzu.

Unbegründet ist die Annahme, daß die Germanen nicht treu an ihrem heimischen Boden hingen und der Liebe zum Grunde ermangelten, welche allen Bauernvölkern eigen ist. Der Germane freute sich seines Waffenschmucks, siedelte in festem Hause, hielt auf Bett oder Bank seine Nachtruhe, trug außer dem Pelzwerk Linnen und Wollenzeug, nannte Herden und Feldertrag sein eigen und betrieb das Weidwerk und den Fischfang mehr um seiner selbst willen als zum Lebensunterhalt. Eine Anzahl von Dorfgemeinschaften bildeten den Gau, die Gaugenossen wählten ihren Gauführer. Seine Macht beruhte auf persönlicher Tüchtigkeit und darauf, daß er Vorsitzender des Volksgerichtes war. Oft war auch der Häuptling oder Führer einer großen Sippe der Herzog oder König eines größeren Verbandes. Der Germane hatte Hochachtung vor edler Herkunft. Er war ein frommer Mann, und als die adligen Geschlechter seines Volkes galten ihm die alten Familien, welche ihre Ahnen gewissermaßen auf göttlichen Ursprung zurückführen konnten.

Die Gemeinde bestimmte die Gesetze für das Rechtsleben. Nichts war dem Germanen so heilig wie der unerschütterliche Bestand seines Rechts und seiner Sitte, die das alltägliche Leben der Gemeinde regelten und sicherten. Die Ältesten der Sippen berieten in gemeinsamer Versammlung, das Volk entschied. Zu bestimmten Zeiten trafen sich die waffenfähigen Männer zu Beratungen an bestimmten Orten. Die Dingstätten oder Richtplätze waren noch im Brauche der Feme unter einer schützenden riesigen Eiche, Esche oder Linde angelegt. Es war der Gemeindeplatz, der Anger. Vor Erhebung einer Klage gebot der Dingrichter Schweigen. Sein Ansehen beruhte auf dem Gewicht seines Rates und der Gerechtigkeit seines Urteils. Mißfiel der Antrag, so wurde er von der Gemeinde mit Murren verworfen; fand er Gefallen, wurden als Zeichen der Zustimmung die Speere aneinandergeschlagen. Edle, erfahrene Männer aus dem Volke traten ihrem

Führer als Rat zur Seite. Die Buße, die entweder dem Fürsten, der Gemeinde oder den Verwandten geleistet werden mußte, bestand meistens in Vieh.

Es war auch Brauch, daß die Gemeindegenossen freiwillig, jeder nach seinem Können, ihren Führern Feldertrag oder Vieh beisteuerten. Diese Abgaben dienten zur Unterhaltung der Kultstätten oder waren Opfergaben an den Festen des Jahres.

Der König oder Herzog war oberster Führer des Heeres, dem alle wehrfähigen Männer angehörten. Der Jüngling wurde nach seiner Volljährigkeit und Prüfung von der Volksversammlung für waffenfähig erklärt und erhielt von dem Führer oder Vater Schild und Lanze. Diese „Schwertleite“ war der höchste Ehrentag des jungen Mannes.

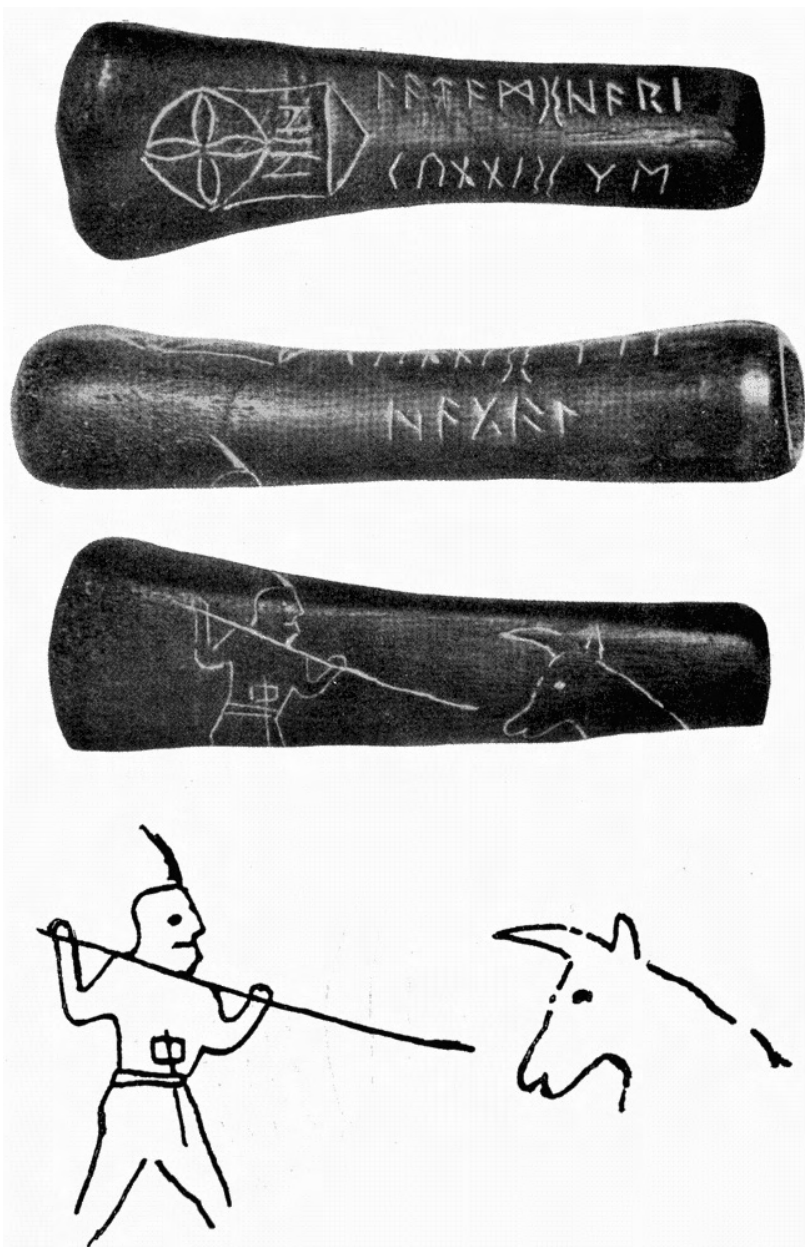
Mehrere Sippen schlossen sich zu einer Hundertschaft zusammen. Sie umfaßte hundert bis hundertzwanzig wehrfähige Männer. Diese Hundertschaft bildete eine Rechts- und Kriegsgemeinschaft. Man wohnte in enger Nachbarschaft, hatte gemeinsame Beratungen und ein eigenes Gericht unter einem Stammesführer. Im Krieg kämpfte man Schulter an Schulter unter einem erwählten Führer. Die Hundertschaften schlossen sich zu Tausendschaften zusammen, die sich wieder als eine Einheit fühlten und im Gau zusammenwohnten. Ein Gau war ein Gestellungsbezirk für tausend Mann unter der Führung eines Fürsten, der auch dem Gaugericht vorstand. Mehrere Gaue bildeten eine Völkerschaft, im Frieden als Verwaltungs-, Gerichts- und Kultgemeinde, im Falle eines Krieges aber als die Heeresgemeinde zur Verteidigung von Haus und Boden und von Hab und Gut.

Die Hauptwaffen der Krieger waren der Speer, Fram genannt, und ein kurzes Schwert aus Bronze, später aus Eisen. Als Schutz diente ein großer, hölzerner, lederüberzogener Schild. An der Spitze des Heeres stand der Führer, um den sich die jungen Krieger scharten. Nach dem Angriff der Jungmannschaft wurde die Hauptmacht eingesetzt. Eine geübte Reiterei wurde im Kampfe als Angriffswaffe bald hierhin, bald dorthin geführt, um den Feind zu

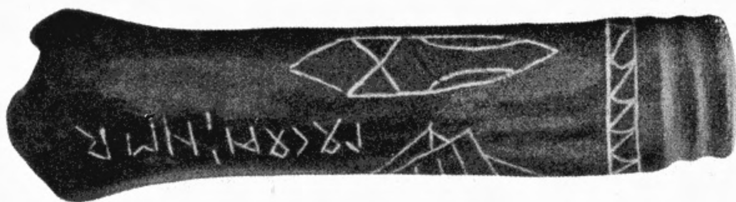
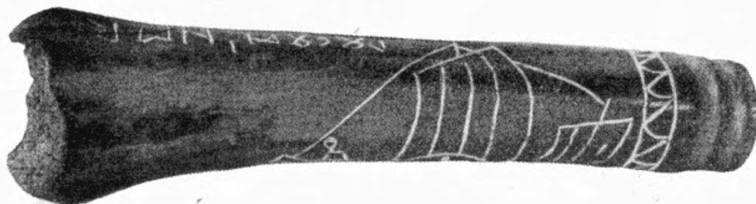
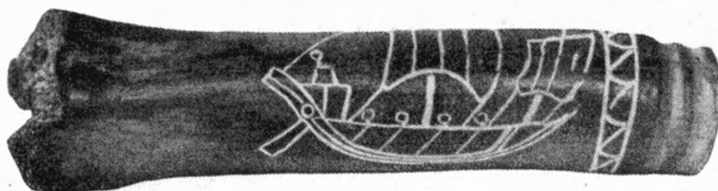
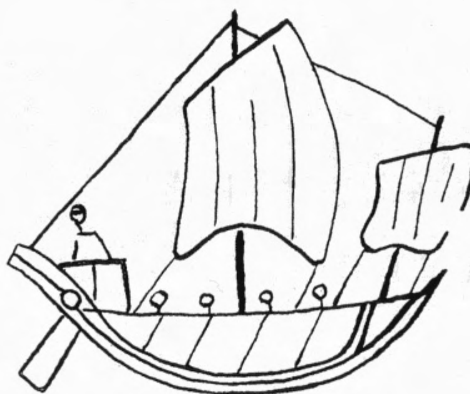
beunruhigen. Die Kraft des Heeres ruhte im Fußvolk, das in Keilform aufgestellt wurde. Verwundete wurden während des Kampfes in Sicherheit gebracht und von Frauen, Schwestern und Müttern verbunden. Jammern galt als Feigheit, und wer im Kampfe wich, war ehrlos und durfte weder an Versammlungen noch an Opfern teilnehmen.

Die persönliche Führung des Heeres durch den Fürsten, der, allen sichtbar, an der Spitze kämpfte, spornte die Krieger zu höchster Kraftentfaltung an. Man wußte, es ging um das Eigenste, um die Familien, um die Scholle. Kein Söldnerheer war solcher Tapferkeit fähig und konnte solche Widerstandskraft aufbringen.

Das Volk glaubte an eine göttliche Macht, einen unsichtbaren Gott, der sich im Lichte der Sonne, im Laufe des Jahres offenbarte. Erst später tritt neben den licht- und lebenspendenden Allvater eine Reihe anderer Götter. Seiner Phantasie erschienen die zerstörenden und aufbauenden Naturgewalten als höhere Mächte und göttliche Wesen. Die verheerenden Sturmfluten, Blitz und Donner, Sturm und Nebel, die vernichtende Gewalt des Feuers, des Wassers, des Frostes: alle diese Naturgewalten wurden ihm zu furchtbaren Unholden, zu ungestümen Riesen, die ihm Leben, Hab und Gut bedrohten. Wie dankbar und ehrfurchtsvoll empfand es dagegen den Segen, den Sonne und Erde ihm spendeten. Wie jauchzte es froh beim Erwachen der Natur, beim Einzug des Frühlings! Wie weh zog sich ihm das Herz zusammen beim Ersterben der Pflanzenwelt im Winter. Wie belauschte es immer wieder als neues Wunder dieses Wachsen und Werden, dieses Welken und Vergehen, dieses „Stirb und Werde“! Diese friedlichen, segenspendenden Mächte, die Überwinder der bösen Wesen erhob es zu seinen „Göttern“, denen es an heiligen Stätten opferte. Es war aber mehr der Wille der Gottheit als der einzelnen Götter, deren Wille stets anerkannt wurde. So gehörte der Gottesdienst zum täglichen Leben. Zahlreiche Altäre unter den geweihten Bäumen umgaben die Wohnstätten. Der Sippenverband



Knochen-Dolchgriff mit Runeninschriften und bildlicher Darstellung. Wahrscheinlich 400 bis 600 n. Chr. Baggerfunde aus der unteren Weser – 1927/28. Beschrieben von H. v. Buttel-Reepen „Funde von Runen mit bildlichen Darstellungen“, Oldenburg 1930
Naturhistorisches Museum, Oldenburg

Knochen-Dolchgriff mit Runeninschriften und bildlicher Darstellung. Wahrscheinlich 400 bis 600 n. Chr. Baggerfunde aus der unteren Weser – 1927/28. Beschrieben von H. v. Buttel-Reepen „Funde von Runen mit bildlichen Darstellungen“, Oldenburg 1930
Naturhistorisches Museum, Oldenburg

beging seine gemeinsamen Kulthandlungen in heiligen Hainen, die in späterer Zeit wenigstens verschiedenen Göttern geweiht waren. Hier fanden die Feste vornehmlich in der wärmeren Jahreszeit, im Sommer, statt. Für die Feste des Winters hatten sie – wie noch später bewiesen und dargelegt werden wird – große Hallen auf steinernen Sockelmauern mit einem riesigen, heidegedeckten, bis fast zur Erde reichenden Dach erbaut. In dieser geweihten Halle lag das Tiefgrab des Führers. Die Decksteine seiner Gruft bildeten zugleich den Altar für die Kulthandlungen. Nach den Opferfesten blieb man auch zu ausgedehnten Festmahlzeiten hier versammelt.

Die ungewöhnliche staatenbildende Kraft, die in geschichtlicher Zeit vom niedersächsischen Stamme ausgeht, sehen wir schon in jener Zeit vorausgebildet. Wir sehen schon in der Gliederung der Volksgenossen in Familien, Sippen, Hundert- und Tausendschaften, in Mark- und Gaugenossenschaften und in Kultverbänden, besonders aber in ihrer Verbundenheit im Volksding, das alle wirtschaftlichen, rechtlichen und politischen Entscheidungen traf, Gemeinschaftsformen, die alle freien und wehrhaften Männer wie die Bürger eines Staates durch Rechte und Pflichten an das Wohl und Wehe der Gesamtheit banden.

Diese Verbundenheit der Sippen, der Verwandtschaft, zeigte sich schon in der kleinsten aber wichtigsten Zelle des Gemeinschaftslebens, in der Familie.

Haupt und Herr der Familie ist der Mann (ahd. *fro* = Herr). Seine Rechte sind unbeschränkt. Er gebietet über das Schicksal und zuweilen selbst über das Leben seiner Angehörigen. Aber hier ist nicht, wie In slawischen Ländern und im Morgenlande, die Frau die Sklavin des Mannes. Im Gegenteil steht sie als Herrin (*frouwa* = Herrin) ihm ebenbürtig zur Seite; ihr untersteht das ganze Hauswesen. Als Trägerin des künftigen Lebens ist sie selbst ein Heiligtum; in späteren deutschen Weistümern noch wird der schwangeren Frau das Recht zugestanden, sich aus fremden Gärten die Nahrung zu suchen, nach der es sie gelüstete. Als Träge-

rin des künftigen Lebens ist sie auch die Trägerin des Zukunftswissens – daher das „Heilige und Vorauswissende“, das nach Tacitus die Germanen ihren Frauen zuschrieben. In Kriegszeiten aber ist sie ihm treueste Kameradin in Not und Tod. Wehe dem, der sie in Ehre, Stolz und Liebe kränkt!

Tacitus spendet den germanischen Frauen das höchste Lob. Er sagt: „Ihre Ehesitten sind streng und in ihrer ganzen Lebensführung wohl am meisten zu loben. So leben die Frauen, von ihrer Keuschheit umhegt, nicht verderbt von Lockungen des Schauspiels noch von den Reizungen der Gelage, und von geheimen Briefschaften weiß weder Mann noch Weib. Mehr vermögen dort gute Sitten als anderswo gute Gesetze. Die Ehefrau ist Gefährtin in Mühsal und Gefahr, bestimmt, im Frieden wie im Kriege mit zu dulden und zu wagen. Die Hochzeitsgabe bringt der Mann der Frau, nicht Weibertand, sondern Rinder, ein aufgezäumtes Roß, einen Schild, Speer und Schwert. Die Frau bringt dem Manne ein Rüststück; dieses gilt ihnen als stärkstes Band, als geheime Weihe ihres Bundes. Was sie empfangen, sollen sie unentweiht und in Ehren ihren Söhnen weitergeben, daß es dann die Schwiegertöchter übernehmen und noch die Enkel erben.“ Die Frau sorgt für den Haushalt, der Mann geht auf Jagd und Fischfang und sorgt für den Lebensunterhalt. Die Bestellung des Ackers überließ man Nachgeordneten oder Sklaven, die aber nicht als Sklaven betrachtet wurden, sondern als zur Familie gehörend. Sie wohnten mit Weib und Kind in einem besonderen Haus des Anwesens, hatten jedoch keinerlei Rechte. Von ihren Feldertragen und ihrem Vieh mußten sie dem Herrn abliefern.

Die männliche und weibliche Jugend wuchs in gemeinsamer Erziehung heran. Die Mädchen waren den Jünglingen ebenbürtig, genau wie sie abgehärtet und gestählt. Blutsverwandtschaft galt als heilig und verpflichtete. Gastfreundschaft und Bewirtung hatten auch den Fremden gegenüber Geltung. Irgendeinen Menschen, wer es auch sei, von der Tür zu weisen, galt als

Frevel; je nach Vermögen reichte jeder dem Fremden das Mahl. Im Gastrecht machte man keine Unterschiede.

Ahnenverehrung und Totenkult wurden besonders gepflegt; man glaubte an ein Fortleben nach dem Tode. Diese Totenehrung war schon in der Steinzeit üblich und wurde durch alle Zeiten gepflegt. In der jüngeren Steinzeit setzte man den Toten gewaltige Denkmale in Form der steinernen Grabkammern, die sich bis in unsere Zeit erhalten haben. Die Toten wurden in Nordwestdeutschland lang ausgestreckt in den Grabhäusern bestattet. Die Beigaben bestanden aus Waffen und Schmuck und aus Tonkrügen, die Speise und Trank enthielten. In der Bronzezeit, um 1800 v. Chr., kamen andere Gebräuche im Totenkult auf. Die Toten wurden verbrannt und die Knochenreste wurden in Urnen oberhalb der Erde beigesetzt und mit kleinen Erdhügeln bedeckt. Jede Familie hatte ihren Hügel auf dem Friedhof. Unzählige Urnenhügel aus der langen Zeit von vor drei- bis viertausend Jahren sind vielfach in unveränderter Form in der Heide erhalten geblieben; mancherorts haftet noch eine Volksüberlieferung von begrabenen Königen mit Goldschätzen an diesen Stätten, die durch Ausgrabungen als überraschend richtig und uralt nachgewiesen sind. In dem Kapitel „Ahnenkult“ wird die Art und Weise der Bestattungen näher beschrieben.

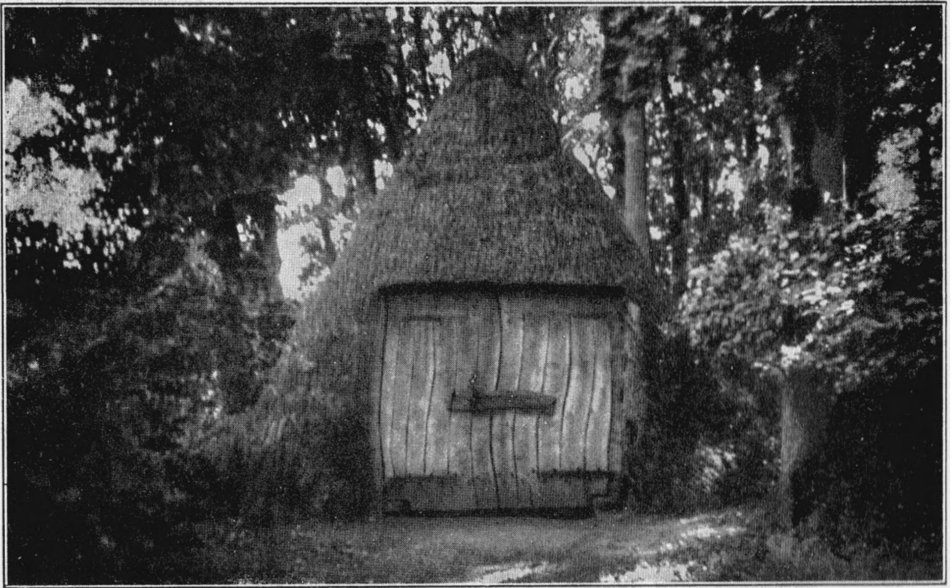
Das Bekanntwerden des Metalls und seiner Verarbeitungsmöglichkeiten brachte viele Veränderungen im täglichen Leben hervor. Das Handwerk entwickelte sich schnell zu einem hohen Können, so daß man schon in der frühen Bronzezeit Gebrauchsgegenstände und Waffen aus diesem neuen Metall herzustellen vermochte. Die Ansprüche der Menschen wurden dadurch größer. Der zunehmende Wohlstand und die wachsende Kunstfertigkeit führten bald zu einer beachtenswerten bodenständigen Kultur. Die Bronzefunde aus dieser Zeit: Hals- und Armschmuck, Ringe und Gefäße, schön geformte Schwerter und Äxte verraten feinstes Formgefühl, verbunden mit einer erstaunlichen Technik in edler Ausführung. Leider sind uns nur Gegenstände aus festerem Material

erhalten geblieben. Es läßt sich aber ohne weiteres annehmen, daß diese Menschen bei einem so hohen Stand des Kunstgewerbes alle, vor allem die aus Holz gefertigten Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens mit gleichem Geschmack hergestellt haben. Ihre ganze Lebensweise muß diesem hohen Kulturstand entsprochen haben.

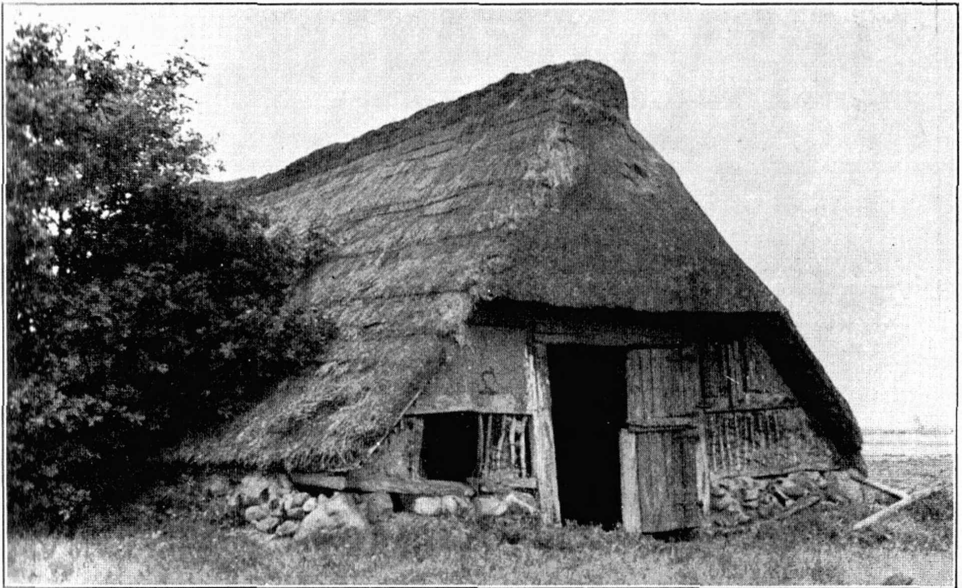
Vor Beginn der Bronzezeit wurde reines Kupfer verwendet, das man im Tauschhandel z. B. mit Fellen, vornehmlich aber mit dem Bernstein der Nordseeküste aus den südlichen Ländern erhielt. Bald verstand man dieses Kupfer mit einem kleinen Teil Zinn, das man aus England einführte, zu vermischen, und es entstand die harte Bronze.

Die neueren Forschungen haben ergeben, daß die kunstvoll geformten Gegenstände aus Bronze nicht, wie man ehemals angenommen hat, im Süden angefertigt und von dort eingeführt worden sind. Weder in Griechenland noch in Italien sind jemals Arbeiten aus so früher Zeit und in solchen Formen gefunden worden, wie sie in Nordwesteuropa in großer Anzahl geborgen worden sind. Die künstlerische Handfertigkeit hat bei den griechischen und italischen Völkern erst viel später eingesetzt. Die gefundenen Gußformen, die zum Gießen der Bronze gefertigt wurden, Bronzebarren und Abfälle zeigen, daß die Gegenstände wirklich in Nordwestdeutschland hergestellt worden sind.

Die Töpferkunst hatte sich schon längst vor der Kunst der Metallbearbeitung zu höchstem technischen Können entwickelt. Wir dürfen ohne weiteres annehmen, daß auch die aus vergänglicherem Stoffe, aus Holz, gefertigten Gebrauchs- und Schmuckgegenstände auf gleichhoher Stufe gestanden haben. In dem leicht zu bearbeitendem Holz muß ganz besonders Schönes geleistet worden sein, wie die Dauerüberlieferung unserer heute noch lebenden Volkskunst zeigt. Es war ja jedem, der es gebrauchen wollte, zugänglich. Der Fund des „Osebergschiffes" aus der späteren Wikingerzeit stellt das Herrlichste dar, was von der Holzschnitzerkunst erhalten geblieben ist. Besonders die Schnitzereien eines



Auf den Boden gestelltes Dach



Dach auf Findlingsmauer (Niedersachsen-Oldenburg)

Die Entwicklung des Hauses



Niedersächsisches Bauernhaus, Fachwerk mit Lehm



Niedersächsisches Bauernhaus, Fachwerk mit Klinker (Oldenburg)

Schlittenkopfes zeigen so vollendet schöne Formen und sind in so meisterhafter Technik ausgeführt, daß sie auch später kaum überboten worden sind.

Betrachtet man einen bronzenen Halsring oder ein schön geformtes Schwert, so muß man annehmen, daß die Kleidung des Menschen dem Schmucke entsprechend gewesen sein muß. Wie die Funde dieser Art beweisen, hat sich die Kleidung der Bronzezeit gar nicht so sehr von den schönen Trachten neuerer Zeit unterschieden. Da es zu allen Zeiten mehr oder minder Bemittelte gegeben hat, wird selbstverständlich auch die Kleidung der Menschen in dieser Zeit in Art und Ausgestaltung sehr verschieden gewesen sein.

Etwa um 800 v. Chr., vielleicht auch schon früher, lernte man in den Nordseeländern und im Süden Germaniens das Eisen kennen. Durch die Beschaffung des Rohstoffes aus dem heimischen Boden führte sich dieses Metall zwangsläufig von selber ein. Es war viel leichter als Bronze zu bearbeiten. Anfangs war das Eisen, da man es noch nicht so rein herzustellen vermochte, wenig beliebt. Auch kannte man zunächst nicht das Härten, so daß die Waffen und Werkzeuge zu weich waren. Die Gegenstände wurden sehr schnell von Rost angegriffen und hatten nicht die schöne Farbe und den Glanz der hellgelben Bronze. Trotz der allgemeinen Verwendung des Eisens als Hauptwerkstoff blieb die Bronze ein beliebtes Metall bis ins frühe Mittelalter hinein. Die schnelle Zersetzung des Eisens hat es bewirkt, daß uns so wenig gut erhaltene Waffen, Werkzeuge und Geräte aus dieser Zeit erhalten geblieben sind. Solche Bodenfunde sind fast durchweg zu Rost vergangen und oft bis zur Unkenntlichkeit verdorben. Diese blühenden nordischen Bauernkulturen tragen ihr eigenes Gesetz in sich; sie wandeln sich in gewissen Grenzen nach den neuen Werkstoffen und den neu erreichbaren Handelsgütern, aber das Metall an sich gibt, wie auch O. Menghin sich äußert, der Kulturentwicklung Nordeuropas keinen namhaften Anstoß. Die Metallkulturen sind im eigentlichen und wesentli-

chen Fortsetzungen der Steinzeitkulturen, die nur durch technische Fortschritte bereichert sind, während das Volkstum an sich nicht dadurch berührt wird.

Aus den Funden der Bronze- und Eisenzeit kann man auch Schlüsse auf das Wohnen unserer Vorfahren ziehen. Wer sich mit schönen bronzenen Reifen und Nadeln schmückte und ein bronzenes Schwert sein eigen nannte, wird nicht in einer ärmlichen Hütte gewohnt, sondern auch sein Haus schön zu gestalten verstanden haben. Die Wohnbauten waren aus Holz, da anderer Baustoff nicht zur Verfügung stand und dieses überall in Fülle vorhanden war. Im Hausbau werden unsere Altvordern gewiß eine gute Technik besessen haben, die man ebenfalls noch aus der selbständigen Dauerüberlieferung des deutschen Holzbaues erkennen kann. Die Urform des Hauses wird in den meisten Fällen dadurch verloren gegangen sein, daß das Steinmaterial der Sockelmauern bei Umbauten wieder verwendet worden ist.

Diese Urform war in Nordwestgermanien ein auf den Erdboden gestelltes Dach. Ein niederer Erdwall wurde in Rechteckform als Schutz gegen das Regenwasser aufgeworfen und mit Rasenplatten bedeckt. Auf diesem Sockel wurden die Dachsparren aus unbearbeiteten Rundholzstämmen als Gerüst des Daches gestellt, das bis auf die Erde reichte. Heide, Stroh, Schilf, auch Rasenplaggen deckten das Dach und schützten den Innenraum gut gegen Kälte und Regen. Die Giebelwände wurden aus aufrechtgestellten Pfosten errichtet, die Fächer mit Speichen und grobem Flechtwerk gefüllt, und das Fachwerk mit Lehm ausgedrückt und glatt verstrichen. Fenster hatte das Haus nicht. Eine der Giebelwände besaß eine große Öffnung als Eingang und ein Loch („Uhlenloch") unter dem First, das dem Raum ein spärliches, halbdunkles Licht gab und auch den Rauch des Herdfeuers abziehen ließ. Das Haus bestand nur aus einem Raum, an dessen hinterer Wand die Lagerstätten auf niederen Bänken um das Feuer angeordnet waren. Überall wo Findlinge lagen, wurden sie als Sockelmauern verwendet. Die größeren Versammlungshäuser,

die Königshallen und Tempel, waren auf solchen Findlingsmauern errichtet. Die größeren Steine wurden in geraden Reihen aufgestellt, die Lücken mit kleineren Steinen und Lehm ausgefüllt. Diese Grundmauern trugen das Dach. Oben am First prangten bei diesen Königshallen wohl heilige Zeichen; Pferdeköpfe bei den Sachsen, Schwanenzieren bei den Friesen; auch Hirschgeweihe waren daran angebracht, wie bei der Königshalle des Beowulf, die davon den Namen „Heorot“ (Hirsch) führte, oder bei den Hallen der sächsischen Edlen, die im Heliand *„hôha hornseli“*, hohe Hornsäle, genannt werden.

Die langgestreckte Form des Hauses hat sich Jahrtausende hindurch erhalten. Das norddeutsche strohgedeckte Bauernhaus, das unverkennbar auf die Bauten der frühesten Zeit hinweist, trifft man heute noch in der Heide im südlichen Oldenburg an. Die oft nur mannshohen Längsaußenwände sind später, mit dem Ausbauen des Fachwerkes aus Holz und Lehm, entstanden. Erst in jüngster Zeit verdrängten Ziegelsteine das Fachwerk. Ich habe viele der sogenannten Schafställe, die einsam in der Heide liegen, untersucht und mußte immer wieder feststellen, daß die mit so viel Aufwand an Arbeit und Werkstoff errichteten Bauten ursprünglich sicher nicht als Nachtquartiere für Tiere bestimmt gewesen sind. So wertvoll waren Schafe nicht, daß man eine solche Arbeit für ihre Unterkunft aufgewendet hätte. Schon das Heranschaffen der viele Zentner schweren Findlingsblöcke für die Sokkelmauern und das Aufstellen dieser schweren Steine waren ungewöhnlich schwierig und erforderten viele Arbeitskräfte. Auf der Grundmauer dieser Einraumhäuser liegen schwere eichene Fußbalken, die den aus Hartholz aufgeführten Dachstuhl tragen. Die Giebelwände sind aus starken, aufrechtstehenden Balken errichtet. Die Fächer sind mit Speichen und Flechtwerk aus Zweigen ausgefüllt und mit Lehm ausgedrückt und glatt verstrichen nach Art des Verputzes, In den meisten Fällen werden diese ursprünglichen Einraumhäuser als Scheunen benutzt. Beide Giebelwände haben heute je eine große Pforte, um das Vieh hin-

durchtreiben zu können. Es ist aber vielfach zu ersehen, daß das Tor an der rückwärtigen Giebelwand erst nachträglich eingebaut worden ist, denn das alte Eingangstor hat gewöhnlich einen stark betonten Dachvorbau. Dieser alte Eingang ist durchweg aus gutem Eichenholz sorgfältig gearbeitet, vielfach als eine vierteilige Flügeltür, d. h. mit zwei oberen und zwei unteren Flügeln. Auch bei geschlossenen unteren Türen konnten also, wie heute noch bei vielen Bauernhäusern, die oberen Flügel geöffnet werden, um Luft und Licht hineinzulassen. Die rückwärtigen Türen zeigen klar, daß sie erst in neuerer Zeit, nachdem das Einraumhaus von seinem Besitzer verlassen wurde, um als Stall weiterverwendet zu werden, eingesetzt worden sind. Denn diese Türen sind in fast allen Fällen aus gewöhnlichen, billigen Tannenlatten roh zusammengefügt; dieser neue Eingang diente als bequemere Ausfahrt für die untergestellten Wagen.

Herr Harms aus Glane, ein alter Landwirt und Besitzer eines besonders schönen „Schafstalles“, erzählte mir, daß ihm der Stall von Kindheit an nur in dieser Verwendung bekannt sei. Als ich ihn auf den guten Bau hinwies und ihm meine Zweifel darüber äußerte, daß dieser Bau unmöglich allein zum Schutz der Schafe errichtet worden wäre, wurde er nachdenklich. Er sagte, er habe sich auch schon über diesen Aufwand gewundert; denn heute stelle man für solch einen Zweck einen ganz einfachen Raum her. Seine Vorfahren haben, wie er nachweisen kann, seit fünfhundert Jahren auf dieser Stelle gesessen. Sicher werden schon in den Jahrhunderten vorher seine Urahnen das Haus, das man heute als „Schafstall“ kennt, für sich errichtet haben und erst später in das größere Steinhaus, in dem er geboren wurde, übergesiedelt sein.

Das gut erhaltene Einraumhaus der Ahlhorner Heide zeigt die Urform der germanischen Wohnstätten in Nordwestdeutschland der frühesten Zeit. Kaum eines dieser alten Häuser hat noch das ursprüngliche Dach. Es ist entweder wiederholt ausgebessert oder durch ein neues ersetzt worden. Vielfach findet man einsam im

Gelände, von Heide überwuchert, Überreste von Sockelmauern solcher Bauten liegen. Der Dachstuhl wird vor langer Zeit einem Brande zum Opfer gefallen sein, die kleineren Steine sind abgeholt worden, um sie an anderer Stelle zu verwerten. Nur die großen und schweren Blöcke ließ man liegen. Die Grundrisse dieser Reste sind sehr bedeutsam. Sie haben fast alle die gleichen Maße und ähneln vielfach den niederen, im Rechteck errichteten Wällen im Walde bei Moorbek und Glane am Huntetal, die zu den Wohnstätten der Bronze- und Eisenzeit gehören. Auffallend ist auch die Ähnlichkeit mit den Steinsetzungen in der Art der „Visbeker Braut“, die wohl fast dieselbe Breite, aber eine viel größere Länge haben.

Die großen Heideflächen im südlichen Oldenburg, die viele Wohnstättenreste bergen, scheinen vom Lauf der Jahrhunderte unberührt zu sein. Die zähe Heidenarbe hat den Boden, den trockenen, sterilen Sand wie mit einer unvergänglichen festen Decke überzogen, so daß durch Aufwuchs oder Sandwehen kaum Bodenveränderungen entstanden sind. Dieses Land hat außerdem lange abseits der großen Verkehrswege und der früheren Heerstraßen gelegen. Aufmerksame Beobachter können darum hier auf Entdekkungsfahrten gehen. Aber auch durch Zufall, der gewöhnlich größere Freude schafft, kann auf alte Stätten geführt werden.

Ich besuchte Moorbek bei Glane, um die Steinsetzungen der Heide und der Großsteingräber bei Wildeshausen und Ahlhorn zu untersuchen. Dort wohnte ich bei Herrn Stolle auf dem uralten Gut. Das große behäbige Bauernhaus, das von Wirtschaftsgebäuden und Stallungen umgeben ist, liegt am alten Mühlteich, der durch die Bullerbäke gespeist wird. Dieser kleine See wurde für mich der Ausgangspunkt weiterer Entdeckungen. Unmittelbar am alten Gutshaus liegt in dem schönen Garten am See ein „Berg“, ein Hügel, der zur Anlage einer Kegelbahn benutzt worden ist. Dieser Hügel ist mit riesigen alten Eichen bestanden. Auf den ersten Blick ist zu erkennen, daß er nicht allein ein Naturspiel ist, sondern Menschenhand muß an seiner Form mitge-

holfen haben, lange bevor hier die alten Eichen gestanden haben. Am Uferrande des Sees, ungefähr 20 Meter durch eine Niederung von dem Hügel getrennt, liegt ein zweiter, im Volksmunde „Stinkbarg“ genannt. Er ist niedriger als der erste, aber von größeren Abmessungen, etwa 80 Meter lang und etwa 50 Meter breit. Dieser rechteckige Platz läßt an seinen äußeren Rändern ebenfalls erkennen, daß Menschenhand hier umgeformt hat, was Natur darbot. An verschiedenen Stellen ist eine alte wallartige Einfassung dieses erhöhten flachen Platzes gut zu erkennen. Auffällig ist die Form und die Lage der beiden Hügel zueinander und zum See. Das alles schien mir nicht zufällig und absichtslos.

Der See, durch den die Bullerbäke fließt, hat klares, frisches Wasser mit ständigem Zu- und Abfluß. Irgendein Grund für die Bezeichnung „Stinkberg“ bestand nicht; hier wird auch nie eine Dungablagerungsstelle gewesen sein. Ich halte es daher für möglich, daß die Form „Stinkberg“ nichts anderes ist als eine verdorbene Form des nicht mehr verstandenen „Dingberg“ und daß dieser Berg ursprünglich den Dinghügel bedeutet hat. Zu vergleichen wäre einerseits der „Denghoog“ auf Sylt, anderseits die mir aus Westfalen berichteten Namensformen „Tenckhof“ und „Stenkhoff“, die sehr wahrscheinlich ursprünglich dasselbe besagt haben. An mehreren Orten kommen im Oldenburgischen die Namen „Dingstede“, „Dingshagen“ und „Dingsfelde“ vor.

Wenn somit der Ding- oder Richtplatz gefunden war, so wird der im Umfang kleinere, aber etwas höhere Hügel mit der Plattform der Altarhügel geraden sein. Die ganze Anlage zeigt das typische Hügelheiligtum am See; denn Altäre und Dingstätten haben gewöhnlich beieinander gelegen. Auch Tacitus spricht von Altären, die an Seen, Flüssen oder Quellen, am „heiligen Wasser“, gestanden haben.

So lassen alle Merkmale an diesem See auf die Kult- und Richtstätte einer vorgeschichtlichen Siedlung schließen. Auf dem Platz des alten Gutshauses wird der Führer der Sippe, der gleichzeitig

zeitig Aufseher des Altarhügels und Dingrichter war, seine Wohnstätte gehabt haben.

Eine neue Entdeckung machte ich in unmittelbarer Nähe, auf dem Gelände des Gutshofes Moorbek. Beim Durchschreiten des fast unberührten Waldes standen wir plötzlich an dem fast steil abfallenden Rande des Huntetales vor einer niederen, scharf abgezeichneten Umwallung. Diese ist etwa 1 Meter hoch und in der Sohle 2 Meter stark und in einem Rechteck von etwa 30 Meter Durchmesser angelegt. Der Eingang ist deutlich zu erkennen. Auf dieser Einhegung, die jetzt mit Moosen, Pflanzen und Sträuchern überzogen ist, stand früher vielleicht ein Zaun. Diese Einhegung wird der Schutzwall einer Wohnstätte gegen wilde Tiere gewesen sein. Die Wohnhütte stand mitten in dem Raum. Am Eingang der Umzäunung des äußeren Schutzwalles ist noch eine sichtbare runde Erhöhung, die der Feuerplatz oder auch der Kehrichthaufen gewesen sein mag. In kurzer Entfernung liegt eine weitere Umwallung derselben Art. Der Gutsbesitzer Stolle wußte nichts über diesen Platz zu sagen. Als Gehege für Vieh hielt er den platz für viel zu klein und an dieser Stelle auch nicht denkbar. Es scheint nach dem ganzen Befund kein Zweifel, daß hier die Wohnstätten lagen, die zu den Kultstätten und dem Dingplatz am See und zu dem ausgedehnten Gräberfeld gehörten.

Einzelhöfe und in zerstreuter Siedlungsform angelegte Dörfer kennt schon Tacitus in der Germania. Er schreibt. „Die Germanen wohnen gesondert und voneinander getrennt, so, wie ihnen gerade eine Quelle, ein Gefilde oder ein Gehölz besonders behagt." Weiter heißt es: „Dörfer legen sie an, doch nicht nach römischer Art mit verbundenen und aneinanderstoßenden Gebäuden, sondern jeder läßt um sein Haus einen freien Raum, vielleicht zur Sicherung gegen Feuergefahr, vielleicht auch aus Unerfahrenheit im Bauen." Der sonst scharfsichtige Römer übersah hierbei aber den eigentlichen Grund für die freie Lage des Hauses. Der germanische Bauer wollte selbständig sein!

Westlich vom Walde, durch eine neue Landstraße getrennt, beginnen die Heide und ein junger Föhrenwald. Diese Heide birgt eine große Anzahl von Grabhügeln. Hier liegt der ausgedehnte Begräbnisplatz, der die Siedlung vervollständigte. Die im Kapitel „Ahnenkult“ auf Seite 109 abgebildeten Urnen stammen aus diesem Gräberfeld „Moorbek“.

Hier liegt also der seltene Fall vor, daß eine Siedlung aus vorgeschichtlicher Zeit mit vielen Einzelheiten in fast geschlossener Form, und zwar in allernächster Nähe der Steinzeitsiedlungen von Glane und Steinloge mit den Großsteingräbern und den „Hünenbetten“ entdeckt werden konnte.

So hat sich in der altgermanischen Siedlung bei Moorbek eins aus dem andern ergeben: Wo Gräber in einer derartigen Fülle sind, müssen naturgemäß auch eine größere Anzahl Menschen gelebt haben; denn nur ein Teil der Gräber wird sich bis auf unsere Zeit erhalten haben. Wo eine größere Anzahl Menschen wohnte, muß eine Gemeinschaft bestanden haben, und wo eine solche Gemeinschaft war, hatte sie ein Oberhaupt, einen Führer. Sie hatte ihren Altar, ihre Dingstätte und ihren heiligen Hain. Von dieser Voraussetzung ausgehend, versuchte ich in der Nahe des Moorbeker Gräberfeldes Reste oder Spuren von Wohnstätten zu entdecken, und überraschend war die Bestätigung meiner Annahme. Ich fand die Wohnstätten am hoch gelegenen Hunteufer, den Altarhügel am heiligen Wasser, den Dingplatz und in den Urnenhügeln den Friedhof der Siedlung. Da es sicher ähnliche Siedlungen in dieser Gegend gegeben haben wird, besonders bei den Gräberfeldern Hespenbusch, Aunuchle, dem Pestruper Gräberfeld und an anderen Plätzen, so müßte auch hier die Feststellung von Dingstätten und Kultanlagen gelingen.

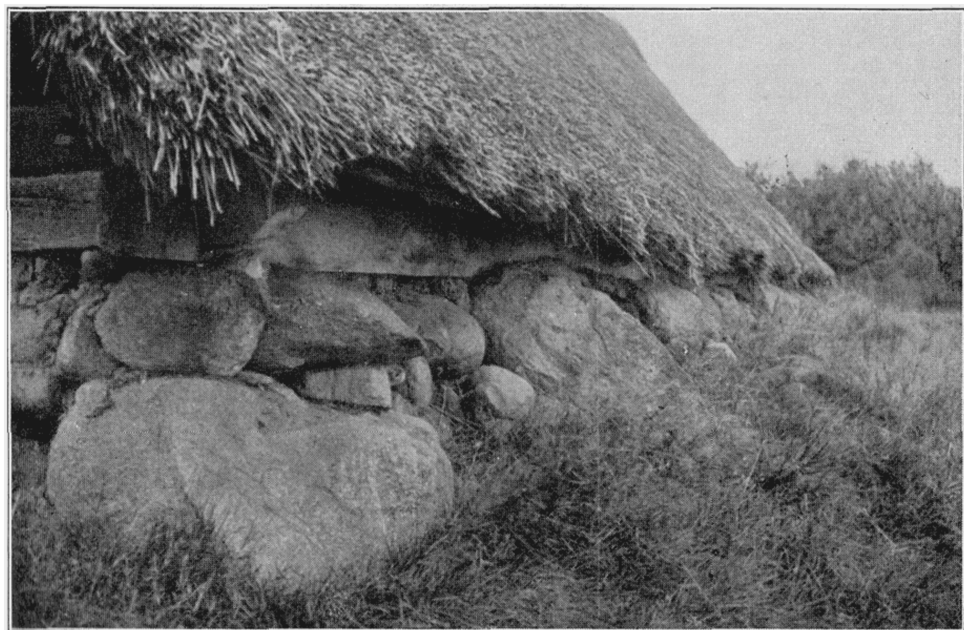
Bisher unbeachtet, für die Geschichte aber von hohem Wert ist der sogenannte „Rosengarten“ der Pestruper Heide bei Wildeshausen. Rosen, die man dem Namen nach hier vermuten könnte, dürfte es so abseits in der Heide nie gegeben haben. Die Bezeichnung wird auf einen ursprünglichen Roßgarten zurückzu-



Einraumhaus Ahlhorner Heide

Dieses Gebiet der Großsteinbauten und Urnenhügel ist eine reiche Fundstätte vorgeschichtlicher Werkzeuge, Waffen und Keramik der Stein-, Bronze- und Eisenzeit.





Einraumhaus Ahlhorner Heide

Oben Ecke des Giebels. Unten Längsseite der Sockelmauer aus Findlingen mit vorgelagerten Steinstreben, die das Abrutschen des Fußbalkens des Daches verhindern

führen sein; hat doch schon Ludwig Uhland den berühmten Wormser Rosengarten als einen „Roßgarten“, ein Kampfgehege für die zu Roß ausgeführten Reckenkämpfe erkannt, wie sie in dem berühmten Gedicht vom Wormser Rosengarten geschildert werden. Auch hier ist es nicht ausschließlich ein Rossegehege, da eine einfassende Umwallung oder andere Merkmale, die den Namen rechtfertigen würden, fehlen. Es ist vielmehr anzunehmen, daß ein in unmittelbarer Nähe gelegenes Roßgehege am Fluß die Benennung für diesen Platz gegeben hat. Es dürfte kaum in Deutschland eine gleich gut erhaltene Anlage geben. Eine Bahn von einigen Metern Breite umgibt die große, ovale, 140 Meter zu 100 Meter messende eingeebnete Fläche. Auf dem mittleren Platz werden an den Kultfesten Kampfspiele aufgeführt worden sein. Speerwerfen, Ringen, Fechten und Steinwerfen sowie die von Tacitus erwähnten kultischen Waffentänze der Jünglinge zwischen aufgestellten Schwertern und Speeren müssen an dieser Stätte stattgefunden haben. In Friedenszeiten werden hier die Hundertschaften der anliegenden Gaue ihre Wettspiele abgehalten haben.

Tacitus berichtet im Kapitel 24 der Germania:

> „Es gibt nur eine Art von Schauspiel, und die ist bei jedem Feste gleich, nackte Jünglinge, die es zum Vergnügen tun, schwingen sich zum Tanz zwischen Schwertern und drohenden Framen (=Speeren). Übung hat sie gewandt gemacht, Gewandtheit anmutig; doch suchen sie nicht Erwerb und Lohn; ihres so verwegenen Spieles Preis ist die Freude der Zuschauer.“

Die um das Kampffeld herumführende äußere Bahn wird für Wettläufe und Pferderennen benutzt worden seien. Ringsum bot eine von Natur vorhandene, amphitheatralisch allsteigende Böschung Tausenden von Menschen Platz. Die Fläche war so angelegt, daß an der ansteigenden Ovalseite, der „Haupttribüne“ vergleichbar, die Zuschauer um die Mittagszeit die Sonne im Rücken hatten.

Dieser Kampfspielplatz schließt sich an den größten vorgeschichtlichen Friedehof Nordwestdeutschlands, an das „Pestruper Gräberfeld“ an. Unzählige Grabhügel reihen sich, so weit das Auge reicht, in der Heide aneinander. Es ist das Totenfeld desselben Volkes, das auf dem nahen Kampfspielplatz Kultfeste zu Ehren der Gottheit und der Toten gefeiert hat. Wie zahlreich dieses Geschlecht gewesen sein muß, läßt nicht allein dieses bedeutende Feld erkennen, auch die nähere Umgebung birgt in der ausgedehnten Heide und im Walde kleinere verstreut liegende Friedhöfe. Die Wohnstätten, Äcker und Weideplätze dieses Volkes müssen in nächster Nähe gelegen haben. Wenn auch ihre Spuren vergangen sind, so lassen sie sich doch im Gelände erkennen. Es ist außerordentlich bedeutsam, solche Sippenverbände mit ihren Wohnungen, Kultplätzen und Begräbnisfeldern heute noch im Weser-Ems-Lande festzustellen.

Nicht unerwähnt mögen am Schluß dieses Kapitels noch die Signalpunkte bleiben, die für unsere Vorfahren in vielfacher Hinsicht von Bedeutung gewesen sind. Es waren kleine Hügel, zum großen Teil wohl natürliche Bodenerhebungen, von denen aber viele durch Menschenhand für die Zweckbestimmungen erst hergerichtet werden mußten. Sie trugen in der Vorzeit wohl hölzerne Gerüste, deren Plattform mit einer Erdschüttung versehen war. Die hierauf errichteten Brandstapel sandten in Kriegszeiten den Feuerschein als Lichtsignale hinaus. In Friedenszeiten brannten hier Freudenfeuer zu Ehren der Gottheit. Zur Osterzeit loderten die Frühlingsfeuer empor, zur Sonnenwendezeit die Flammen zur Feier der hohen Sonne des Sommers. Noch heute wird das Osterfeuer auf dem Osterberg zwischen Moorbek und Großenkneten und an vielen anderen Stellen abgebrannt. Wie ehemals leuchten auch heute noch in vielen nordwestdeutschen Gegenden die Frühlingsfeuer von einem Hügel zum anderen durch das ganze Land. Der hier erwähnte Osterberg grenzt unmittelbar an das Gräberfeld Hespenbusch und hat sicher mit ihm in enger kultischer Beziehung gestanden. Ich nehme an, daß auch dieser Hügel

in der Vorzeit einen Altar getragen hat und als Hügelheiligtum einer Gottheit geweiht war; liegt doch der Urnenfriedehof in unmittelbarer Nähe dieses Hügels. Auf dieser Bodenerhebung werden auch die Kultfeiern bei den Leichenverbrennungen stattgefunden haben, bevor man die Knochenreste in den Urnenhügeln beigesetzt hat. Die gut erhaltenen Gräberfelder von Moorbek und Hespenbusch, die kaum 3 km auseinanderliegen, müssen zwei getrennten Sippen gehört haben; denn zwischen beiden Gräberfeldern liegt ein Streifen sumpfigen Moores, der die Wohnplätze getrennt hat. Jede Gemeindesippe hat außer ihren Begräbnisplätzen sicher einen besonderen Altarhügel gehabt, die eine das Hügelheiligtum am See in Moorbek, die andere den Osterberg beim Gräberfeld.

Vielfach weisen schon die Bezeichnungen auf die besondere Bedeutung solcher Hügel hin, wie im südlichen Oldenburg: Wachtberg, Hohelied, Hosüne, Kiekup, Osterberg, Hilligenberg, Hohelucht, Elmeloh, im nördlichen Oldenburg: Elmendorf, Leuchtenburg, Hohelucht. Die Aufzählung könnte man um viele Orte vermehren.

Diese Berge waren unseren Vorfahren auch Ortungspunkte. Sie bezeichneten die von Teudt in seinem Buch „Germanische Heiligtümer“ benannten „Heiligen Linien“.

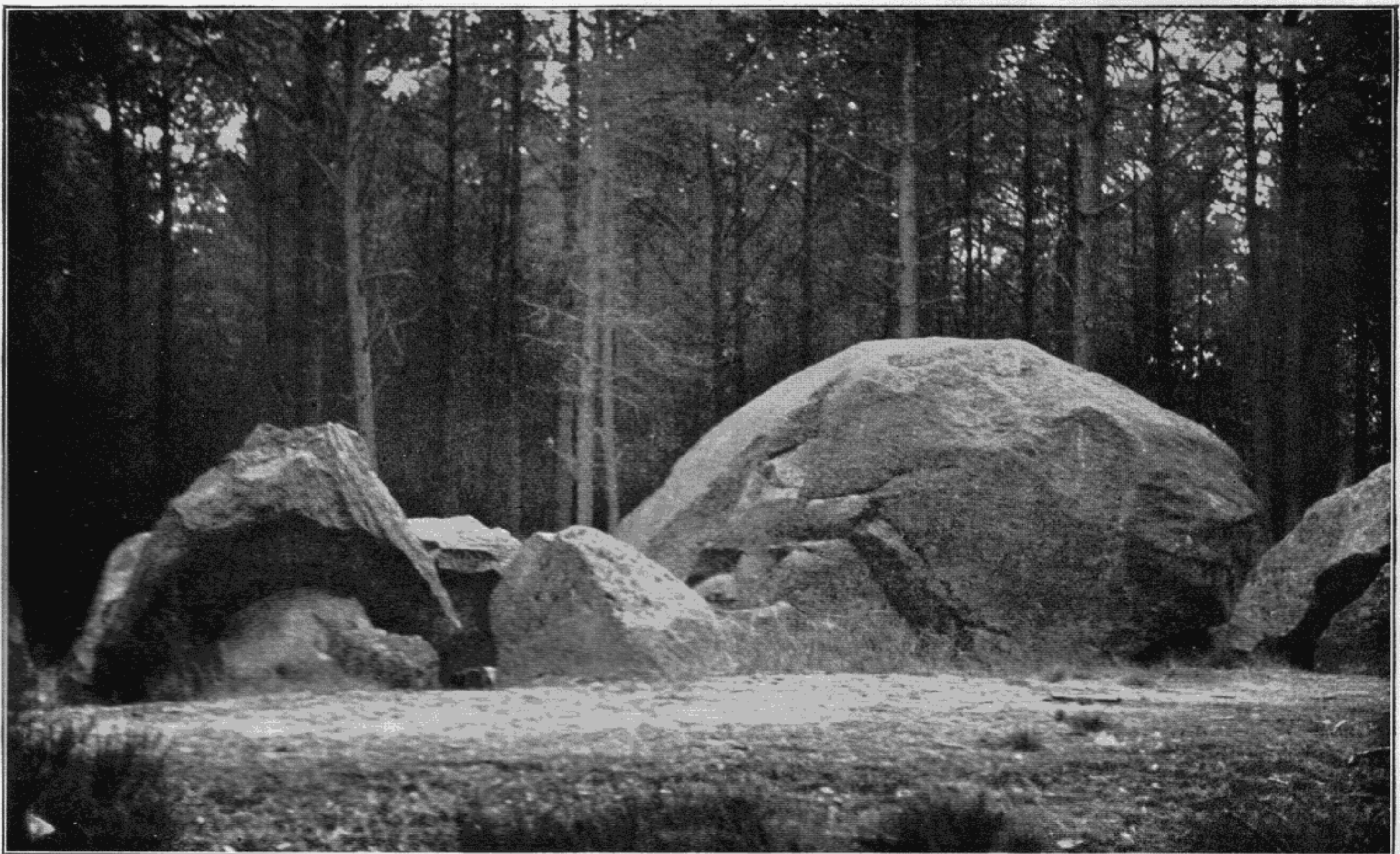
Teudt stellt die Behauptung auf, daß ,,in weiten Kreisen Germaniens der auf astronomischer Beobachtung beruhende Brauch einer Nord- und Osteinstellung heiliger Bauten und anderer öffentlicher Stätten in ihrem Verhältnis zueinander geübt worden ist“. Verbindet man diese Kultorte, so erhält man ein System heiliger Linien. Die an Opfer- und Festtagen weithin leuchtenden Flammen, so erläutert und begründet er diese Orientation der Kultorte, haben sich von selbst den Führern des Volkes als ein zweckdienliches Mittel zur Benachrichtigung der Fernwohnenden angeboten. So wird sich bald ein gut arbeitendes Signalwesen herausgebildet haben. Die geraden Linien wiesen zudem die kürzesten Wege zur Landesgrenze.

Dr. Herbert Röhrig hat, von Teudt angeregt, die Ortungen in dem Küstengebiet der Nordsee untersucht und berichtet in seinem Buch „Heilige Linien durch Ostfriesland“ von überraschenden Ergebnissen. Röhrig schreibt, daß sich in der Megalithzeit fast ausnahmslos die Ostwest-Richtung findet, aber schon am Ende der Megalithzeit ändert sich die fast stets herrschende Ostwest-Richtung, so daß in der älteren Bronzezeit zunächst die Südost-Nordwest-Richtung, und endlich überhaupt die Süd-Nord-Richtung vorherrschend wird. Das entspricht der mit der Zeit erfolgenden Änderung der Nordrichtung; es sei dahingestellt, ob ein Wechsel der Glaubensanschauungen dabei mitgespielt hat. Nach der von Röhrig aufgestellten Theorie hat den Wechsel von einer Ost-West- zu einer Süd-Nord-Orientation die Einwanderung von Nordleuten verursacht, welche nach den archäologischen Belegen in die Zeit von 2000 bis 1800 v. Chr. fallen muß. Alle typischen Grabhügel dieser Nordeinwanderer sind nämlich auf die Nord-Südlinie orientiert.

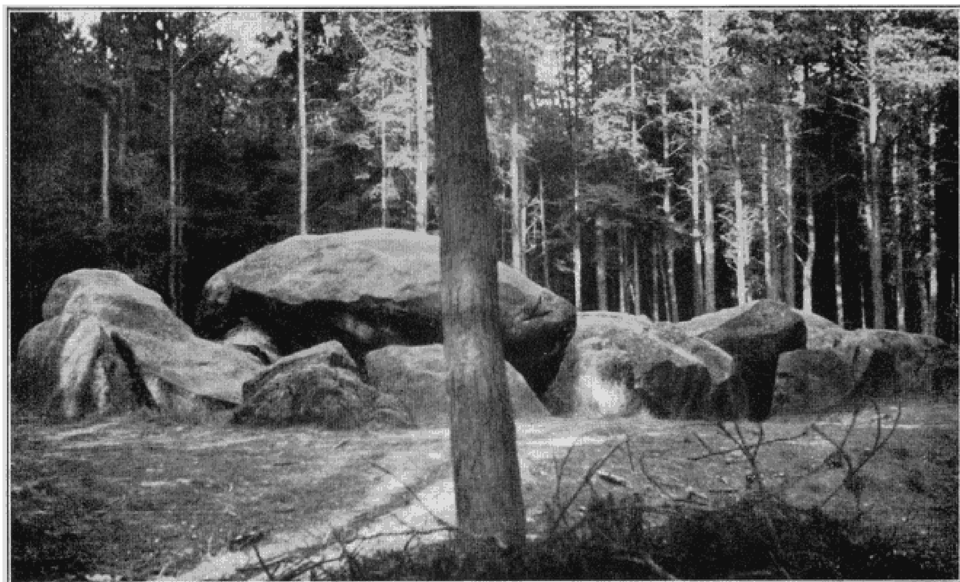
Dieses Vorhandensein astronomischer Anlagen setzt ein hohes Wissen der Erbauer voraus. Unsere Vorfahren benutzten die Sternkunde für die Einteilung ihres Kalenders und verwendeten ihre Beobachtungen für Ackerbau und Schiffahrt. In dem ostfriesischen Nationalheiligtum „Upstalsboom“ bei Aurich ist der Mittelpunkt eines Liniensystems erkannt worden. Dieser Platz, an dem eine „Irminsul“ gestanden haben wird, wurde noch bis weit in das Mittelalter als Dingstätte benutzt.

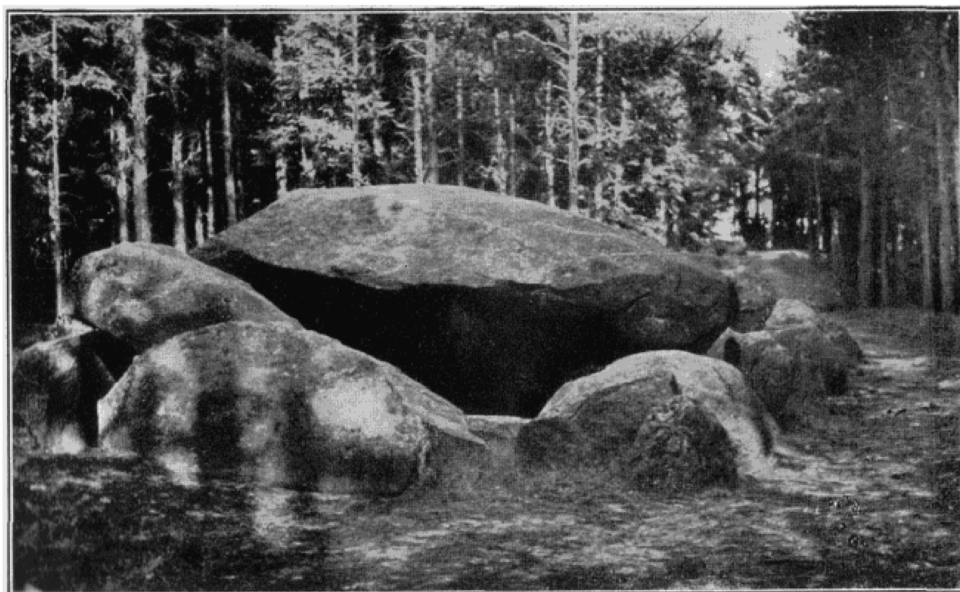
Die Zahl der Ortungspunkte in Ostfriesland ist nach Röhrig groß. Es zahlen u. a. noch dazu: der Pythenberg bei Leer, der Rabbesberg bei Dunum, der Hügel Utarp. Auffällig sind in diesem Zusammenhange auch uralte Straßen, die sicher in das System der heiligen Linien gehören, deren Bezeichnung aber nicht mit Bestimmtheit erklärt werden kann.

Die Methode, die Teudt in dem von ihm in gründlicher Arbeit durchforschten Gebiet, im Lipperland, anwendet, läßt sich auch auf Nordwestdeutschland und besonders auf Oldenburg und Ostfries-



Großsteingrab „Ahlhorner Heide“ Gruppe Kellersteine





Großsteingrab „Ahlhorner Heide“ Gruppe Kellersteine

land übertragen. Die Ergebnisse sind so verblüffend, daß Teudts Ansichten durch die gleichartigen Feststellungen nur noch glaubhafter werden. Im Gebiet des Lar- und Leri-Gaues führt Teudt folgende heilige Linien an: Wachtberg – Kirche Dötlingen – Gerichtsstätte – Aschenstedt – Wunderberg (Ringwälle) Seelte – Barrien. Andere zusammengehörenden Ortungen sind: Kirche Godenstedt, Osterhorn, Hünenburg (Ringwälle) Horst, Klotzeburg. Schon diese Namen lassen ja zum großen Teil auf alte kultische Bedeutung schließen. Auch im Ammerland lassen sich solche heilige Linien feststellen.

Zum Schluß noch ein Wort über den Brückenbau, der ja mit dem Wegebau oft zusammen auftritt und ein weiterer Beweis für die Kunst der Germanen in der Holzbearbeitung ist.

Man führt den Straßen- und Brückenbau gewöhnlich auf die Römer zurück und streitet den Germanen mit dem Bedürfnis zu derartigen Anlagen auch die Fähigkeit dazu ab. Das behauptet man besonders auch von jenen Brücken über die Moore, den sogenannten Bohlenwegen, die aus aneinandergereihten Baumstämmen bestehen und im Oldenburger Moor an verschiedenen Stellen aufgefunden und bloßgelegt worden sind. Von diesen einfachen Knüppeldämmen unterscheiden sich jene Moorbrücken in den tieferen Teilen des Torfes durch eine kunstvollere Bauart. Bohlenwege sind auch in den Ländern und in den Gebieten gefunden worden, wohin die Römer niemals gekommen sind. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß die Römer von den Deutschen die Kunst, solche Brücken zu bauen, gelernt und dann weiter entwickelt haben.

Neben diesen wegen ihrer Vergänglichkeit leider nur spärlichen Resten einer Holzkultur ist aus der Frühzeit germanischer Kultur noch mancherorts Mauerwerk vorhanden, welches seine Entstehung der Geschicklichkeit, dem Fleiß und der eigenen Bauweise unserer Vorfahren verdankt, das aber aus Gedankenlosigkeit und Unkenntnis gewöhnlich der Arbeit Fremder zugeschrieben wird, entweder den Franken oder den Römern.

Die Reste der Steinbauten weisen auf eine ausgezeichnete technische Bearbeitung der großen erratischen Granitblöcke. Es seien hier besonders die im Erdboden angelegten Grabkammern erwähnt, deren Seitenwände glatt gespalten sind. Die Spaltflächen lassen erkennen, daß die Trennung plötzlich, mit einem Schlag erfolgt sein muß. Bohrlöcher für Holzkeile sind nicht festzustellen. Man konnte die großen Blöcke nur spalten, wenn sie in der Längsschichtung des Gesteins abgekeilt worden waren. Zu diesem Zweck arbeitete man eine Reihe von Keilspalten entsprechend der Schichtung mit einem harten Hammer aus, in die dann gut getrocknete Weidenkeile getrieben, fest ausgepfropft und mit Wasser übergossen wurden. Das Quellen des Weidenholzes verursachte das Spalten des Steines.

Vielleicht darf man auch an die Spaltung des Steines durch Feuer denken: man meißelte eine Rille in den zu spaltenden Stein, erhitzte diesen durch angelegtes Feuer und ließ plötzlich Wasser in die Rille fließen. Die plötzliche, örtliche Abkühlung bewirkte dann das Auseinanderspringen des Steines.

Es wäre lohnend, die hier angewandte Technik der Spaltung näher zu erforschen; denn die bei den Randsteinen des Tiefgrabes sich zeigende glatte, unbearbeitete Spaltfläche ist von Bedeutung, da aus der Kenntnis dieses Vorganges weitere Schlüsse von großer Tragweite zu ziehen wären.

Das wenige, was in diesem Kapitel über eine eigene, bodenständige Kultur unserer germanischen Frühzeit zusammengetragen wurde, genügt vollauf, um den alten, sich bisher von Geschlecht zu Geschlecht und von Geschichtsbuch zu Geschichtsbuch fortpflanzenden Irrtum zu zerstören, als seien unsere Vorfahren Barbaren im Sinne „tiefstehender afrikanischer Negerstämme“ gewesen. Immer klarer und deutlicher geben die Bodenfunde Zeugnis von der Hohe und Eigenart germanischer Kultur und der Tiefe ihrer religiösen und sittlichen Welt- und Lebensauffassung zu dem Zeitpunkt, als Griechen und Römer sie erst kennenlernten.

Erst viel spätere Zeiten haben aus derselben böswilligen Ein-

stellung heraus, aus der in diesen Tagen deutscher Artbesinnung Greuelmärchen von unseren unversöhnlichen Feinden über uns verbreitet wurden, den von ihnen im Grunde bewunderten und beneideten Germanen das Schimpfwort „Barbaren“ böswillig beigelegt, ähnlich wie sie im Weltkriege mit der Bezeichnung „Hunnen“ deutsche Tüchtigkeit und deutsche Selbstbehauptung in den Augen der Welt herabzusetzen bemüht waren. Schließlich haben in Zeiten der Schwäche wir wohl selbst gar von unseren Vorfahren gering gedacht und jener Auffassung zugestimmt, die behauptete, daß alles Licht der Kultur aus dem Orient, dem Osten zu uns gekommen sei.

Gegenüber der vorhin gekennzeichneten romanischen, also nach-römischen Auffassung steht die Ansicht jener alten Römer, die sich der Kultur der Germanen wohl überlegen fühlten, die ihren Feinden aber, wie die Darstellungen ihrer Künstler und Schriftsteller beweisen, Gerechtigkeit widerfahren ließen und sie in vielem als Vorbild anerkannten und bewunderten.

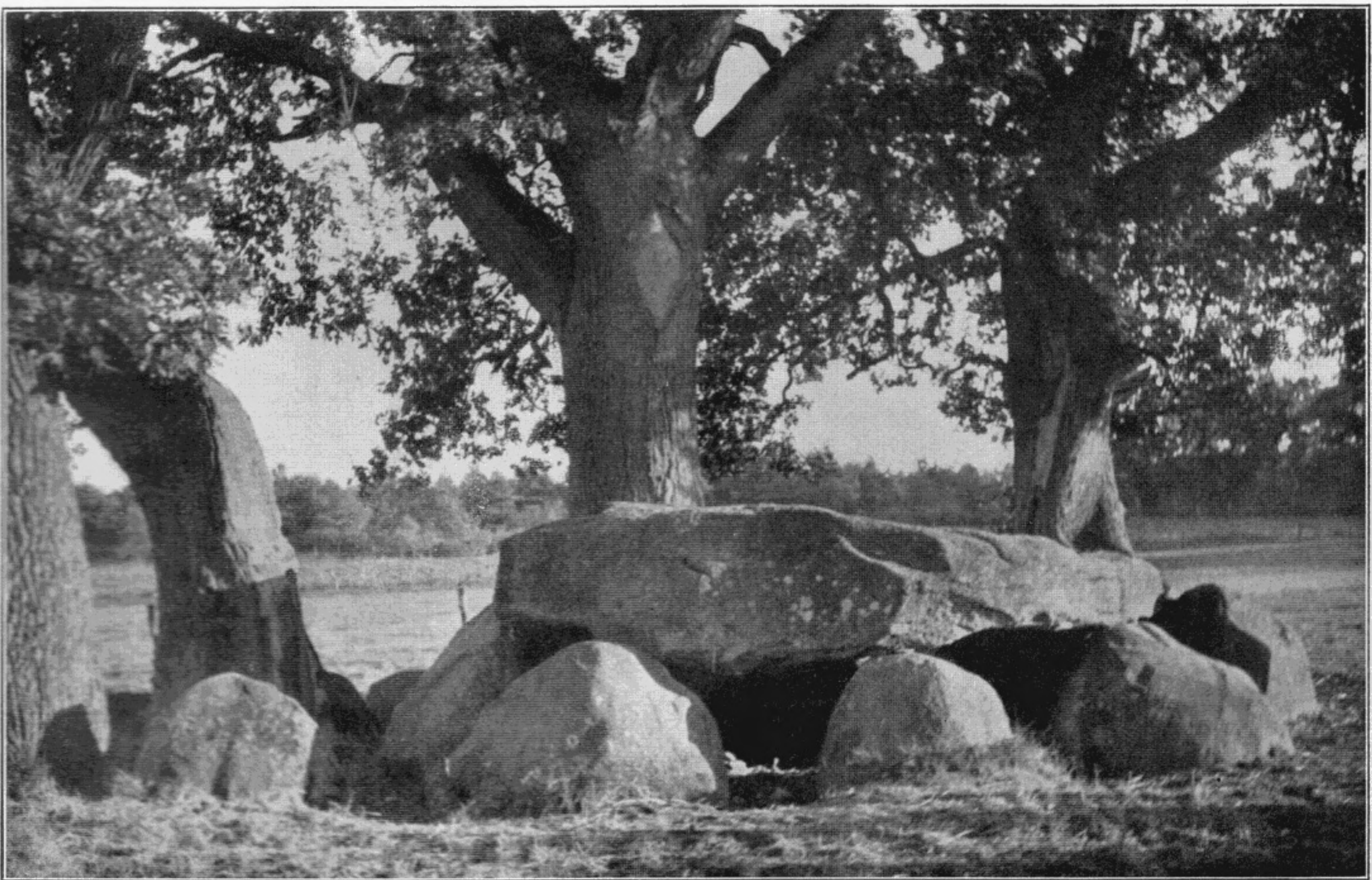
Uns selbst aber erwächst die schon vor hundert Jahren von dem Freiherrn vom Stein als „deutsche Pflicht“ gekennzeichnete Aufgabe, nicht müde zu werden in der Aufhellung der germanischen und mittelalterlichen Vorzeit, um unsere Kenntnisse darüber stetig zu vertiefen und zu erweitern. Dazu mögen auch die folgenden Kapitel ein kleiner Beitrag sein.

*

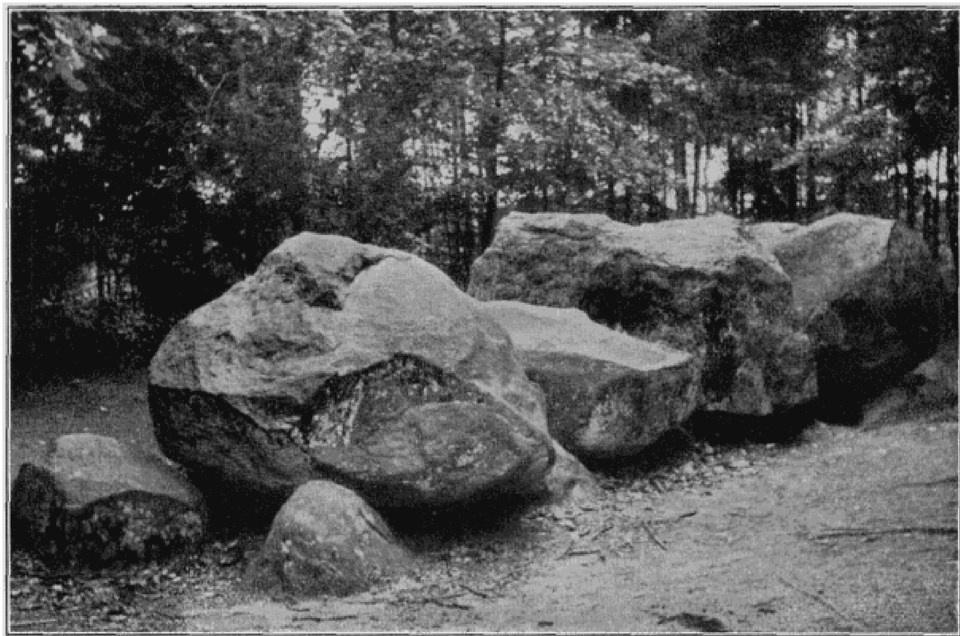
Hünengräber

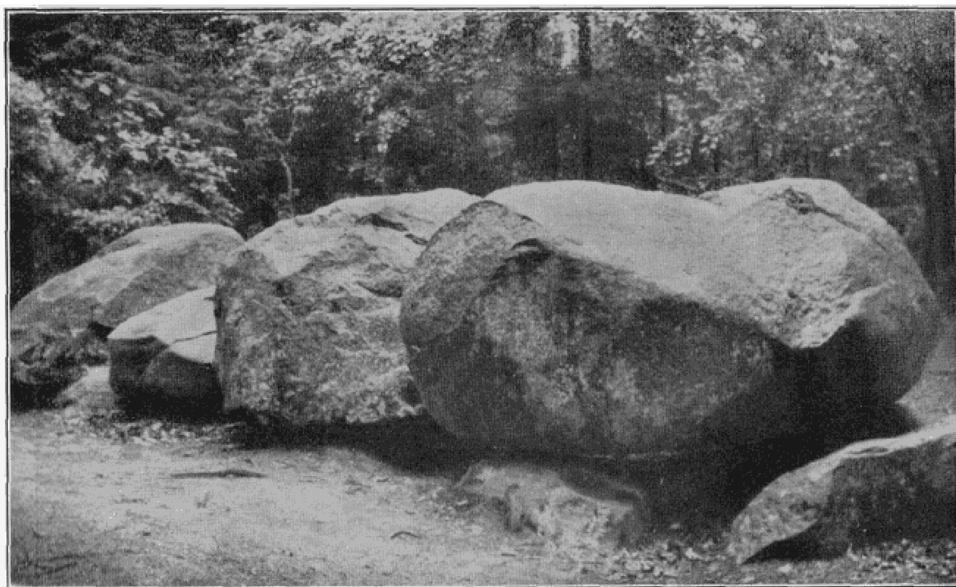
Seltsam, so über der fernen
Urzeit Gräber zu gehn,
Still und staunenden Blicks
Vor den mächtigen Steinen zu stehn,
Die ein heidnisch Geschlecht,
Das noch den Bären gehetzt
Mit der steinernen Axt,
Einst seinen Helden gesetzt!
Seltsam, zu denken:
Dreitausend Jahre und mehr
Wechselten Frühling und Herbst,
Rauschte das nordische Meer.
Völker kamen und gingen;
Stürme durchbrausten das Land –
Aber die eichengekrönten
Gräber hatten Bestand.
Ihre Größe erschüttert,
Macht uns bescheiden und klein –
Leicht auf der Ewigkeit Waage
Wiegt unser heutiges Sein:
Tausend Jahre später,
Ach, vielleicht hundert nur,
Sind wir verweht und vergessen,
Ohne Mal und Spur!

Heinrich Anacker.



Großsteingrab „Ahlhorner Heide“ (ge. Heidenopfertisch)





Großsteingrab „Ahlhorner Heide“
Zur Kultstätte an der Engelmanns Beke gehörig

Zur Erde muß, was von der Erde stammt;
Doch zu des Himmels Pforte drängt
Jegliche Art, die seiner Flur entsprossen.
Marc Aurel

Ahnenkult

Großsteingräber, Brand- und Urnengräber

In der germanischen Vorgeschichte sind Gräber fast die einzigen Zeugen und Quellen frühmenschlicher Kultur. Ist die Bestattung der Toten an sich schon das erste Zeichen einer geistigen Deutung der Welt, so spiegeln sich in der Art der Bestattung, in der Anlage der Gräber und in den Beigaben Glaube, Sitten und Gebräuche unserer Altvordern getreu wider.

So bezeugen auch Totenehrung und Ahnenkult der Steinzeitmenschen Nordwesteuropas, daß sie bereits zu höherem Denken und Tun befähigt waren.

Von dem Kultleben der Urgermanen, der „Ingävonen", wie sie Tacitus nennt, oder der „Thuata" nach Herman Wirth, wissen wir auf Grund von Bodenfunden so gut wie nichts.

Erst aus der Jungsteinzeit (4500–2000 v. Chr.) liegen wertvolle Zeugen der Kultur der Bewohner des späteren Chaukenlandes vor, der meine besonderen Forschungen gelten.

Es sind die Großsteingräber, die sogenannten Megalithgräber[1], die erhabenen, eindrucksvollen Denkmale der hohen Geisteskultur jener völkischen Gemeinschaft, die um die Nordsee herum ansässig gewesen ist und hier ihre letzte Weiter- und Höchstentwicklung gefunden hat.

Im südlichen Oldenburg, in der Ahlhorner und Glaner Heide, liegen eine Unmenge gewaltiger Steindenkmale. Trotz ihrer auf-

[1] vom griechischen *megas* = groß und *lithos* = Stein.

fallenden Größe, ihrer bemerkenswerten Anzahl, ihres guten Zustandes und ihrer so außerordentlichen Bedeutung für die Vorgeschichte gibt es bisher kein zusammenfassendes Werk, das grundlegend diese Denkmale behandelt. Über außerdeutsche vorgeschichtliche Kultdenkmale sind umfangreiche Werke geschrieben worden, aber das uns am nächsten Liegende hat man bei der dem Deutschen eigenen Sucht nach dem Fremden nicht mit gleicher Sorgfalt und der gebührenden Aufmerksamkeit beachtet.

Wenn man von Totenehrung und Totenkult spricht, so muß man von der grundsätzlichen Einstellung des Volkes zu seiner Gottheit ausgehen; sie zeigt, wie stark der Glaube an ein Weiterleben nach dem Tode mit einem Volke verwachsen ist. Es ist bezeichnend für unsere eigene Geisteshaltung, wie sie sich unter dem Jahrtausende alten Einflusse fremder geistiger Strömungen, fremder Gesichtspunkte und Vorstellungen entwickelt hat, daß wir gerade dem Denken unserer eigenen Vorfahren mit der größten Befangenheit gegenüberstehen. Einflüsse, die der Gutgläubige selbst nicht einmal spürt, sind seit mehr als tausend Jahren am Werke, unseren Blick in dieser Hinsicht zu trüben. Sind es doch ganz fremde, vorwiegend orientalische religiöse Vorstellungen, die von Jugend auf, und seit mehr als tausend Jahren schon, unsere Einstellung zur Welt bestimmen. Kein Wunder daher, wenn besonders unsere Religionswissenschaftler nicht einmal mehr die Fähigkeit und noch weniger den Willen haben, der geistigen Haltung unserer Ahnen mit derselben Unbefangenheit gegenüberzutreten, die sie jedem exotischen Volke in dieser Hinsicht zugestehen. So sagt noch Professor Dalman im Palästina-Jahrbuch von 1908: es sei über die religiöse Sitte der Vorzeit im Zusammenhange mit der Nordischen Altertumskunde nichts Greifbares zu erfahren, weil die Forschung kein wirklich gesichertes Heiligtum ergeben habe. Es sei erstaunlich, wie die Religion jener entlegenen Periode so wenige zweifellose Denkmäler hinterlassen habe. Gewiß sei, daß die näher zu untersuchende Totenpflege und der Geisterkult (!) die Stelle der Religion vertreten und als eine

dicke Decke lange Zeit hindurch Gottes wahres Wesen verhüllt habe (!). Sicher sei die „Errettung von der Obrigkeit der Finsternis“ (Kol. 1, 13), welche das Christentum verkündet, ein Ereignis, dessen Tragweite nur der ermesse, welcher ahnt, was diese Finsternis bedeute.

Man fragt sich, welche Finsternis größer sei, die angeblich bei unseren Vorfahren herrschende Finsternis von „Totenpflege und Geisterkult“, oder die Finsternis, in der führende Gelehrte noch immer befangen sind, wenn es sich um Dinge ihrer eigenen Ahnen handelt. Es ist ein ewiger Zirkelschluß: wenn man die religiösen Bräuche einer verhältnismäßig späten orientalischen Kultur ein für allemal als maßgeblich für jede religiöse Anschauung hinstellt, und wenn dann diese Kriterien anderswo fehlen, so muß daraus natürlich auf das Fehlen jeder höheren Religion geschlossen werden. Man stelle sich einmal vor, in fünftausend Jahren wolle man aus unseren Gräbern allein einen Rückschluß auf unser religiöses Denken ziehen – welche Musterkarte von Stumpfheit, Geschmacklosigkeit und Uneinheitlichkeit käme dabei heraus; wo fänden wir ein Zeugnis für wirklich „höheres religiöses Empfinden“?

Wie stand es in dieser Hinsicht nun wirklich mit dem Glauben unserer Vorfahren?

Wenn auch durch die Christianisierung und die damit verbunden gewesene planmäßige Ausrottung des germanischen Glaubens und aller bisher herrschenden Kultgebräuche vieles für ewig verlorengegangen ist, so ist durch die jüngsten urgeschichtlichen Forschungen auch in dieser Hinsicht manches klarer geworden.

Die germanischen Götter, wie sie uns aus später nordischer Überlieferung erscheinen, waren keine abstrakten Wesen. Es bestand keine Kluft von Mensch zu Gott. Für die Germanen kamen die Toten nicht in ein unvorstellbares Reich, in dem sie irgendeine Erlösung erwarben, deren Wesen philosophisch ausgeklügelt war. Es gab keine Ungewißheit, kein Raten, wohin die Seele nach dem Tode gelangen würde, zum Licht oder zur Finsternis. Gera-

de hierin liegt der wesentliche Unterschied zwischen der germanischen und christlichen Religion. Der Germane war ein Krieger, immer bereit zu kämpfen und zu sterben. Wie wesensfremd mußte ihn darum auch eine Religion anmuten, die in ihm Furcht vor dem Jenseits zu erwecken suchte, und die die Furcht zur Voraussetzung des Heiles machte. Unsere Ahnen als Kämpfer, Streiter und Helden verehrten nur Götter, für die sie nach dem Tode kämpfen konnten und mit denen sie sich auf Erden verbunden fühlten.

Unsere Vorfahren kannten zwei Arten von Bestattungen: Die Erdbegräbnisse und die Einäscherung. In der jüngeren Steinzeit waren wohl schon oberirdische Begräbnisse mit Steinpackungen und Erdbestattungen in Steinkammern üblich. Die darauffolgende Bronzezeit brachte die Leichenverbrennung. Es war Brauch, die Knochenreste unter flachen Hügeln beizusetzen. Die Verbrennung der Toten statt der Leichenbestattung ist eine Fortentwicklung, die mehrere Ursachen gehabt haben kann. Zunächst dürfen wir als praktischen Grund annehmen, daß die eiszeitlichen Steinablagerungen immer seltener geworden waren und die Errichtung so zahlreicher Großsteinbauten nicht mehr gestatteten. Dann dürfen wir aber auch eigentlich religiöse Gründe annehmen: den Gedanken vielleicht, daß der Tote um vieles schneller „vom Erdenrest, zu tragen peinlich" befreit wurde, wenn man nicht bis zur natürlichen Auflösung des Körpers wartete. Und endlich dürfte ein Grund, weshalb man heute zuweilen die Verbrennung vorzieht, schon damals gegolten haben: die Befürchtung, daß man einen Scheintoten begrübe. Natürlich spielte auch die Absicht, die Leiche vor der Entweihung durch wilde Tiere zu bewahren, dabei eine Rolle.

Die Entwicklungsstufen und den Bau der Gräber in den einzelnen Perioden, wie ich sie in Oldenburg vorgefunden habe, möchte ich in diesem Kapitel behandeln.

Es wird angenommen, daß die Steindenkmäler Oldenburgs alle dem gleichen Zweck gedient haben, nämlich, daß sie als

Grabkammern der Volksführer und der zu ihnen gehörenden Sippen angelegt worden sind. Es ist klar und deutlich zu erkennen, daß wir zwei verschiedene Gruppen vor uns haben, die verschiedenen Zwecken gedient haben müssen. Ihr Unterschied wird uns im nächsten Kapitel noch sehr eingehend beschäftigen.

Die eine Art der Steinbauten, „Visbeker Braut und Bräutigam“ und die „Glaner Steine“, stellen lange, in Rechteckformen angeordnete Steinsetzungen dar, deren Innenfläche vollkommen frei ist bis auf das im oberen Viertel der Anlage eingebaute Tiefgrab. Der Grabraum ist nicht oberirdisch, sondern in der Erde und schließt mit der Oberkante am Boden ab, so daß nur die Decksteine flach auf dem Grabe über dem Boden ruhen. Die Großsteingräber aber, die in der Heide verstreut und auch um diese langgestreckten Steinsetzungen planmäßig aufgebaut sind, zeigen einen anderen Aufbau als die langen, im Rechteck gestellten Steinreihen, die sogenannten „Hünenbetten“. Von den „Großsteingräbern“ als den frühesten auf uns gekommenen Grabanlagen soll hier zunächst gesprochen werden, während die langgestreckten Steinbauten in dem Kapitel „Gotteshäuser“ behandelt werden.

Diese Großsteingräber im Oldenburger Land, auch Megalithgräber, im Volksmunde Hünengräber genannt, liegen oft in Gruppen beieinander und lassen in der Anlage und im Aufbau eine gewisse Planmäßigkeit erkennen. Die gewaltigen Steinbauten, zu Ehren der Toten errichtet, geben Zeugnis von der hohen Kultur und dem starken Gemeinschaftsgefühl eines großen Volkes, das unter einem führenden Oberhaupte gestanden haben muß. Diese Sippenverbände müssen auch ihrer Zahl nach ein großes, starkes Volk gewesen sein, das, wenn man für die damalige Zeit den Ausdruck anwenden darf, wohlhabend, ja reich gewesen sein muß. Ein kleines, armseliges Volk hatte niemals solche Anlagen schaffen können.

Bestimmend für den Bau solcher Grabhäuser, so könnte man

diese Anlagen wohl nennen, waren wohl nicht allein religiöse Anschauungen, es dürften auch praktische Gründe mitgespielt haben.

Die Entwicklung der Grabformen in der jüngeren Steinzeit stellt sich nach den jüngsten Forschungsergebnissen etwa folgendermaßen dar: die älteste Form der Gräber in unseren Gegenden ist wahrscheinlich das Megalithgrab „unter Boden", wie es die neusten Grabungen von Dr. Stieren-Münster ergeben haben. Solche Grabanlagen waren verhältnismäßig noch einfach herzustellen. Die Großsteingräber in der Hochblüte der Steinzeit setzen ein noch zahlreich vorhandenes Steinmaterial voraus. Natürlich mußte es, wie bereits gesagt, mit den Vorräten an Riesensteinen allmählich zu Ende gehen; und so finden wir denn von etwa 2500 v. Chr. an zwei verschiedene Formen der Gräber: die jüngste Stufe der Steingräber selbst sind die sogenannten Steinkisten (etwa 2500–1800 v. Chr.), neben ihnen treten aber auch hölzerne Überdachungen des Grabraumes auf; endlich dann die Steinpackungen, bei denen der Leib des Bestatteten durch darüber gepackte Steine und eine Erdschicht vor dem Angriff wilder Tiere und den Einflüssen der Witterung geschützt war. In steinarmen Gegenden wird man vorwiegend jene schützenden Dächer aus Holz verwendet haben. Kurzes Rundholz wurde über den Toten in Form eines Daches schräg zusammengestellt und mit einem Erdhügel überwölbt. Diese Grabanlagen sind natürlich wegen der Vergänglichkeit des Holzes mit der Zeit zusammengefallen. Sie sind in der Erde nur sehr schwer erkennbar, und von den Leichenresten ist meist nichts mehr vorhanden. Das Vorhandensein solcher Gräber ist dann nur noch dadurch festzustellen, daß man auf Beigaben stößt, die den so Bestatteten mitgegeben worden sind; das kundige Auge vermag aber zuweilen einzelne Spuren vermoderter Holzdeckungen zu finden.

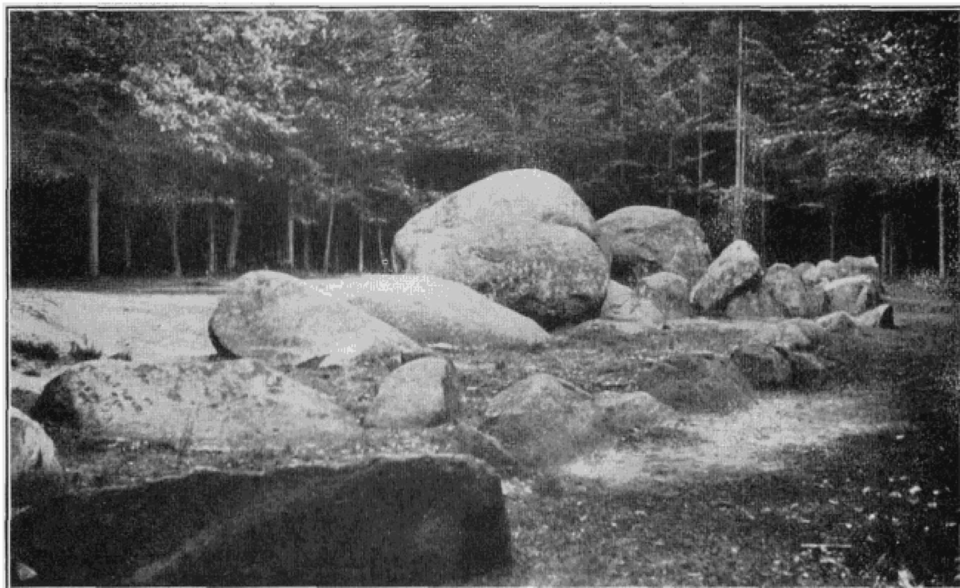
Die Grabbeigaben, die aus Speise und Trank, aus Waffen und Werkzeugen bestanden, brauchen wir keineswegs in grobmaterieller Weise als ein Zeugnis für den Glauben an ein kör-

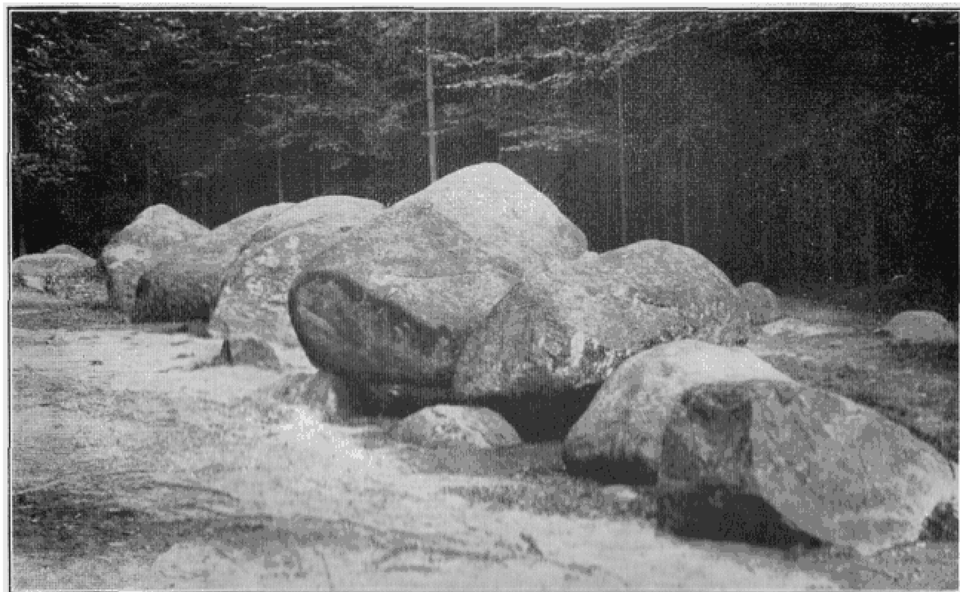
perliches Fortleben des Toten zu deuten. So wie bei uns werden die Beigaben vor allem eine sinnbildliche Bedeutung gehabt haben, sie waren Zeichen der Pietät, der liebevollen Pflege, die man dem Toten in dieser sinnbildlichen Form angedeihen ließ, wenn man in Wirklichkeit nicht mehr für ihn sorgen konnte. Oder wollte man etwa aus unserer Sitte, dem Toten Blumen oder Lichter auf das Grab zu setzen, den Schluß ziehen, der Tote solle sich am Geruch der Blumen oder am Schein der Lichter erfreuen? Die Auswahl und die Form der Beigaben lassen auf ein zugleich formenfrohes und waffenfrohes Geschlecht schließen, dem Schönheit die Vollendung der Zweckmäßigkeit in der Form bedeutete – wovon jeder Steinhammer und jedes Schmuckstück zeugt.

Was vor den Großsteingräbern der jüngeren Steinzeit gewesen ist, können wir nicht mehr feststellen. Sie sind plötzlich da, und auch sie sind gewissermaßen ein Ergebnis der Eiszeit, wie es sehr wahrscheinlich die nordischen Menschen selbst gewesen sind. Findlinge aus schwedischem Granit, die in der Eiszeit auf Gletschern und Schollen vom Norden herangetrieben worden waren, lagen verstreut in der Landschaft. Wo sich die Schollen mit ihrer Steinlast an den ersten leichten Bodenerhebungen gestaut haben, stehen heute die Großsteingräber aus den gewaltigen Blöcken. Nimmt man eine Karte von Nordwestdeutschland zur Hand, auf der die Höhenunterschiede des Landes leicht erkenntlich sind, so kann man feststellen, daß eben dort, wo die leichten Erhöhungen beginnen, auf der Geest, die Steingräber liegen. Im flachen, tiefer gelegenen Lande nördlich von Oldenburg, in der Marsch, fehlen sie fast ganz, weil die Eisschollen darüber hinweggegangen sind. Größere Findlinge sind hier selten. Aber auch weiter nach Mitteldeutschland hinein findet man wenig Steingräber in diesem Ausmaß. Daß so viele Denkmale in der Lüneburger und Oldenburger Heide und im Hümmling erhalten sind, beruht zum großen Teil darauf, daß diese Landstriche in der späteren Zeit dünn besiedelt gewesen sind. Wo aber fruchtbarer Boden nach und

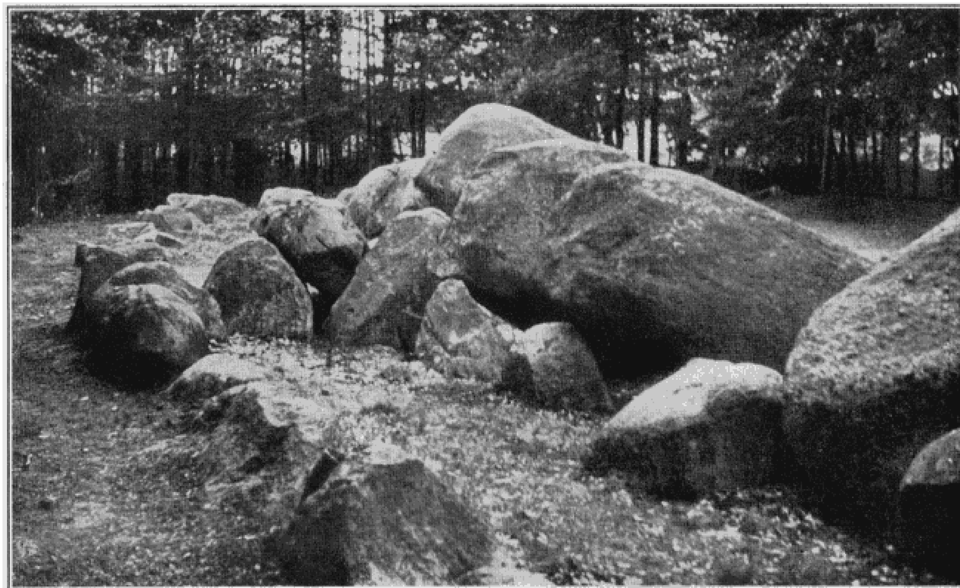
nach eine dichtere Besiedelung veranlaßt hat, sind die vorhandenen Steine mit der Zeit zum Haus- und Straßenbau verwendet worden. In unmittelbarer Nähe der großen Gräber werden die Wohnplätze gewesen sein. Es ist anzunehmen, daß die Sippen die Verstorbenen nicht weit von ihrer Wohnung beigesetzt haben. Allerdings erfolgte die Bestattung nicht etwa unmittelbar hinter dem Hause, sondern auf besonderen Friedehöfen. Die Grabanlagen liegen in der Regel westlich des Wohnortes. Wir werden im nächsten Kapitel erkennen, wie die Sippengemeinschaft auch hier bald bewußt zu gemeinsamen Kultanlagen fortgeschritten ist, die hinter den unseren kaum zurückgestanden haben.

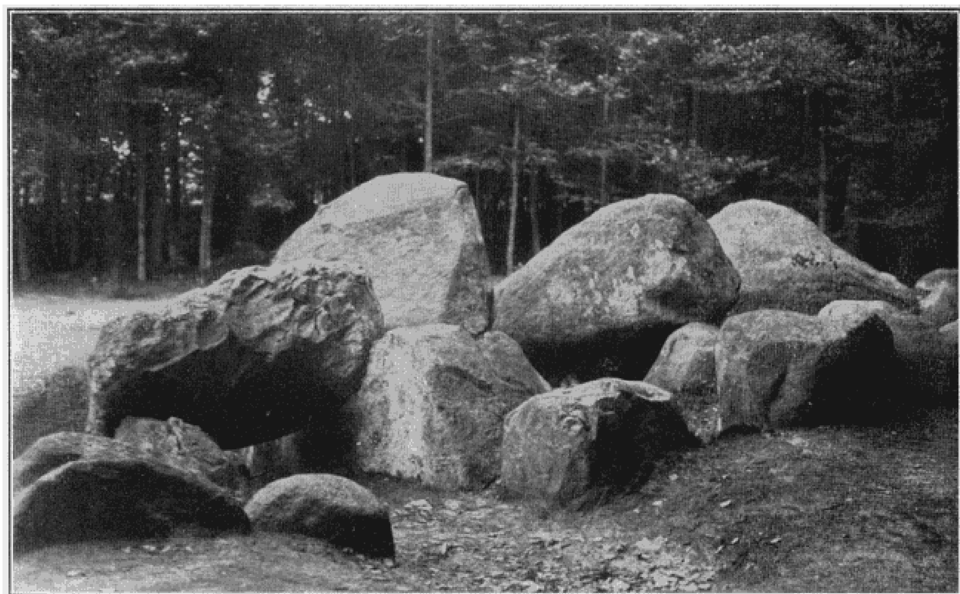
Im Winter schaffte man die Riefenblöcke zum Bau der Gräber auf Schlitten heran. Zunächst wurden Steine fast gleicher Größe in einem schmalen Rechteck von etwa 1,50 m innerer Breite auf einem niederen Erdhügel aufrecht hingestellt. Auf diese Tragsteine, die die inneren Wände der Grabkammer bildeten, wurden die Decksteine gelegt. Die Längen der von mir untersuchten Steinsetzungen waren sehr verschieden; sie schwankten zwischen etwa 6–30 m. Steine mit einem Gewicht von mehreren Tonnen sind nicht selten. Um die riesigen Decksteine auf die Tragsteine zu bringen, wurde an die Steinwand ein gleich hoher Erdhügel angeschüttet. Die so entstandene schiefe Ebene bedeckte man mit Holz und auf Rundholzstämmen rollte man die Last der großen Steinblöcke herauf. Mit Baumstämmen, die als Hebel dienten, wurden die Decksteine auf die Tragsteine hinaufgewuchtet. Als Wände der Grabkammer stehen also zuunterst in Reihen die Tragsteine und auf diesen ruhen die Großsteinblöcke als Decke. Die Lücken der Tragsteine wurden mit kleineren in Moos, Erde und wohl auch in Lehm gebetteten Findlingen ausgefüllt, um so die Grabkammer vollständiger zu schließen. Die Zwischenräume der Tragsteine unterhalb der äußeren Bodenhöhe der Grabkammer waren mit Geröll und klein geschlagenem Steinmaterial eng verstopft. Die vollkommene Schließung der





Großsteingrab „Ahlhorner Heide
Ganggrab, zur Kultstätte an der Engelmann Beke gehörig. – Oben Südseite, unten Nordseite S. 85





Großsteingrab „Ahlhorner Heide
Ganggrab, zur Kultstätte an der Engelmann Beke gehörig. – Oben Südseite mit Randsteinen und Eingang, unten Eingang.

Grabkammern durch Ausfüllen der Zwischenräume der Trag- und auch der Decksteine war eine selbstverständliche Notwendigkeit, um das Eindringen auch kleiner Tiere in das Grab zu verhindern. Die kleineren Steine sind im Laufe der Jahrhunderte zu anderen Zwecken verwendet und daher fast restlos verschwunden. Es blieben die zurück, welche für einen Transport zu schwer waren. Der Boden des Grabes war mit flachen Steinen gepflastert.

An einer Stelle der Längsseite war ein Tragstein kleiner und niedriger als die übrigen, so daß er keine Last trug. Dieses war der Verschlußstein, der den Eingang zur Kammer schloß. Er wurde bei Nachbestattungen von der Öffnung fortgerollt, so daß die Grabkammer verhältnismäßig leicht geöffnet und geschlossen werden konnte. Drei Tage nach dem Tode Christi spricht Maria, als sie zum Grabe ging, um den Leichnam in Tücher zu hüllen: „Wer wälzt mir den Stein vom Grabe", also auch hier wird von einem beweglichen Verschlußstein gesprochen, der die Grabkammer verschloß.

In einem kurzen Abstand, 1–1½ Meter ringsum von der langgestreckten Grabkammer entfernt, waren als Umhegung Randsteine in geschlossener Linie aufgebaut. An beiden Enden stellte man die Randsteine im Bogen auf, so daß das Ganze einem langgestreckten Oval glich. Die Auffassung über den Zweck dieser Randsteine geht vielfach auseinander. Auch hierfür wird eine einfache, natürliche Erklärung zu finden sein. Das Grabhaus sollte geschützt werden und erhielt eine niedrige Umfassungsmauer. Wie bei den Gräbern waren auch hier die Lücken der Steinsetzungen mit kleineren Steinen ausgefüllt, ähnlich den alten Friedhofsmauern aus Findlingen, die heute noch vielfach die Dorffriedehöfe einhegen.

Die Fachgelehrten sagen meist, die Gräber seien alle mit einem Erdhügel überdeckt gewesen. Dieses trifft aber nicht für alle Großsteingräber zu. Die großen Grabhügel, die eine Steinkammer mit Erde überdecken, gehören wohl meistens der nachfolgenden Bron-

Bronzezeit an. Diese Hügelgräber, vielfach zugleich auch Altar- oder Opferhügel, zeigen einen anderen Aufbau. In Gegenden, wo es an großen Steinen gemangelt hat, wird ein Hügel aus Erde das kleinere Steingrab umschlossen haben. Erdhügelgräber in größtem Ausmaß sind die „Drei Berge" bei Elmendorf am Zwischenahner Meer und die bei Godensholt. Das Königsgrab bei Seddin in der Mark Brandenburg zeigt, daß die Grabkammer selbst in verhältnismäßig kleinen Ausmaßen errichtet wurde (etwa 1,7×2,00 m) und deshalb den schützenden Erdhügel nötig machte.

Hans Hahne schreibt in seinem Buch „Totenehre im alten Norden" über Großsteingräber unter anderem:

> „Der große Deckstein des Grabes in Langen in Hannover (nicht weit von der Ahlhorner Heide) ist, wie der mancher anderer Steinblockgräber, bedeckt mit künstlichen Näpfchenvertiefungen. Auf dänischen und deutschen Gräbersteinen ist auch die älteste Form des Jahressinnbildes, das Rad, mehrfach eingehauen. In jüngeren Gräbern Westeuropas, die eng mit dem Norden zusammenhängen, erscheint sogar die älteste nordeuropäische Schrift in Form heiliger Zeichen."

Hier wird klar ausgedrückt, daß derselben Zeit angehörende Großsteinblockgräber eines nahen Gebietes, von dem gleichen Stamm erbaut, mit Kult- und Schriftzeichen versehen sind. Diese Gräber können unmöglich einen Erdhügel getragen haben; denn die Zeichenbilder konnten nur einen Sinn haben, wenn sie sichtbar, frei lagen.

Gegen eine Überdeckung dieser Steinsetzungen mit Erde spricht die Ansicht Herman Wirths, der von der Verwendung des Decksteins als Opfertisch spricht. Er schreibt:

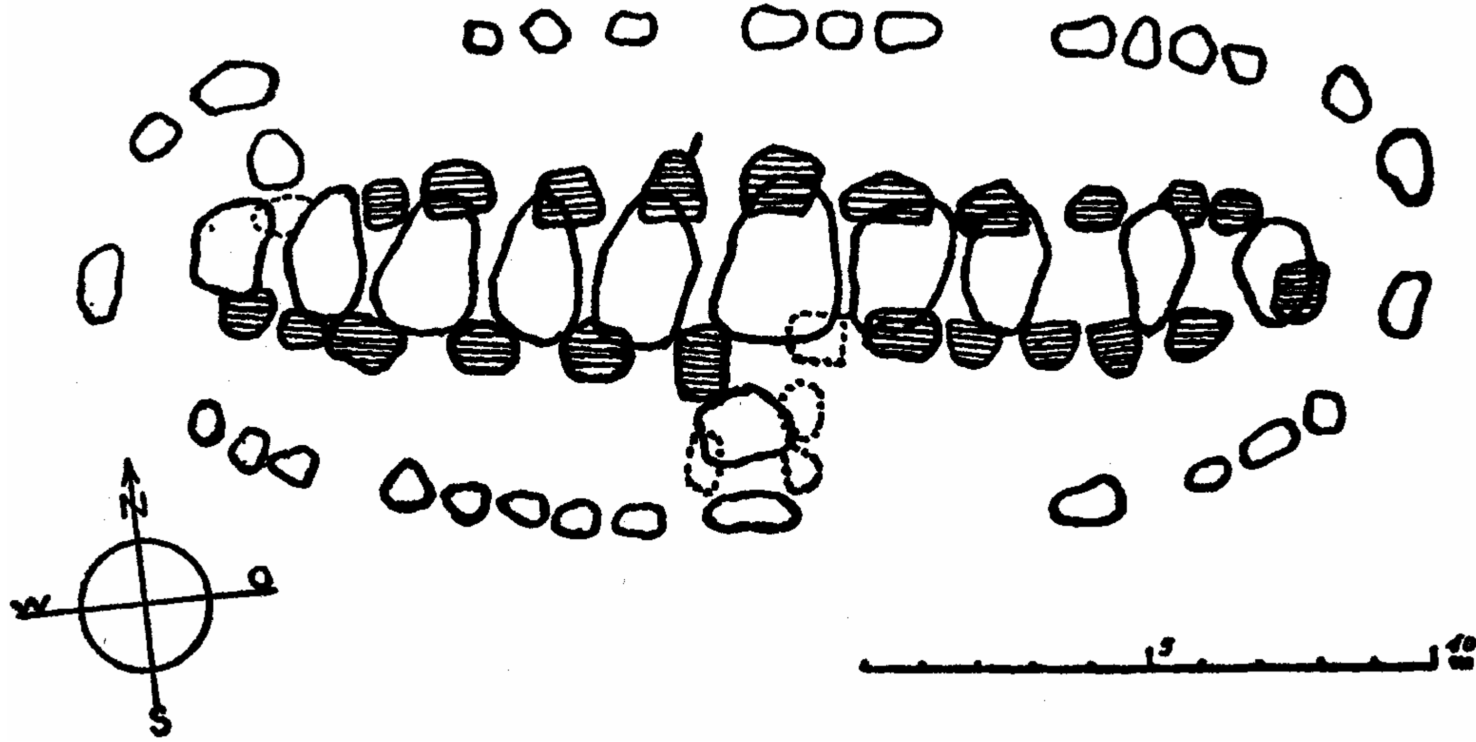
> „Die nordatlantische Dolme, das Großsteingrab, war als Familiengrab tatsächlich Altar und sein ‚Deckstein' der ‚Opfertisch', auf dem das heilige Feuer entzündet wurde."

Diese Meinung wird bestätigt durch zahlreiche Sagen uralten Inhaltes, in denen die „Hünengräber" als heidnische Opfertische

fortleben; etwa in der besonders bezeichnenden Sage von den Karlsteinen an der Haster Egge bei Osnabrück.

Es wäre wohl auch sinnlos gewesen, diese mächtigen Bauten durch Erde dem Auge zu entziehen, ebensowenig lag ein technischer oder praktischer Grund vor. Die Erde eines Hügels von solcher Größe kann auch nicht durch Wind und Regen restlos verschwinden. Wäre die Erde durch die Witterung heruntergespült worden, müßte sie in unmittelbarer Nähe zu bemerken sein. Der Augenschein spricht dagegen. Die Urnenhügeln auf den unzähligen Gräberfeldern, die in der Nähe liegen, sind einstmals aus losem Sand aufgeworfen worden und doch ohne jene Veränderung geblieben. Gleich diesen, die mit verwurzelten Rasenplaggen bedeckt wurden, hätten sich die viel größeren Erdhügel der Steingräber erst recht erhalten müssen.

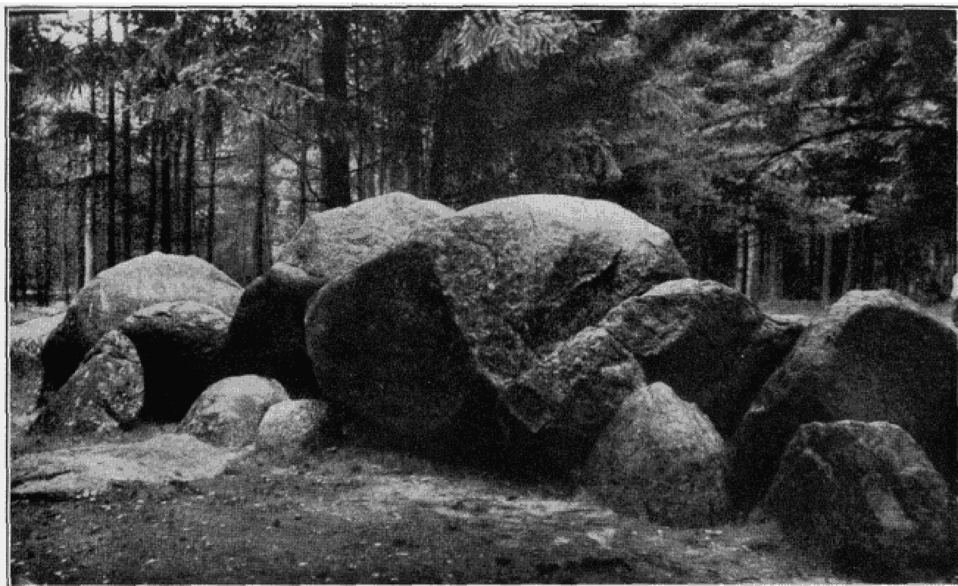
Der Aufbau der Großsteingräber ist, abgesehen von geringen Abweichungen, fast immer derselbe. Bei kleineren Gräbern fehlen oft die Randsteine der Umfassungsmauer. Einige Grabhäuser haben einen seitlichen Zugang aus Trag- und Decksteinen, der von den Randsteinen zur Grabkammer führt. Ein solches Grab befindet sich in der Gräbergruppe der Ahlhorner Heide beim „Visbeker Bräutigam". Der Eingang ist im Lichtbild gut zu erkennen. Ein gewaltiges Großsteingrab sind auch die sogenannten „Hohen Steine" im südlichen Oldenburg an der Landstraße zwischen Wildeshausen und Ahlhorn. Dieses schönste und größte Steingrab hat mit den Randsteinen der Umfassungsmauer eine Länge von 23 m und eine Breite von 10 m. Von den Randsteinen fehlen mehrere; etwa 30 sind noch vorhanden. Die großen Tragsteine der Grabkammer selbst sind zum Teil noch in ihrer alten Aufstellung vorhanden. Die Grabkammer hat eine innere Länge von 19 m, eine innere Breite von 1,50 m und eine Tiefe von 1 bis 1,20 m. Von den großen Decksteinen, die zum Teil eine außerordentliche Größe aufweisen (die größten messen etwa 2,50×2,00×1,50 m), sind alle zehn vorhanden. Die Steine befinden sich aber nicht mehr in ihrer ursprünglichen Lage. Sie sind teilweise von den Tragsteinen her-

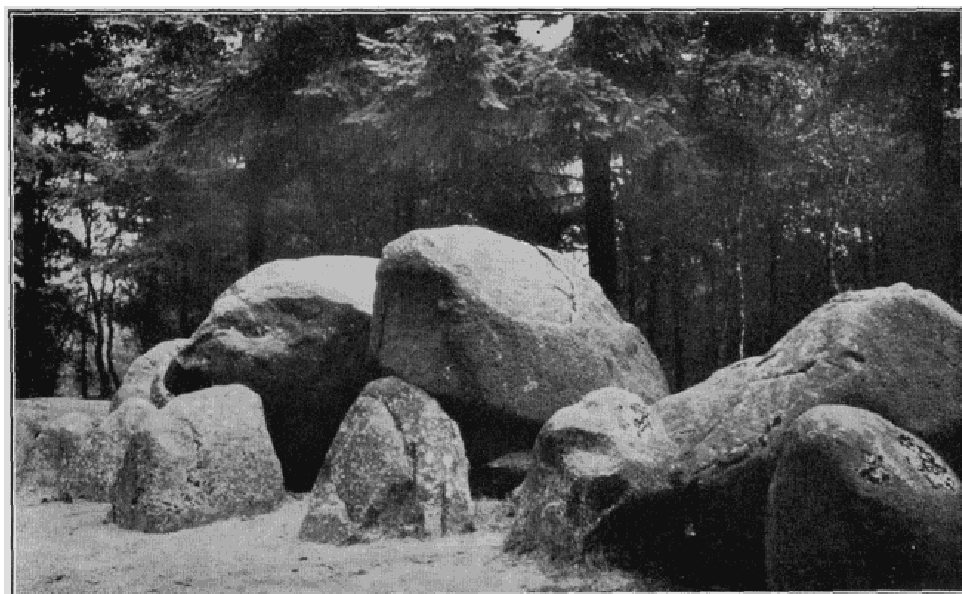


Großsteingrab „Hohe Steine“



Großsteingrab „Hohesteine“
Ahlhorner Heide, an der Landstraße Wildeshausen-Ahlhorn, Nordseite





Großsteingrab „Hohesteine“
Ahlhorner Heide, an der Landstraße Wildeshausen
Oben Südseite, unten Nordseite

abgerutscht. Dieses Großsteingrab läßt unter allen Anlagen der Heide am besten den typischen Aufbau erkennen. Es ist wohl ein Sippengrab und wird in unendlich langer Zeit für Nachbestattungen benutzt worden sein.

Nur wenige Kilometer entfernt liegen zwei größere Gruppen von je zwei Großsteingräbern, die den Namen „Kellersteine“ führen. Die erste Gruppe liegt im Steinhorst, einem großen Walde nicht weit von der „Visbeker Braut“, die zweite und größere auf dem Wege zum „Bräutigam“ in etwa 2 km Entfernung. Die Gräber sind gut erhalten, und auch hier ist der Aufbau aus Trag- und Decksteinen derselbe wie bei den übrigen Großsteingräbern.

In der zweiten Gruppe bildet das erste Grab ein langgestrecktes Oval von etwa 15 m Länge; auffallend ist ein gewaltiger Deckstein von ungewöhnlicher Größe. In 60 m Entfernung liegt das zweite Grab, das in der äußeren Form von dem vorhergehenden abweicht. Die Tragsteine stehen in einem regelmäßigen Rechteck von 6 m Länge und 1,50 m innerer Breite und bilden so eine fast glattwandige Grabkammer, die mit flachen, aufgelegten Decksteinen einen kantigen Keller bildet, der wohl die Veranlassung zur Benennung „Kellersteine“ gegeben hat. Leider ist hier einer der Tragsteine mutwillig gesprengt worden.

Ein fast unberührtes Kellergrab befindet sich in Stüwenmühle bei Endel in der Ahlhorner Heide, in der Nähe des „Visbeker Bräutigams“. Das Grab liegt in dem Vorgarten eines Hauses und hat eine Kammer von 3 zu 1½ m Grundriß bei einer inneren Höhe von 1,20 m. Die Zwischenräume der Tragsteine sind mit kleineren Steinen angefüllt, die in der Art einer Trockenmauer aufgeschichtet sind. Auch die Lücken zwischen den Decksteinen sind mit Steinen ausgefüllt. Der Boden ist gepflastert. An diesem Grabe fehlt nur der Verschlußstein, der das Grab schloß, so daß man durch diese niedere Öffnung in das Innere der Kammer gelangen kann. Hier ist also bei einem völlig erhaltenen Steingrab von innen der Aufbau gut zu beobachten. Das Grab ist mit einem fast

runden Erdhügel überdeckt, der nur an der Eingangsstelle zum Grab geöffnet ist. Hier hat sich der schützende Erdhügel der kleinen Grabkammer vollkommen in seiner ursprünglichen Form erhalten. Dieses Grab wird der frühen Bronzezeit angehören; über die Art und den Verbleib der Funde konnte ich keine Feststellungen machen.

Hoch über der Hunte am rechtseitigen Ufer bei dem Orte Rekkum gegenüber dem Pestruper Gräberfeld mit dem „Rosengarten“ liegen zwei gewaltige Großsteingräber etwa 150 Schritt voneinander. Der Aufbau und die Größe gleichen dem schönsten aller Großsteingräber, den „Hohensteinen“ bei Wildeshausen. Das westliche Grab, nächst dem Fluß gelegen, hat eine äußere Länge von 22 m zu 4 m Breite. Das Innere der langgestreckten Grabkammer mißt 19 m zu 2,00 m. Von den Tragsteinen sind 24 erhalten, von den gewaltigen Decksteinen 11. Das zweite Grab ist in seinem Aufbau gut erhalten, auffallend ist die sehr breite, rechteckige Grabkammer mit den großen und hohen Tragsteinen, etwa 1,40 m über dem Boden, von denen anscheinend alle 17 erhalten sind. Die Decksteine, gewaltige Blöcke, 3×2,50×2 m, von denen einige noch in der ursprünglichen Lage ruhen, sind alle 7 erhalten. Randsteine sind bei beiden Gräbern nicht festzustellen.

In der Nähe von Dötlingen am Wege nach Ostrittrum, zugehörig zu einem Bauernhof mit dem merkwürdigen Namen „Egypten“, liegt ein sehr gut erhaltenes Großsteingrab, das ganz besonders lehrreich den Aufbau der Gräber zeigt, denn dieses Grab ist wohl erst in unserer Zeit freigelegt und dadurch zum Teil gut erhalten. In einem Erdhügel liegt die Grabkammer, von der die Decksteine des einen Teiles fehlen, die Tragsteine sind alle erhalten und auch die Decksteine des übrigen Teiles, die ein Stück der Kammer noch in ihrer ursprünglichen Lage bedecken. Das innere Rechteck der Kammer mißt etwa 5,50 m Länge und 1,50 m Breite; von der gut erhaltenen Pflasterung bis zur Unterkante der Decksteine ist der Raum 1,20 m hoch. Die Tragsteine stehen mit der

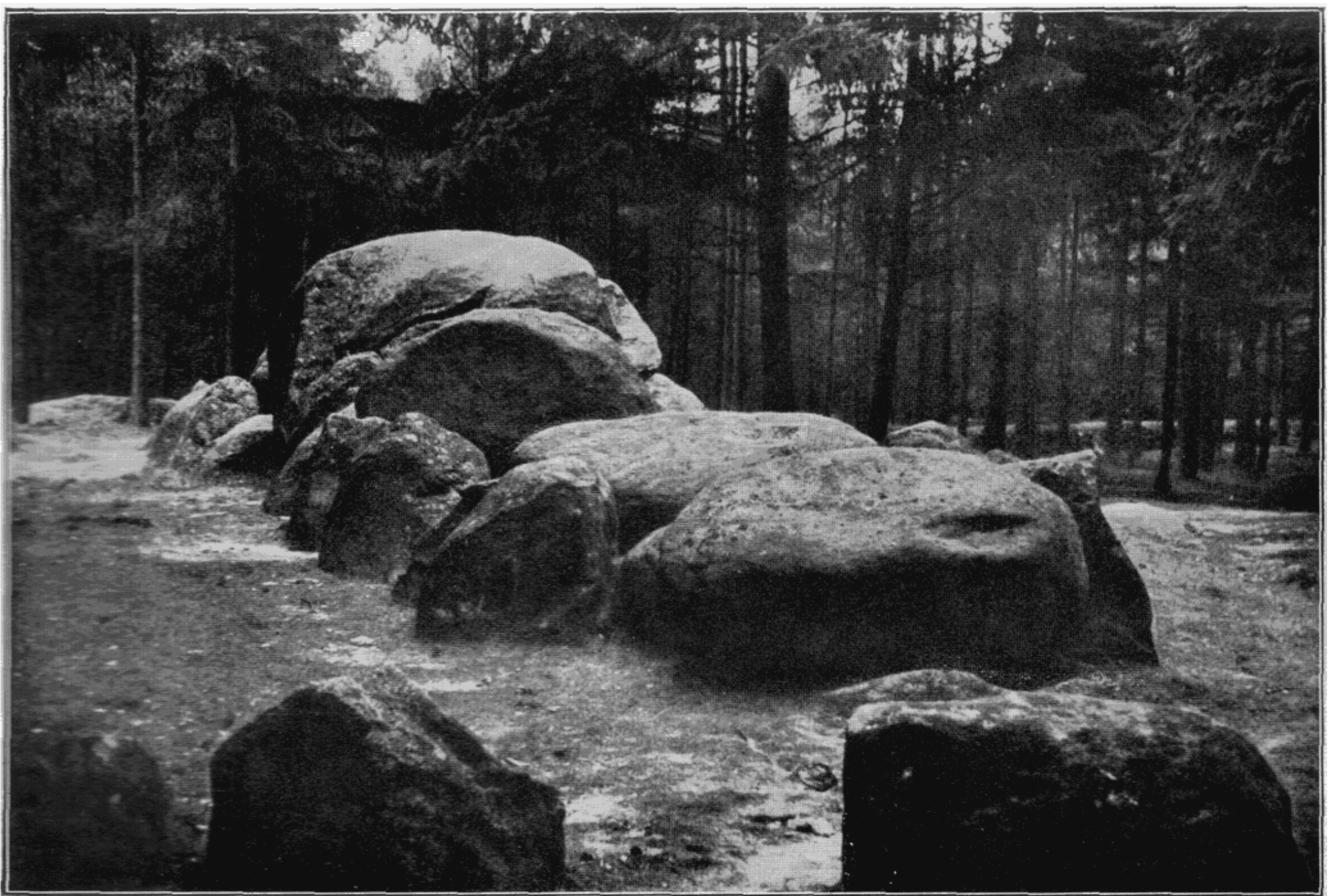
glatten Spaltfläche nach innen, so daß die Kammer kantig und gradwandig ist. Die Füllsteine zwischen den Tragsteinen, die in der Art einer Trockenkammer gelagert sind und die Fugen vollkommen schließen, zeigen den ursprünglichen, sorgfältigen Aufbau des Grabes. Dieses Grab gehört zu den wenigen Gräbern, deren obere Decksteine noch die alte Lage zeigen. In der Querfuge zwischen den aneinander geschobenen Decksteinen liegt noch die alte Steinpackung in der ursprünglichen Lage, die die Zwischenräume ausfüllte und ausglich und so das Grab von oben zwischen den Decksteinen vollkommen schloß. Siehe Bild bei S. 85.

Dieses Grab und das bei Stüwenmühle zeigen am besten die ursprüngliche Technik des Grabbaues; es sind wohl die einzigen im Oldenburger Lande, die den Aufbau so klar erkennen lassen. Die Randsteine und der Erdhügel, der im Oval um das Grab angeschüttet ist, zeigen ebenfalls die ursprüngliche Form.

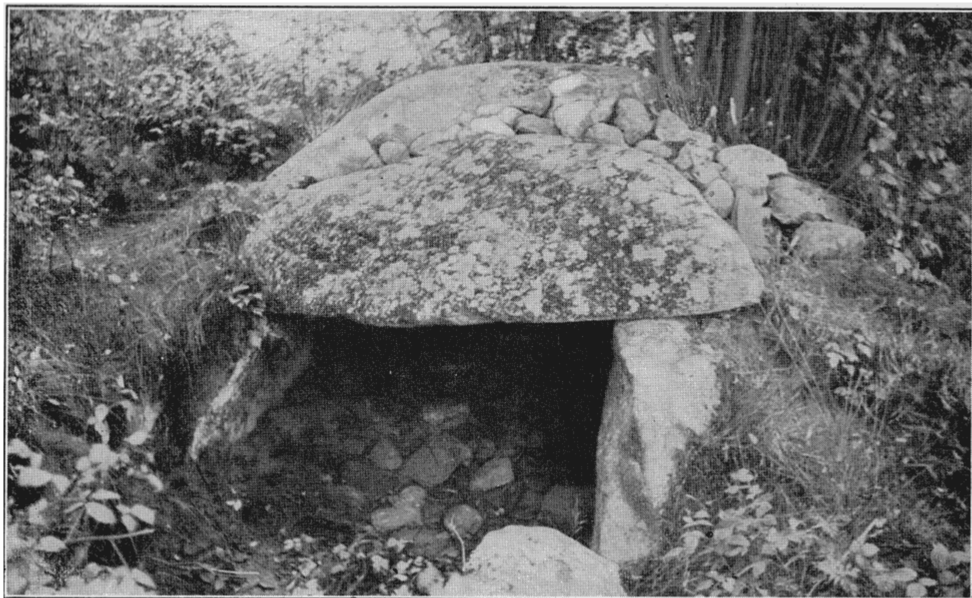
In der weiten Heidelandschaft konnte ich bei dem Umherstreifen als Einzelgänger viele bisher wohl unerkannte Gräber beobachten, die noch vollkommen unberührt unter der schützenden Heidedecke ruhen. Die Großsteingräber, wie die „Hohen Steine“, zeigen wohl die älteste Form. Einzelne unberührte Grabhügel der Heide, die in der Nähe von Großsteingräbern der jüngeren Steinzeit und bei den Gräberfeldern der späteren Bronze- und früheren Eisenzeit liegen; einige, auch einzelne in der Heide gelegene Gräber, lassen kleine Steinkammern der früheren Bronzezeit erkennen, die sicher bei einer Öffnung überraschende Aufschlüsse aus dieser Zeit ergeben würden. Gräber und Funde der der jüngeren Steinzeit nachfolgenden früheren Bronzezeit dieser Landschaft sind wenig erforscht. Bekannt sind die seit langem zerstörten Großsteingräber der jüngeren Steinzeit, aus denen aber sehr wenig Fundmaterial in die Museen gekommen ist, da die Gräber schon früh beraubt und unsachgemäß geöffnet wurden Von den Urnenhügeln, den Brandgräbern der Eisenzeit sind unzählige durch den Pflug zerstört, aber auch sehr viele untersucht und noch viele vorhanden, so daß über die Funde dieser Gräber Klarheit herrscht.

Die Zwischenstufe aber, die Gräber der früheren Bronzezeit, sind wenig geklärt; und da einige nachweislich unberührt und zum Teil unerkannt unter der Heidedecke ruhen, so können diese Gräber vielleicht noch manche Lücke in der Zeitfolge schließen.

In der Nähe des Dorfes Neerstedt im Dötlinger Gebiet liegt ein riesiger erratischer Steinblock, der zwar keine Grabkammer deckt, aber doch von großem Werte für die Vorgeschichte ist, denn es ist wohl der einzige noch erhaltene Stein dieser Gegend, der kultischen Zwecken diente. Es ist der sogenannte „Hexenstein“, ein Steinblock von 5,50 m Länge, 3,50 m Breite und 1,50 m Höhe über dem Erdboden, der aber wohl noch 2 m tief in der Erde steht, so daß nur der obere flache Teil des riesigen Steinblokkes hervorragt. Auf diesem Stein befinden sich näpfchenartige Vertiefungen von 7 cm Durchmesser, die zu einem Dreieck geordnet von Menschenhänden in den Stein gegraben wurden. Solche Steine, die vermutlich kultischen Zwecken dienten, nennt man Näpfchen- oder Schalensteine. In diesen Näpfchen wurde mancherorts Butter geopfert. Ein alter Landmann von dem Nachbarhof erzählte mir, was ihm in seiner Kindheit von seiner Großmutter über den „Hexenstein“ gesagt worden sei: Die drei Vertiefungen in dem Stein rühren von den drei Füßen eines Spinnrades her, an dem die Hexen in den 12 Nächten spannen. Gemeint sind die 12 heiligen Nächte von der Weihenacht bis zum 6. Januar, dem Fest der heiligen drei Könige. Das war ja die Zeit des Julfestes, der Wintersonnenwende. Der alte Mann erzählte weiter, daß noch in seiner Kindheit während dieser 12 Tage sich in der Nähe kein Rad drehen durfte, „um die Hexen nicht zu verscheuchen“. Es durfte auch kein Wagen im Umkreis des Steines gefahren werden, auch auf dem Hof durfte sich kein Rad drehen, die Schiebkarre wurde nicht benutzt, Streu wurde auf den Armen in die Ställe getragen. Es ist die uralte sinnbildliche Verbindung des in der Wintersonnenwende stillstehenden Jahresrades mit seinem irdischen Abbild, die in diesem „Aberglauben“ zum Ausdruck kommt. Ganz ähnliche Erzählungen sind auch in



Großsteingrab „Hohesteine“
Ahlhorner Heide bei Wildeshausen, von Osten nach Westen





Großsteingrab bei Dötlingen
Das Grab liegt noch zum Teil im Erdhügel, die alte Steinpackung zwischen den Decksteinen ist in ursprünglicher Lage erhalten. S. 82

Schweden und Norwegen im Zusammenhang mit den Näpfchensteinen bekannt.

In der weiten Heidelandschaft und in den Föhrenwäldern dieses Gebietes liegen noch viele Großsteingräber verstreut, die ohne besondere Bezeichnungen sind, auch lassen sich vielfach Spuren von vorgeschichtlichen Siedlungsplätzen feststellen. In Dötlingen und Aschenbeck sind weitere Reste von Großsteingräbern. In Kleinenkneten, am Rande des Pestruper Gräberfeldes, liegen neben einer langgestreckten, rechteckigen Steinsetzung von 48 m innerer Länge und 6 m innerer Breite, mit einem Tiefgrab im oberen Teil der Anlage, zwei Großsteingräber mit Trag-, Deck- und Randsteinen. Die Gesamtanlage läßt hier wie bei dem „Visbeker Bräutigam" und den „Glaner Steinen" eine planmäßige Anlage erkennen; auch hier liegt in der rechteckigen Steinsetzung ein Grab im oberen Teil, und zwei Großsteingräber in unmittelbarer Nähe.

Von besonderer Bedeutung sind die Großsteingräber in der Gesamtanlage des „Visbeker Bräutigams", einer langgestreckten Steinsetzung von 105 m innerer Länge und 7 m innerer Breite, an deren westlichem Ende ein Tiefgrab eingebaut ist. Hier liegen vier Gräber um die Steinsetzung einer Kultstätte herum, wie ein Friedhof um eine Kirche. Die planmäßige Anlage ist klar zu erkennen. Diese Grabkeller werden die Begräbnisstätten größerer Sippen gewesen sein. Zwischen den großangelegten Steingräbern werden auf dem Friedhof auch viele kleinere gelegen haben, die mit der Zeit vergangen sind; doch mögen noch Gräber, von einer Humusschicht überdeckt, versteckt in dem Boden liegen. Das größte Grab dieser Anlage befindet sich nordwestlich der Kultstätte in etwa 60 m Entfernung. Die Randsteine bilden ein längliches Oval von 30 m Länge und 6 m Breite. Die schmale Grabkammer füllt die Länge des Ovals fast aus. Der Innenraum der langgestreckten Kammer ist gut zu erkennen, die schweren Decksteine sind aber auch hier zum Teil von den Tragsteinen heruntergerutscht, einige fehlen ganz. Bei diesem Grabe fällt der Eingang zur Grabkammer beson-

ders auf: aus Trag- und Decksteinen führt ein noch gut erkennbarer Gang von den Randsteinen zur Kammer.

30 m von dem südlichen Ende der Kultstätte entfernt liegt ein zweites großes, besonders gut erhaltenes Grab. Die vier sehr großen und schweren Decksteine ruhen noch in der ursprünglichen Lage auf den Tragsteinen, die die Grabkammer bilden. Dieses Grab muß fast unberührt sein; einer der Decksteine von etwa 3 cbm Rauminhalt wird ein Gewicht von etwa 8500 kg haben. Eine Einfriedung von Randsteinen scheint hier ursprünglich nicht vorhanden gewesen zu sein. In unmittelbarer Nähe, nordwestlich der großen Steinsetzung, liegt ein kleineres, unberührtes Grab, das noch zum Teil im Erdhügel steckt, und südlich das vierte Kellergrab von 6 m Länge, bei dem die Decksteine fehlen.

In etwa 200 m Entfernung von dieser Gesamtanlage, südlich jenseits der kleinen Bäke, liegt ein weiteres Großsteingrab, das wohl als eines der schönsten angesprochen werden darf. Es liegt sehr malerisch unter einer Gruppe alter Eichen, man hat ihn den Namen „Heidenopfertisch“ gegeben. Ein sehr großer flacher, 1 m starker Stein von 5×3,50 m liegt 1 m über dem Boden auf den Tragsteinen. Die ganze Anlage muß etwa 10 m lang gewesen sein. Leider fehlt der Deckstein der einen Hälfte. Dieses Grab fällt durch den großen, flachen, fast ebenen Deckstein auf, nach dem dieses Großsteingrab wohl die Bezeichnung „Heidenopfertisch“ erhalten hat. Es ist aber kein Altar, sondern ein Grab. Auch hier waren ursprünglich die Zwischenräume der Tragsteine wie bei allen Großsteingräbern mit kleinen Steinen ausgefüllt und dadurch das Innere der Kammer nach außen vollkommen abgeschlossen.

Von Steinaltären wird in alten Aufzeichnungen oft berichtet; so bei Tacitus, in der Edda und in Isländischen Sagas. Zur Zeit der Christianisierung wurden die Altäre von Mönchen zerstört. Kein Altarstein blieb uns erhalten, von dem man einwandfrei nachweisen könnte, daß er in vorchristlicher Zeit kultischen Handlungen diente. Die „Bekehrer“ haben hier sehr gründliche Arbeit gemacht. An die Zerstörung der Großsteingräber hat man sich na-

türlich nicht herangewagt, da das Volk eine Schändung der Gräber ihrer Ahnen nicht zugelassen haben würde. Die Altäre im Freien, in heiligen Hainen und unter Bäumen wurden jedoch restlos vernichtet.

Wenn in diesem Kapitel auch vornehmlich die Großsteingräber und Steinsetzungen der jüngeren Steinzeit in dem Gebiet zwischen Weser und Ems behandelt wurden, so dürfen wir doch auch die gewaltigen vorgeschichtlichen Großsteinbauten des benachbarten Gebietes der Lüneburger Heide, die dieselben Eigenarten zeigen, zum Vergleich heranziehen. Bei Fallingbostel liegen die bekannten Großsteingräber, die „Sieben Steinhäuser", abseits der Straße in einem Naturschutzgebiet der weiten, wundervollen Heidelandschaft. Diese Großsteingräber sind aus demselben Material und in der gleichen Art erbaut wie die Großsteingräber im südlichen Oldenburg. Die Erbauer dürften auch der gleichen Rasse angehört haben, wie die Menschen, die die riesigen Felsblöcke der Ahlhorner Heide zusammenfügten. Von diesen ursprünglich sieben Steinhäusern der Lüneburger Heide sind noch fünf vorhanden, die in einer von NW nach SO verlaufenden Reihe auf einem langgestreckten Hügelrücken liegen. Zwei der Großsteingräber sind außergewöhnlich gut erhalten; die rechteckigen Kammern sind bis auf den Eingang noch vollständig geschlossen, keiner der Trag- und Decksteine fehlt. Bei einem der Gräber ist die große Kammer durch nur einen gewaltigen Deckstein vollkommen abgedeckt, der eine Breite von etwa 4 m und eine Länge von 5 m bei einer Stärke von nur etwa 60 cm hat. Die inneren Maße der Kammer sind, bei einer Höhe von 1,40 m, in der Länge 4,60 m und in der Breite 2,90 m. Einige aufrechtstehende Randsteine, die das Grab umgeben, sind noch in der alten Stellung erhalten. Besondere Sorgfalt ist bei diesem Grabe auch auf den Eingang verwendet worden, der auch hier auf der Südseite liegt.

Der technische Aufbau entspricht dem der Gräber im südlichen Oldenburg, doch ist anzunehmen, daß beide Gruppen nicht in ganz gleicher Zeit entstanden sind. Die „Hohen Steine" in der Ahlhorner

Heide, Oldenburg, sind wohl die ältesten, aus der Zeit um etwa 4000 v. Chr., vielleicht auch noch älter. Die Gräber im südlichen Oldenburg sind durchweg aus riesigen erratischen Blöcken aufeinandergetürmt, die Decksteine sind zum großen Teil rundliche natürliche Blöcke, ohne abgespaltete Flächen; die Tragsteine sind zum Teil bearbeitet und mit den Spaltflächen dem Inneren der Kammer zugewandt.

Die Tragsteine der Grabkammern bei Fallingbostel zeigen eine stärkere Bearbeitung, große flache Steine sind zu glatten Wänden zusammengefügt, und auch der riesige Deckstein ist im Verhältnis zu seiner Größe sehr flach und offenbar gespalten. Nach Art des Aufbaues und der Bearbeitung wird man annehmen können, daß diese Großsteingräber einige Jahrhunderte später entstanden sind als die im südlichen Oldenburg.

Etwa um 2000–1800 v. Chr., zu Beginn der Bronzezeit, setzt eine Wandlung der Bestattung ein. Die Toten wurden nun verbrannt und die Aschen- und Knochenreste in Urnen unter niederen Hügeln beigesetzt. Es war nicht mehr nötig, die Toten in riesigen Steinhäusern zu bergen und zu schützen.

Es wurde bereits angedeutet, wodurch wahrscheinlich diese Änderung der Bestattungsart verursacht worden ist. Die großen Steine der Landschaft waren verbraucht. Die alten Grabstätten aus der vorhergehenden jüngeren Steinzeit, die die Ahnen des Volkes bargen, waren den Nachkommen heilig und unantastbar. Tiefgräber auszuheben, war mit den unzulänglichen Werkzeugen auch jetzt noch schwierig. Die Gefahr des Ausscharrens der Toten durch wilde Tiere war die gleiche wie früher. Die Herstellung von Tongefäßen war seit uralten Zeiten bekannt gewesen. Ton war genügend an den Flußläufen vorhanden. Der Werkstoff der Urnen hatte sich insofern verbessert, als man dem Ton einen feinen Grus aus zerschlagenen Steinen zufügte, wodurch die Wandungen der Töpfe mehr Festigkeit erhielten. Auch das Formen der Krüge, das Trocknen an der Sonne und Brennen am Feuer mag einige Verbesserungen erfahren haben. Unter den erwähnten

Umständen war es das Gegebene, die Toten zu verbrennen und die Reste in Urnen in flachen Hügeln beizusetzen. Jede Familie legte für sich, wie in der Steinzeit eine Steingrabkammer, jetzt einen niederen Hügel an, in dem sie die Beisetzung der Urnen von Todesfall zu Todesfall vornahm, so daß in einem Hügel oft eine Anzahl von Urnen nacheinander beigesetzt worden sind. In einem Hügelgrab finden sich gewöhnlich Urnen von verschiedenen Größen und Formen, teils einfacher, teils reicher verziert. Vielleicht wurden sie entsprechend der Stellung des Toten, die er innerhalb der Familie einnahm, geschmückt. Zuweilen scheint es an Tonkrügen gemangelt zu haben. Denn es kommt vereinzelt vor, daß die Knochen in aus Sträuchern geflochtene Körbe gelegt oder in Häute gewickelt oder auch ganz frei, ohne Umhüllung, im Hügel geborgen wurden.

Die Beisetzung einer Urne wird in Gegenwart der Familienangehörigen erfolgt sein, und die Sitte des dreimaligen Sandwerfens in das Grab, wie es heute noch üblich ist, hat vielleicht hier ihren Anfang genommen, wenn über die Urne der Erdhügel gewölbt wurde. Oft finden sich auch Scherben im Grabhügel verteilt; es kommen auch Gräber vor, in denen nur Scherben und Knochen zu finden sind – „Scherben bedeuten Glück“, das ist ein uralter Glaube, der offenbar auf diese vorzeitliche Glücks- und Heilsymbolik zurückgeht. Wie das Grabhaus selbst, so sind auch das Sandwerfen, Blumen, Kränze und die Grabmusik Ehrungen für den Toten. Vieles aus der Totenverehrung unserer Vorzeit hat sich bis heute erhalten. Wenn diese Sitten fremd und von anderen Völkern übernommen worden wären, dann hätten sie nicht diese Zeitspanne überdauert. Aber das religiöse Denken und Tun eines Volkes haftet fest an seinem innersten Kern.

Die Urnenfelder, die heute mit Heide überwachsen sind, werden früher einen ganz anderen Anblick geboten haben. Wir können mit Bestimmtheit annehmen, daß die Gräber schon in der frühesten Zeit nach außen hin mit einem Kennzeichen oder einem

Schmuckmittel versehen gewesen sind, da es ja unmöglich gewesen wäre, unter all den Grabhügeln das der eigenen Sippe bei Nachbestattungen wieder herauszufinden. Notgedrungen hat man irgendwelche Merkzeichen oder sonstige Besonderheiten an den Gräbern angebracht, die als Vorläufer für unsere heutigen Grabkreuze und Aufbauten zu gelten hätten. Als älteste Grabzeichen dieser Art haben wir uns wohl hölzerne Grabpfähle (Grabstelen) zu denken, die als Hüter des Ahnengrabes gewissermaßen die höhere Kraft (germ. *megin*) in sich aufnahmen. Solche hölzerne Grabpfähle wurden erst in der christlichen Zeit und der Wikinger-Zeit Nordeuropas durch Grabsteine ersetzt; aber in Holland und im Harz kennen wir noch solche hölzerne Grabplatten, deren Symbolik, wie Herman Wirth einleuchtend dargetan hat, viele tausend Jahre alt ist.

Besonders wertvoll für den Prähistoriker und Archäologen sind die Funde, die der Spaten aus diesen Gräbern zutage gefördert hat. Keramik, Waffen, Werkzeuge und Geräte aus Stein und Bronze sind fast das einzige, was uns durch den schützenden Boden aus germanischer Vorzeit erhalten geblieben ist. Alle Geräte aus vergänglichem Material, vornehmlich aus Holz, das weitere Aufschlüsse über die Kultur unserer Altvordern hätte geben können, sind der alles verzehrenden Zeit zum Opfer gefallen. So sind die keramischen Funde oft die einzigen Anhaltspunkte für den Forscher und darum von außerordentlicher Bedeutung.

Fachgelehrte, die sich ausschließlich mit der Erforschung der vorgeschichtlichen Keramik befaßt haben, bestimmen nach den Formen die Wanderung der hier einst bestatteten Sippen, sie nehmen danach auch eine Einteilung der Kulturen und Sippenverbände vor, sprechen daher von Tiefstich-, Schnur- und bandkeramischer Kultur, von Glocken- und Kugelbecherleuten und anderen. Leider sind dies ja die einzigen Anhaltspunkte, die uns zunächst gegeben sind, da wir eben die Namen der Stämme und Völker nicht kennen. In großen Zügen ergibt die Einteilung nach der Keramik etwa folgendes Bild: in bestimmten Gegenden kommt nur

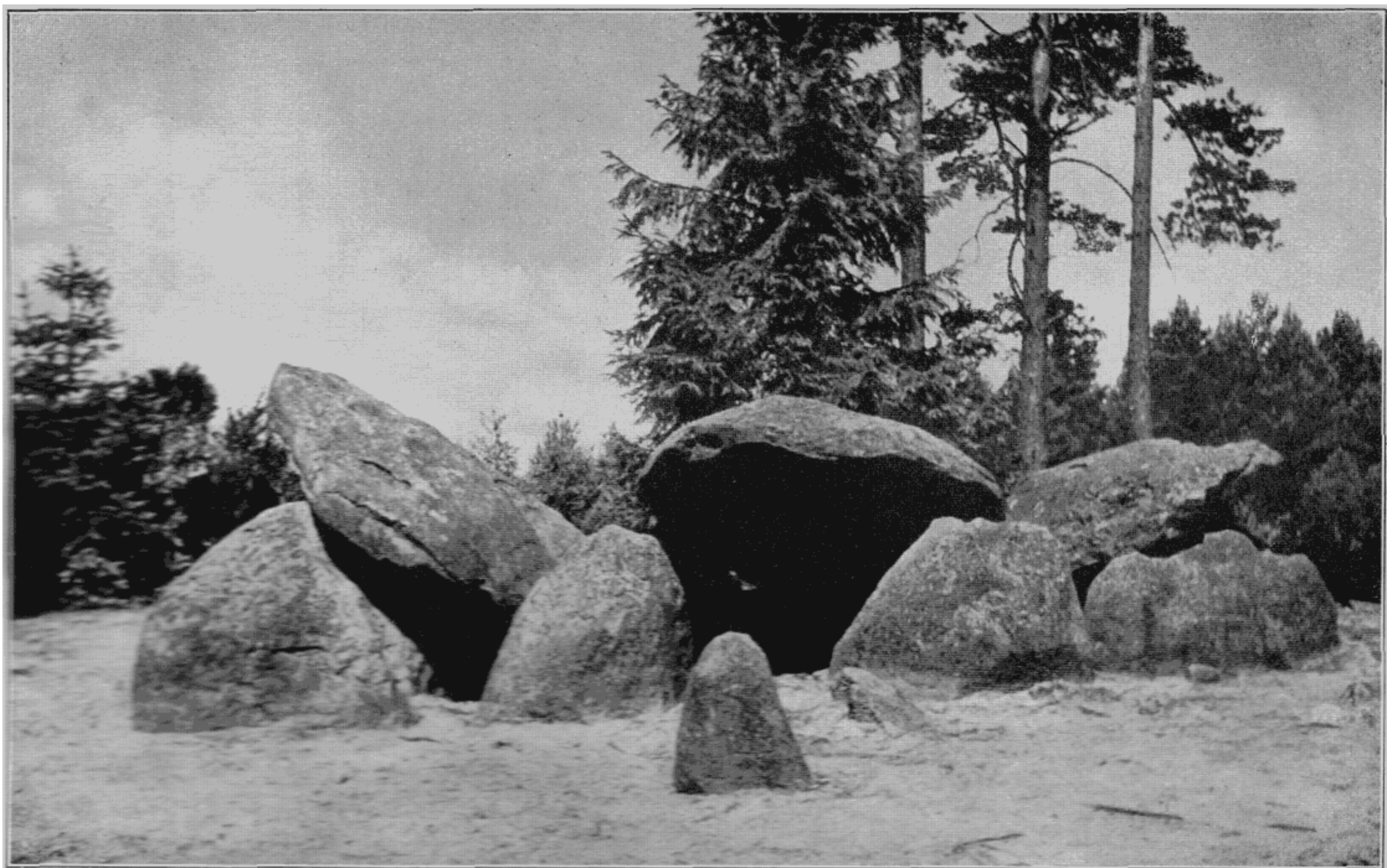
die Tiefstichkeramik vor, die zeitlich und fachlich etwa der Megalihtzeit gleichzusetzen ist. Gegen Ende der Megalithzeit, etwa um 2500, zieht ein Teil dieses Volkes zur Elbe ab; unter dem Einfluß der dort herrschenden Zierweise ändert sich in der Magdeburger Gegend die nordische Tiefstichkeramik zur sogenannten „Elbkeramik“. Südlich davon herrscht ausschließlich die sogenannte „Bandkeramik“; vereinzelt sind solche bandkeramische Siedlungen im Norden eingesprengt, wir finden sie als Inseln in der Nähe von Hannover und im Braunschweigischen. Eine ganz besondere Rolle spielen die „Schnurkeramiker“, die von 2500–2200 an in Thüringen auftreten. Von hier breiten sie sich über bisher ungekannte Räume aus: nach Böhmen, Brandenburg, Pommern, Mecklenburg, westlich bis über die Weser, ja bis nach Holland hinein. Man kann an der Keramik nun gewisse Entwicklungen verfolgen: aus keimhaften Anfängen ein Aufstieg der Form, dann ein Abstieg und Verfall, und endlich ein Erlöschen, was wir an den zahlreichen Funden sehr genau beobachten können.

Diese Entwicklungen zu verfolgen, hat uns die Vorgeschichtswissenschaft mit einer zur Meisterschaft entwickelten Methode gelehrt. Es fragt sich nur, ob wir tatsächlich aus dem Aufkommen, der Entwicklung und dem Verfall technischer und künstlerischer Formen ohne weiteres auf einen entsprechenden Aufstieg, Entwicklung und Verfall ganzer Volksgemeinschaften schließen dürfen. Bei aller Hochachtung vor der Methode scheint mir doch die Gefahr nahezuliegen, daß man hier allzu leicht das Methodische mit dem Inhaltlichen verwechselt. Auch hier wird uns ein Vergleich mit neueren und besser zu übersehenden Entwicklungen die Dinge klarer sehen lassen. Dürfen wir etwa aus dem Beginn, der Entwicklung und der Überwindung des „romanischen“ Stiles, der Gotik, der Renaissance, des Barocks auf Wanderungen ganzer Völker schließen? Auch diese Stilformen pflegen in einem bestimmten, näher zu umgrenzenden Gebiete zu beginnen, sich von dort auszubreiten, in verschiedenen Gegenden oft zeitlich abweichende Hochblüten zu erleben und wieder zu vergehen. Aber

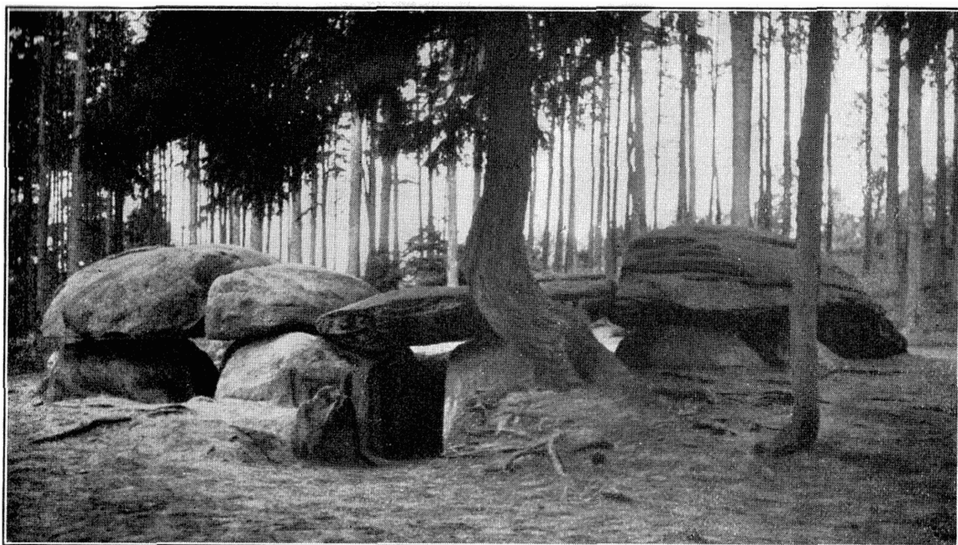
wird jemand aus der Tatsache, daß der Barockstil von Osterreich ausgeht und sich ausbreitet, etwa die Folgerung ziehen, in dieser Zeit hätten die Österreicher ganz Mitteleuropa und einen erheblichen Teil des übrigen Europa erobert? Wohl hat uns die neuere Forschung gezeigt, daß ein gewisser Zusammenhang zwischen Kunst und Rasse zu erkennen ist; aber der Wechsel beruht auch hier nicht auf dem Wechsel der Rassen an sich, sondern auf dem verschieden starken Hervortreten der einzelnen Rassebestandteile zu verschiedenen Zeiten.

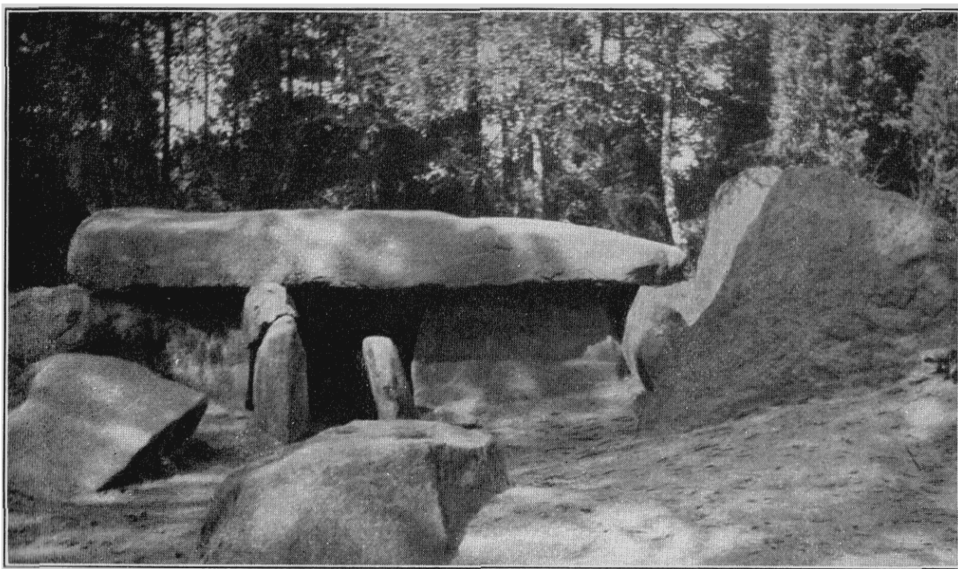
Mit diesen Vorbehalten sollte man die Einteilung nach Ziermotiven immer betrachten, um nicht an lebendige Vorgänge ein unlebendiges Schema anzulegen. Ein wichtiges Hilfsmittel werden sie dem Forscher immer sein, wenn er die Kulturverhältnisse eines Volkes erforschen will. Aber schon die Verarmung der Urnenzierkunst in der Bronzezeit zeigt, wie sehr man sich vor Verallgemeinerungen hüten muß: diese Verarmung beruhte ja weder auf einem Bevölkerungswechsel, noch auf einem Kulturverfall, sondern gerade auf einer bedeutenden Verfeinerung der technischen Kultur durch die Erfindung der Bronze und der Bronzegefäße, die den unscheinbaren alten Werkstoff der Tongefäße in den Hintergrund treten ließ.

Im einzelnen kann man die verschiedenen Zierarten im großen Ganzen folgendermaßen kennzeichnen: Die Tiefstichkeramik zeigt Verzierungen, die dadurch zustandegebracht wurden, daß man mit einem Stichel regelmäßig wiederholte Vertiefungen in die Oberfläche der Urne eingrub. Sie zeigen über weite Zeiträume einen lückenlosen Zusammenhang und sind, wie bereits gesagt, bezeichnend für die Megalithkultur überhaupt. Die Schnurkeramik ist durch Eindrücken einer Hanfschnur in den weichen Ton verziert, während in der Bandkeramik die Verzierungen bandförmig rings um das Gefäß laufen. Töpfe und Urnen, bei denen Verzierungen zonenartig mit glatten Flächen wechseln, stellt man zu einer besonderen Zonenkeramik zusammen. Sogenannte „geometrische Ornamente“ treten in Strich- und Zickzackform, in



Eines der Großsteingräber „Sieben Steinhäuser“
Südbostel, Lüneburger Heide





Großsteingräber der „Sieben Steinhäuser“
Südbostel, Lüneburger Heide

Spiral- und Mäandermustern auf. Herman Wirth hat zum ersten Male aus der epigraphischen Dauerüberlieferung heraus einen großen Teil dieser Motive in ihrem sinnbildlichen Gehalt deuten können.

Wie sich die Verzierungen mit der Zeit geändert haben, so haben sich auch die Formen der Urnen, die Tonmasse und das Herstellungsverfahren zu immer größerer Vollkommenheit entwickelt. Die frühesten Gefäße sind einfach mit der Hand geformt; zuweilen zeigen sie wohlerhaltene weibliche Fingereindrücke, die sorgfältig gepflegte Hände erkennen lassen. Die Drehscheibe, der man vielfach ein hohes Alter zuschreiben möchte, tritt erst in der germanischen Eisenzeit, also etwa 600 v. Chr. auf, und auch dann erst in Süddeutschland; in Norddeutschland erscheint sie nur sehr selten vor Einführung des Christentumes.

Wie nach den Verzierungen, so teilt man auch nach der Form die Gefäße in verschiedene Stile und Perioden mit entsprechender Stammeszugehörigkeit ein. Wir kennen Kugelamphoren, Glockenbecher, Kragenflaschen und Buckelurnen – eine Fülle von Benennungen, in denen sich der Formenreichtum widerspiegelt. Nach der Kugelform der Becher etwa redet man von Kugelbecherleuten; auch örtliche Besonderheiten werden zu Benennungen geprägt: man spricht vom Rößener, Großgartacher, Hinkelstein-, Walternienburg-Stil usw.

Vielfach zeigen Tongefäße drei, vier und auch mehrere kleine Ösen in kreisförmiger Anordnung an der Bauchung. Durch diese hat man Schnüre gezogen, um die Gefäße an den Dachsparren der Häuser aufzuhängen, wodurch man den Inhalt gegen Nager und andere Räuber schützte. – Für die Aufnahme der Aschen- und Knochenreste nach einer Leichenverbrennung sind in der jüngeren Bronzezeit auch sogenannte „Hausurnen“ verwendet worden, die der Form eines Hauses mit hohem, steilem Dach nachgebildet worden sind.

Die auf uns gekommenen Tongefäße hat man fast ausschließlich in Gräbern gefunden, sie haben also dem Totenkult gedient.

Die frühesten Gefäße aus der Zeit der Großsteingräber, als man die Leichenverbrennung noch nicht kannte, sind zur Aufnahme von Speise und Trank bestimmt gewesen; denn beides pflegte man den Toten in ihre Steinhäuser mitzugeben. Als in der darauffolgenden Bronzezeit die Leichenverbrennung üblich wurde, übergab man die Knochenreste in Urnen einem schützenden Erdhügel. Er hat sie meist treu gehütet, bis der Spaten des Forschers sie gehoben, untersucht und in Museen sichergestellt hat.

Wer sich über die verschiedenen Arten der vorgeschichtlichen Keramik genauer unterrichten will, dem seien die Spezialwerke von Carl Schuchhardt und Gustav Kossinna empfohlen.

Viele der großen Begräbnisfelder im Weser-Ems-Land müssen, nach den Funden zu urteilen, Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang benutzt worden sein; denn auf diesen vorgeschichtlichen Friedehöfen sind als Beigaben Waffen und Werkzeuge aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit gefunden worden. Die Ausdehnung der Gräberfelder ist heute noch bedeutend. Grabhügel reiht sich an Grabhügel in verschiedenen Größen.

Der größte vorgeschichtliche Friedhof in Nordwestdeutschland, der sich aus der jüngeren Bronzezeit und Übergang zur Eisenzeit fast unverändert erhalten hat, ist das Pestruper Gräberfeld bei Wildeshausen, das einen Flächenraum von 36 Hektar umfaßt und heute noch 350 Hügel zählt. Zwischen den vielen leicht erkennbaren Hügeln werden auch flachere, kleinere Gräber liegen, die nicht leicht zu entdecken sind. Die umfangreichsten werden als Königsgräber bezeichnet und haben wohl den größeren Sippen gehört. Im allgemeinen hat also ein solcher Friedhof wohl einen sehr gleichförmigen Anblick geboten; denn soziale Unterschiede in der Totenehrung, wie bei den Grabbauten im Orient, sind im Norden nie stark in Erscheinung getreten. Das Gelände ist eine riesige Heidelandschaft. Die Heidekruste hat die Form der Totenhügel seit ihrem Entstehen fast unverändert festgehalten, was zunächst unwahrscheinlich klingt, was aber die einfachste Untersuchung bestätigt. Die Urnen stehen in geringerer Tiefe, oft nur

20–30 Zentimeter unter der Heidenarbe. Wenn sich die Höhe der Hügel im Laufe der Jahrtausende verändert hatte, müßten die Gefäße entweder tiefer unter der Heide stehen, oder kaum oder auch gar nicht bedeckt sein. Der Charakter der Heide ist wie früher so auch heute noch der des Ursprünglichen, des von der Kultur noch Unberührten und Unentwegten. Hier ist auch heute noch alles so geblieben, wie es zur Zeit unserer ehrwürdigen Vorfahren gewesen ist. In dieser ihrer Unberührtheit liegt ja auch für uns noch heute ihr Reiz, ihre Schönheit, ihre Romantik.

Starken Eindruck machte auf mich die Entdeckung einer altgermanischen Kampfbahn, die sich bei dem Pestruper Gräberfeld, nur durch eine Landstraße von den Urnenhügeln getrennt, befindet. Es ist der sogenannte „Rosengarten" (= Roßgehege, vgl. oben S. 60 f., der ursprüngliche Sinn dieses Namens ist verlorengegangen). Der vielleicht schon aus der Bronzezeit stammende sehr gut erhaltene Festspielplatz, oberhalb des Flusses am Huntetal schön gelegen, hat die Form eines antiken, ovalen Amphitheaters von ungefähr 140 Meter Länge und 100 Meter Breite. Das Oval ist von einer etwa 6 Meter breiten Rennbahn und den ansteigenden Plätzen für die Zuschauer umgeben. Die Spuren, die ich vorgefunden habe, stellen deutlich den Charakter einer solchen Stätte heraus, so daß kaum noch ein Zweifel daran bestehen kann.

Ganz zwangsläufig zeigt sich bei einer solchen Feststellung eine Verbindung von Totenbestattung und Totenehre; denn zum Totenkult haben nicht nur die Opferspenden gehört, sondern auch Kampfspiele. In Stonehenge (Süd-England) hat sich eine langgestreckte Rennbahn erhalten, Kampfspiele und Wagenrennen zu Ehren der Verstorbenen kennt auch Homers Ilias, die soviel von der indogermanischen Urkultur bewahrt hat. Auch die griechische Rennbahn, das Stadion, durfte in jenem uralten Totenkult wurzeln.

Die Kampfspiele werden auch bei den Germanen nach dem Rang und dem Ansehen der Verstorbenen sehr verschieden aus-

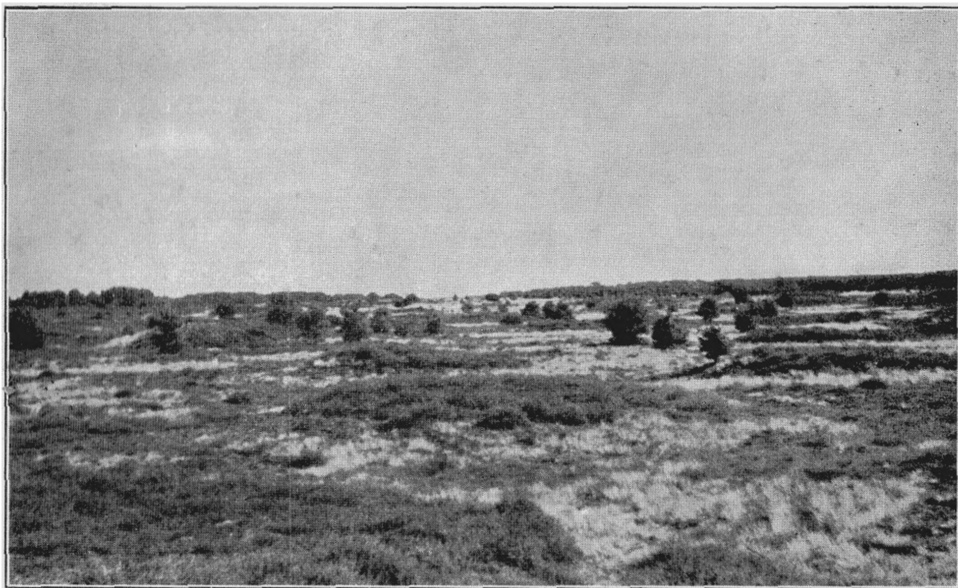
gestaltet gewesen sein. Gustav Neckel bringt in seiner Abhandlung „Über das kultische Reiten in Germanien“ (Germanien, 1933. B. 1) kultische Umritte mit dem Leichenbegängnis in Zusammenhang.

Gräberfelder in großen Ausmaßen sind außer dem Pestruper Feld: Hespenbusch bei Großenkneten, Spascher Sand bei Aumühle, Moorbek, auf Gut Moorbek, Dötlinger Heide an der Hunte und Ahlhorner Heide. Außerdem liegen einzelne Urnenhügel verstreut in derselben Gegend. Das Gebiet um Dötlingen, Wildeshausen, Ahlhorn und Cloppenburg besitzt eine Unmenge von Merkmalen aus vorgeschichtlicher Zeit. Die Hügel liegen zumeist unerkannt in der Heide, in Wäldern und aufgeforsteten Föhrenkämpen. Viele Ortsnamen, wie Helle, Kummerkamp, Totengrund, Liekenfeld u. a. weisen auf Begräbnisplätze hin.

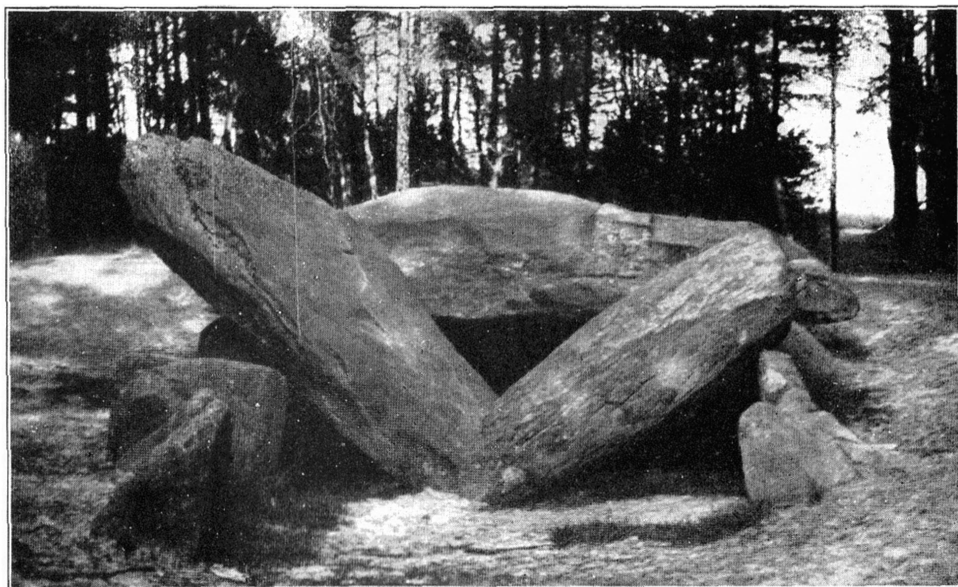
Zu Ahnenkult und Totenehre gehören auch die vorgeschichtlichen Hügel die „Drei Berge“ am Zwischenahner Meer, im Ammerland, 18 Kilometer nordwestlich von Oldenburg.

An der Nordseite des Sees bei Elmendorf, vom Wasser umspült, liegen drei fast kreisrunde Hügel im Dreieck aneinander. Die Hügel sind durch Menschenhände aufgeworfen, denn das Land ist hier flach, ohne jede auffallende Bodenerhebung. Diese drei Hügel, von denen jeder einen Durchmesser von etwa 45 Metern und eine Hohe von 8 Metern hat, sind mit riesigen alten Eichen bewachsen, so daß sie unmöglich erst in den letzten Jahrhunderten aufgeworfen sein können. Wären diese Bodenerhebungen Sandwehen oder Dünen, so könnten sie nur eine längliche Form haben, die von der Windseite langsam ansteigt, um auf der anderen Seite um so kürzer abzufallen.

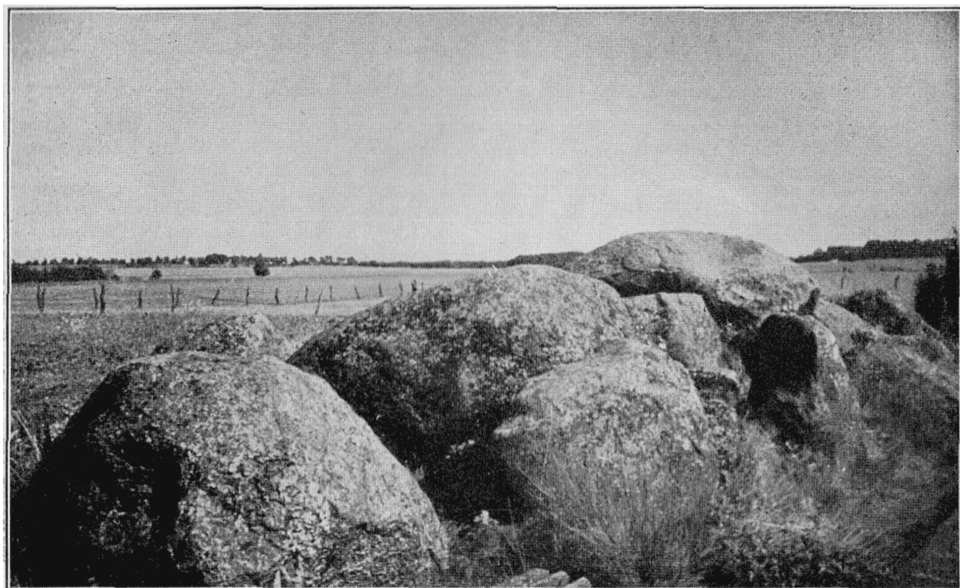
Aber fast kreisrund und steil steigen sie an. Die Kuppe, die eine weite Rundsicht über das Meer bietet, zeigt eine Plattform von etwa 20 Metern im Durchmesser, auf der die Altäre und Brandstapel gestanden haben können. Die gewaltige Arbeit, der Aufbau dieser größten vorgeschichtlichen Hügel Nordwestdeutschtands wird in die Bronzezeit zu verlegen sein. Es sind vielleicht Gräber

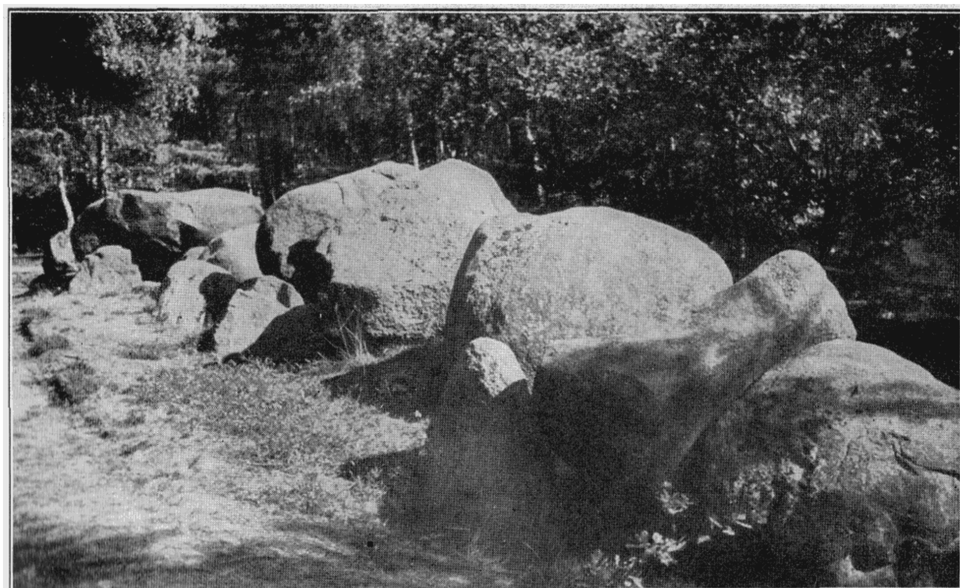


Pestruper Gräberfeld bei Wildeshausen
Etwa 350 Grabhügel sind noch festzustellen



Großsteingrab Gruppe „Kellersteine“
Ahlhorner Heide





Großsteingräber bei Reckum an der Hunte (Wildeshausen)

der Volksführer, auf denen Altäre für die Opferfeste zu Ehren der Toten errichtet waren. Ahnenverehrung und Gottesdienst sind bei den alten Völkern auf das innigste miteinander verbunden. Nach der germanischen Sage wohnten ja die Helden, Herzöge und Könige nach ihrem Tode in den heiligen Bergen. Der Beweis, daß Kult- und Altarhügel Gräber enthalten, ist vielfach gegeben worden.

Auch die Sage, die oft einen mythischen Kern hat, berichtet von heiligen Bergen, in denen Helden und Könige fortleben; versetzt doch die Volkssage Friedrich Barbarossa in den Kyffhäuser. Auch Walhall, das Totenreich, in dem Odin hauste, war als heiliger Berg, als ein Grab für Helden, gedacht. Dreitausend Jahre hatte sich in der Westpriegnitz in der Mark Brandenburg die Sage vom „König Hinz" (Heinz, Heinrich) erhalten, der im Hinzerberg in einem dreifachen Sarge begraben liegen sollte, einem kupfernen, einem silbernen und einem goldenen. Als dieser Berg 1899 als Steinbruch abgegraben wurde, stießen die Arbeiter auf eine Grabkammer von etwa 2½ mal 2½ m; darin fand man neben den zahlreichen Beigaben eine Tonurne, die eine Bronzeurne umschloß, in der man Aschenreste des Königs fand. Von Mund zu Mund hatte sich Jahrtausende hindurch die Sage vom dreifachen Sarge des Königs fortgepflanzt. Waren die Särge auch nicht von Kupfer, Silber und Gold, sondern aus Stein, Ton und Bronze, – die Überlieferung hatte im Grunde doch recht behalten.

Die auffallende äußere Form der drei Hügel von Elmendorf, ihre gewaltige Größe und die ausgewählte wunderbare Lage hart am Meer, von den Wassern umspült, lassen den Aufbau einer Kultstätte von höchster Bedeutung vermuten. Einzelheiten müßte eine sorgfältige Grabung ergeben. Durch den Übereifer der Sendboten der neuen Lehre wurden bei der Christianisierung fast alle altgermanischen Kulturdenkmale vernichtet. Einem gütigen Geschick ist es zu verdanken, daß hier Schönes und Großes erhalten geblieben ist.

Die am Meer bei Elmendorf vor etwa 3000 Jahren von Getreuen in rastloser Arbeit ihren Führern errichteten gewaltigen Totenmale sind wohl das bedeutendste Hügelheiligtum aus germanischer Vorzeit in Nordwestdeutschland.

Diese Altarberge müßten für Deutschland das werden, was die Hügel von Alt-Upsala für Schweden sind – ein National-Heiligtum!

Der Ort, an dem das Dreihügelheiligtum liegt, heißt „Elmendorf". Elm ist ein waldiger Höhenzug, Elmsfeuer bedeutet Lichtbündel auf Höhen, auch auf Türmen, Schiffsmasten, Höhenfeuer auch auf hochgelegenen Punkten, auch Signalfeuer. Auf den heiligen Hügeln am Meer brannten bei Kultfesten die heiligen Feuer. Weit über das Meer hin leuchteten die Flammen der Sonnenwendfeuer hinüber zu den heiligen Hainen.

Ding- und Festplätze und die Begräbnisstätten der Ahnen standen im Lichte der Flammen. In Kriegszeiten wurden auf diesen Opferbergen als Feuerzeichen wohl Brandstapel errichtet, die in den Gauen von einer Feuerwarte zur anderen sichtbar waren und Nachrichten weitergaben.

Es ist denkbar, daß Elmendorf, der Ort der heiligen Hügel, nach Einführung des Christentums von den Missionaren nach dem heiligen Elm (Erasmus) benannt wurde, um dadurch von dem alten Glauben abzulenken, ohne den Volksbrauch, das Abbrennen von Feuern auf diesen Hügeln, zu verwehren. Daher dürfen wir den Namen des Ortes Elmendorf wohl auf das Höhen- oder Elmsfeuer des germanischen Kultes zurückführen.

Angrenzend an den Ort Elmendorf mit den „Dreibergen" liegt die Ortschaft „Helle" mit dem vorgeschichtlichen Gräberfeld, das mit dem Hügelheiligtum im engsten Zusammenhang gestanden haben wird.

Das Zwischenahner Meer lag nicht nur geographisch im Mittelpunkt des alten Ammerlandes; es bedeutete auch im geistigen Leben seiner Bewohner einen Mittelpunkt, eine Stätte der Samm-

lung und der Versammlung des ganzen Volkes. Noch heute birgt der alte, geweihte Boden unserer Ahnen die Zeugnisse ihres uralten, von hohen Zielen bestimmten Lebens. Noch heute lassen Geländenamen alten Gottesglauben erkennen. Der Ortsname Helle (bei Elmendorf) zeigt uns an einem schönen Beispiel, wie die Sprache in uralter Dauerüberlieferung vorgeschichtliche Tatbestände bestätigt. Helle, unser „Hölle“, bedeutet nämlich ursprünglich nichts anderes als ein Gräberfeld, ein „Totenreich“, wie es dann in der mythischen Umdeutung als Reich der „Hel“ erscheint. Dieser Begräbnisplatz, ein jetzt eingeebnetes Feld in Helle, führt heute noch den Namen „Kummerkamp“, was wörtlich ein Feld von Grabhügeln bezeichnet.

Das gotische halja, altsächsisch hellia (unser „Hölle“), bezeichnet ursprünglich wohl das Gräberfeld selbst, das dann mythisch als das Reich der Toten gedeutet wird; wenn es mit dem Verbum helan (verbergen) oder helian (einhüllen) zusammenhängt (lat. *celare*, verbergen), so ist es ursprünglich einfach das Reich der „Verborgenen“ oder „Geborgenen“. Vielleicht kann man als ursprünglichste „hellia“ schon die steinerne Grabkammer ansehen; vielleicht steht auch das lateinische *cella* (Kammer, Zelle) in demselben Verhältnis zu ‚*celare*‘ und bedeutet ursprünglich auch die steinerne Grabkammer, die wohl die Urform aller „Keller“ ist. – Auch der Name Kummerkamp ist einleuchtend als „Grabhügelfeld“ zu erklären: Kummer entspricht dem angelsächsischen kumbal oder kumbor (altsächsisch kumbal), was ursprünglich den Grabhügel als Grabmal oder Grabzeichen bedeutet, dann den Pfahl oder die Grabstele, und endlich das Banner oder die Bannerstange, die ursprünglich nichts anderes ist als der heilige Grabpfahl. Der Kummerkamp ist also ein (eingehegtes) Feld von Grabhügeln. Die Bedeutung von Kummer als „Seelen-Schmerz“ scheint ursprünglich von dem Grabhügel als sichtbarstem Ausdruck des „Kummers“ um den Verstorbenen abgeleitet zu sein; er kann zunächst auch die Trauersänge bedeuten, die Leichenklage, die auf dem Grabhügel selbst abgehalten wurde.

Der Kummerkamp, der zum Teil durch einen noch heute erkennbaren alten starken Knick (Wall) eingehegt ist, wird noch viele wertvolle Zeugen vorgeschichtlicher Kultur in sich bergen.

Im „Oldenburger Jahrbuch des Vereins für Altertumskunde und Landesgeschichte“, 1926–27, beschreibt Professor Dr. von Buttel-Reepen die Forschungsergebnisse auf dem Gräberfeld in Helle, dessen Funde im Naturhistorischen Museum in Oldenburg untergebracht sind. Sie bestehen, wie bereits erwähnt, aus Feuerstein-Waffen und -werkzeugen, Feuersteinschabern und -klingen, ferner aus Bronzefunden, die verschiedenen Perioden angehören. Man fand Bronzefibeln (= Gewandsspangen), Urnen und Bronzegefäße, sowie einen eisernen Schildbuckel, Schwerter und Lanzen. Die wertvollsten Gegenstände sind ein außerordentlich schönes antikes Glasgefäß von moosgrüner Farbe und ein Spielwürfel aus Knochen mit eingeritzten Punkten und Ringen (Sonnen-Zeichen).

Auf dem Kummerkamp wurden außerdem aus in der Erde vermoderten Holzbrettern die Anlagen von Skelettgräbern festgestellt. Man fand in ihnen allerdings keine Knochenreste mehr, wohl aber noch einen Teil der oben angeführten Beigaben. Aus alledem ist zu entnehmen, daß die ersten Bestattungen dem Ausgang der jüngeren Steinzeit angehören, andere der frühen bis späten Bronzezeit, weitere der Eisenzeit.

Heppeke Renners tor Helle, 1441 in einer Urkunde genannt, ist in gerader Linie der Vorfahre des heutigen Besitzers, des Hausmannes Karl Reiners, Helle. Sieben Kinder: drei Jungen und vier Mädel, entzückende, gesunde, hellblonde, blauäugige Geschöpfe, sind der Nachwuchs, der den Stamm erhalten wird. Seit 500 Jahren hat sich nachweisbar die Familie Reiners ununterbrochen auf eigener Scholle erhalten. Ein Zeugnis aus noch früherer Zelt gibt eine Urkunde, die bis ins Jahr 1190 zurückführt. Seit jener Zeit lebt die Familie Hedemann bis in unsere Zeit, also 750 Jahre lang, ohne Wechsel des Besitzes auf ihrer Bauernstelle in dem Ort Helle.



Urnenhügel des Moorbeker Gräberfelds





Urnenhügel

Gräberfeld, Gut Moorbek. – Der Grabhügel, 5 m im Durchmesser, 080 m hoch, enthielt 10 Urnen aus der Zeit etwa 600 v. Chr.

So darf man annehmen, daß dieselbe Sippe vordem schon Hunderte von Jahren auf dem gleichen Boden gelebt hat. Der Begräbnisplatz, der Kummerkamp, wird auch die Vorfahren, die Urahnen dieser reinrassigen germanischen Sippe aufgenommen haben. Auch sonst gibt es hier eine auffallend große Anzahl von Familien, die eine lange Bodenständigkeit nachweisen können.

An der Ostseite des Zwischenahner Meeres liegt der Ort „Aschhausen“, dessen Name vielleicht mit dem Vorgang der Leichenverbrennung, den Brandgräbern und den Aschenresten der Verstorbenen im Zusammenhang steht. Bei der Verbrennung sind wohl bestimmte Bräuche beachtet worden. Es ist nicht anzunehmen, daß die Toten einfach hinter dem Hause auf einem Brandstapel oder Scheiterhaufen von den Angehörigen der Sippe verbrannt worden sind. Näheres habe ich hierüber nirgendwo feststellen können. Es ist aber sicher anzunehmen, daß bei der hohen Entwicklung der Totenehrung festgesetzte Zeremonien befolgt wurden. Die Verbrennung geschah gewiß nur an bestimmten Orten, für diesen Bezirk wahrscheinlich auf dem zu Aschhausen gehörenden „Hilligenstohlsbarg“. Man darf vielleicht annehmen, daß hier auf dem niederen Hügel ein Verbrennungsaltar aus Stein, wie er an anderer Stelle ausführlich beschrieben wird, gestanden hat. Denn solche Namen müssen in alter Zeit bestimmte Bedeutung gehabt haben, sie können ja nicht aus der Luft gegriffen sein. Wie das Hügelheiligtum von Elmendorf, so wird der Hilligenstohlsbarg im Kultleben der hier ansässigen Sippen eine besondere Bedeutung gehabt haben. An diesem Platz sind auch Urnen gefunden worden. Weitere Untersuchungen dürften nähere Aufschlüsse geben. Von dem Verlaufe einer solchen Leichenfeier können wir uns vielleicht folgendes Bild machen:

Der Leichnam wurde in feierlichem Zuge an den Tempeln oder heiligen Hainen vorbei zum Steinaltar getragen. Vielleicht in Anlehnung an diese alten Sitten und Gebräuche wurde es dann auch in der frühchristlichen Kirche üblich, den Sarg eines Verstorbenen

vor der Beisetzung um die Kirche oder an dieser vorbeizutragen. Nach der feierlichen Verbrennung dürften die Leichenreste in Urnen, von der Sippe geleitet, zu der „Helle“ getragen worden sein, um auf dem Friedhofe, dem Gottesacker, beigesetzt zu werden. Solche Orte weisen noch heute durch ihren Namen auf den ursprünglichen Zweck hin. Schon die Lage von Aschhausen, unweit des Hügelheiligtums und des Begräbnisplatzes, legt diese Annahme nahe. Weitere Orte mit ähnlicher Zweckbestimmung sind Aschenstedt bei Dötlingen und Aschwege bei Edewecht. Sie kommen in Nordwestdeutschland häufig vor, und zwar meist dort, wo in der Nähe vorgeschichtliche Begräbnisstätten nachgewiesen werden, zu denen natürlich Verbrennungsstätten, also „Aschenstätten“ gehörten.

Urkunden aus dem Jahre 1449 erwähnen einen „Alarde to Aschehusen“[1]. Nach meiner Erklärung hat demnach der Bestandteil „Asche“ oder „Asch“ in Aschhausen usw. eine ganz natürliche Bedeutung, er ist nämlich von Asche herzuleiten. Wie vielfach angenommen wird, ist Asche hierbei nicht mit Esche, Eschenbaum zusammenzubringen, obgleich beim Götterkult die Esche als heiliger Baum vielfach erscheint. Esche heißt germanisch ase, auch der Speer aus Eschenholz wird so genannt.

Bezeichnungen wie „Aschwege“ können, wie W. Teudt in seinem Buch „Germanische Heiligtümer“ annimmt, daher rühren, daß die Toten und die Aschenreste auf diesen Wegen zur Kultstätte und den Verbrennungsplätzen getragen worden sind. Man vergleiche auch, was oben über die Leichenwege gesagt worden ist.

Sieht man auf die Meßtischkarte, so muß folgendes auffallen: Der Weg von dem alten Edewecht (alt Adewacht), von Westerscheps, Holttange, Dänikhorst geht über Aschwege, dann über Specken (plattdeutsch Speken = Speichen = Holz, ein Knüppeldamm über niedriges, sumpfiges Moorgelände)[2], vorbei am Zwi-

---

[1] Baasen, C., Das Oldenburger Ammerland. 1927

[2] Ramsauer, W., Heimatkunde des Herzogtums Oldenburg. 1.

schenahner Meer nach Aschhausen, wo vielleicht die Verbrennung geschah, zu den heiligen drei Bergen und der Helle. Auf dem Dreihügelheiligtum wurde vielleicht eine feierliche Handlung vorgenommen, worauf dann in der Helle die Asche beigesetzt wurde. Hornbläser eröffneten den Zug. Die Waffen wurden vorangetragen, das Streitroß folgte. Kampfgefährten sangen die Totenklage. So mögen die freien Männer von „Ambria" ihre Toten geehrt haben.

Ein Gegenstück zu dieser Wegführung nach Aschhausen ist die alte Straße, die von Aschenstedt über Aschenbeck vorbei an der Gerichtsstätte (Dingstätte) nach Dötlingen zum Petersberg (Petersberge sind alte Donarberge) und nach dem großen Heiligtum bei Glane an der Hunte führte. Andere Deutungen des Namens Aschhausen befriedigen nicht, die hier angenommene ist die nächstliegende und im Zusammenhang mit den anderen Kultstätten auch die natürlichste.

Zu diesem Ort gehört auch ein „Düvelshop", also „Teufelshaufen", ein Hügel, der sicher irgendeine religiöse Bedeutung gehabt hat. In späterer Zeit wurde dann diese den Missionaren verdächtige Stätte „satanisiert" und in einen Teufelshaufen umbenannt.

Nordwestlich vom Zwischenahner Meer liegt Mansholt, nördlich davon „Dingsfelde". Mansholt heißt das Dorf und das alte Gut. Der anschließende Wald ist das Mansholter Holz. So ist es auf den Flurkarten verzeichnet. Heiligtümer und Dingstätten, die immer beieinander liegen, haben wir auch hier. Ein Teil dieses Waldes, unmittelbar am alten Tafelgut Mansholt, führt die Flurbrzeichnung „Dingshagen". Hier wird die eingehegte Dingstätte zu suchen sein.

*

Merkwürdig ist es, daß in den vielen Abhandlungen über frühgermanische Urnen auf die Urfache ihrer Verwendung als Gefäße für die Brandreste und auf den eigentlichen Sinn der Leichen-

verbrennung so wenig eingegangen wird. Man stellt im allgemeinen fest, daß sich die Urnenfelder und die Brandflachgräber in der späteren Bronzezeit entwickeln und von Süden nach Norden fortpflanzen, unter Vermischung mit den Bestattungshügeln. Eigentümlich ist dabei das Festhalten an den Grabhügeln selbst von der Steinzeit bis zur Eisenzeit; auch Steinkisten kommen gelegentlich immer wieder vor. Die Gründe, die ich schon für die Verbrennung anführte, sind vielleicht zu einfach und zu logisch, um einzuleuchten. Die Herkunft der Brandbestattung deutet man im allgemeinen dahin, daß sich nach dem Glauben der Germanen die Seele nach dem Tode durch die Verbrennung eher aus der sterblichen Hülle löste und somit schneller in das jenseitige Reich entschwebte. Auch Jacob Grimm betrachtet die Verbrennung als ein Opfer an die Gottheit. Vielfach wird von Fachgelehrten sogar gesagt, die Sitte der Leichenverbrennung hätten die Indogermanen bei ihrer Rückwanderung nach dem Norden aus dem Süden mitgebracht, sie sei also von Indien übernommen und von den Germanen in Norddeutschland in der Bronzezeit beibehalten worden. Wir wissen heute, daß eher umgekehrt der Brauch der Leichenverbrennung von Norden nach Süden gewandert ist, da die Urväter der Germanen und Griechen dem gleichen Urvolk, der gleichen arischen Rasse angehörten. Der Brauch der Leichenverbrennung war bei den Griechen darum ähnlich wie bei den Germanen. Homer besingt in der Ilias die Verbrennung griechischer Helden. ähnliche Schilderungen finden sich im germanischen Beowulfliede, die jenen in der Ilias fast entsprechen.

Wenn man auf dem riesigen Hügelgräberfeld bei Pestrup an die vielen hier vorgenommenen Verbrennungen denkt, muß man unwillkürlich nachsinnen, wie diese Handlung vor sich gegangen ist. Ein ganz klares Bild davon haben wir nicht. Es wird stets nur von Scheiterhaufen berichtet. Auch Tacitus erwähnt die Verbrennung mit ausgewählten Hölzern.

Bei der Freilegung eines Urnenhügels auf dem Gelände des Gu-

tes Moorbek bei Glane und der sorgfältigen Untersuchung des Inhaltes konnte ich folgendes feststellen:

Ein Teil des Heidegeländes am Rande eines uralten trockenen Grabens, der früher ein Zufluß zur Hunte gewesen sein muß, ist ein größeres Gräberfeld. In diesem Heidestück liegen sehr viele niedere, äußerlich unscheinbare Urnenhügel unregelmäßig beieinander, unbeachtet und unerkannt. Ein Teil dieser Heide wurde zu Ackerland umgepflügt. Hierbei sind Urnenscherben und ganze Urnen ausgepflügt und achtlos beiseite geworfen worden. Bei der Betrachtung von Urnenscherben und Knochenresten, die in einem Kaninchenloch lagen, bemerkte ich am Rande dieses Loches unter der Heide die Wand einer Urne, die ich behutsam freilegte. Sie war aber durch Wurzelwerk der Heide zerstört worden. Nahe dieser Stelle lag ein kleiner, unscheinbarer Hügel von 4–5 m Durchmesser und etwa 80 cm Höhe, der, wie das ganze Feld mit seinen wellenförmigen leichten Erhebungen, von starker blühender Heide überzogen war.

Zunächst wurden einige Heideplaggen flach im Wurzelwerk abgehoben und der leichte, sandige und feuchte Boden untersucht. In kaum 20 cm Tiefe unter der Heidenarbe bemerkte ich den Rand einer Urne, die ich, ohne sie zu berühren, sehr vorsichtig freilegte. Hart daneben zeigte sich eine zweite Urne und, nachdem die Erde ringsherum fortgenommen worden war, eine dritte. Diese drei Urnen standen in einer Reihe aneinander. In kurzer Entfernung von 60 cm standen wieder zwei und in einer weiteren Gruppe 5 Urnen beieinander. 10 Urnen hatte also dieser sehr kleine unscheinbare Hügel bedeckt. Zwei der Töpfe waren durch Wurzelwerk und Frost zerdrückt; die Scherben waren aber vollzählig, denn das Grab war seit der Beisetzung vollkommen unberührt geblieben. Aus den Abbildungen ist neben der geringen Tiefe der aufliegenden Erdschicht die Anordnung der Urnen und die Verschiedenartigkeit der Formen gut zu erkennen. Keine der 10 Urnen gleicht der anderen, Form und Größe sind sehr verschieden. Das Material ist grob geschlemmter Ton, der mit einem Grus von

fein geschlagenen Granitsteinen, Feldspat, Quarz und Glimmer vermengt ist und eine dunkel-grau-braune Farbe hat.

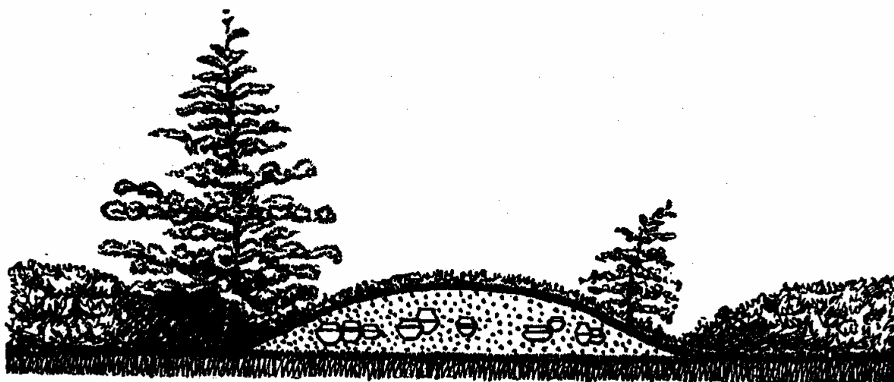
Nachdem alle Urnen behutsam freigelegt und die Erde auf das sorgfältigste nach Beigaben, die nicht vorhanden waren, untersucht worden war, blieben alle Urnen bis zum nächsten Morgen zum Trocknen an der Luft stehen. Die Töpfe sind durch die feuchte Erde sehr morsch geworden. Sie gewannen aber durch das Trocknen an der Luft an Festigkeit, so daß sie mit großer Vorsicht von ihrem Platz entfernt werden konnten. Nun wurden die Urnen mit einem weichen Pinsel von der Erde gereinigt, und der Inhalt untersucht. Zum Teil waren die Urnen bis zu dreiviertel mit Knochenresten gefüllt, obenauf lag eine Schicht von feinem Sand des Hügels. Ein wenig Sand war auch zwischen die Reste der Knochen gerieselt. Die Knochenteile waren fest und von sehr heller, grau-weißer Farbe. Auffallend war, daß weder Asche noch kleinere Holzkohleteilchen in den Urnen festzustellen waren. An einigen Knochenresten zeigte sich geschmolzene Bronze. Auch wurden einige kleine Kügelchen geschmolzener Bronze in den Urnen gefunden. Sie stammten wohl von bronzenen Gürtelschließen oder Fibeln (= Gewandspangen). In der Urne Nr. 1 waren die Knochenreste mit einer umgestülpten flachen, kleineren Schale zugedeckt, wie aus dem Lichtbild gut zu ersehen ist. Bei den Urnen 3 und 8 waren die Knochen mit Scherben bedeckt. In einer Urne stand obenauf eine sehr kleine Schale von 7,5 cm Durchmesser und nur 3,5 cm Höhe. Sie hatte die Form einer flachen Tasse mit einem Henkel. Dieses Gefäß, in das Sand hineingerieselt war, mag als sogenanntes Trankopfergefäß gelten. Zwei der Urnen, Nr. 4 und 5, sind sehr sauber gearbeitet, von schöner Form und mit eingekerbten Strichornamenten versehen. Die verschiedenen Urnen, die ich an Ort und Stelle auf Millimeterpapier genau abzeichnete, sind in der Formgebung edel und schön, man könnte fast sagen modern. Unsere Altvordern besaßen ein feines Formgefühl, von barbarischer Unkultur ist hier nichts zu merken. Den

Fortgang der Freilegung habe ich im Lichtbilde festgehalten. Die Größen der Urnen sind an den maßstäblichen Zeichnungen zu ersehen. Direktor Müller-Brauel der prähistorischen Sammlung Väterkunde-Museum zu Bremen in der Böttcherstraße bestätigte mir, daß die hier beschriebenen und abgebildeten Urnen aus der jüngeren Bronzezeit stammen und der Periode VI zugeschrieben werden müssen. Sie reichen aber noch in die darauffolgende La-Tène-Zeit, die germanische Eisenzeit, hinein, und zwar in die Stufe A. Da so der zeitliche Spielraum ein nicht gerade kleiner ist, ergibt sich, daß dieses Grab durch längere Zeiten von einer Sippe auch für Nachbestattungen benutzt worden ist.

Das Auffallendste bei der Untersuchung des Inhaltes der verschiedenen Urnen war, daß sich nicht die geringsten Holzkohleteilchen und nur ganz wenig Aschereste vorfanden. Das gibt zu denken. Zur Verbrennung ist naturgemäß ein großes Feuer notwendig. Es wäre aber unmöglich gewesen, aus den Kohle- und Ascheresten eines großen Brandstapels alle Knochenteilchen, auch die allerkleinsten Splitter und die oft kaum erbsengroßen, zerschmolzenen Bronzekügelchen, wie sie die Urnen aufwiesen, herauszusuchen, wenn die Verbrennung auf einem Holzstoß vor sich gegangen wäre. Wie wäre ferner das Sammeln der kleinen Knochenreste und der Bronzekügelchen aus dem Aschenhaufen möglich gewesen, ohne nur ein Teilchen Holzkohle mit darunter zu mischen? Daß sich Holzkohlereste und Asche aber aus dieser Zeit sonst erhalten, habe ich bei verschiedenen Brand- und Feuerstellen im Boden feststellen können.

Die feierliche Verbrennung des Toten konnte demnach nicht auf einem Scheiterhaufen, auf einem Holzstoß erfolgen Es mußten zu dieser immer wiederkehrenden Handlung sicher besondere Vorrichtungen vorhanden gewesen sein.

In der Nähe der großen Begräbnisfelder, der Friedhöfe, werden besondere Verbrennungsstätten angelegt worden sein, auf denen die Einäscherung stattgefunden hat. Auf dem Deckstein solcher Altäre mag der Tote im Schmuck seiner Waffen zur Verbrennung



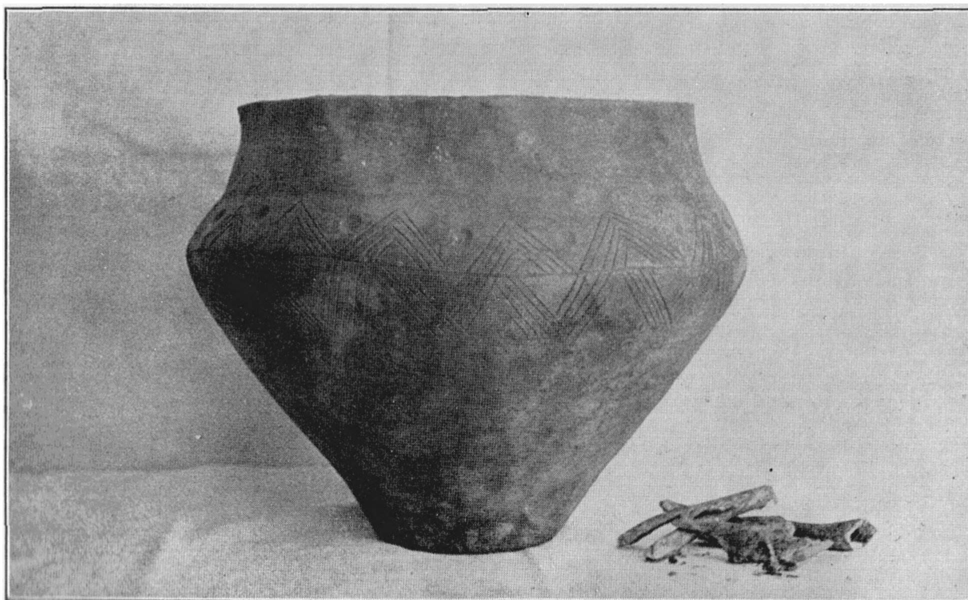
Urnenhügel des Moorbeker Gräberfelds



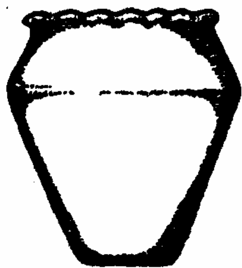


Urnenhügel, Gut Moorbek
Urnengruppe in der ursprünglichen Aufstellung

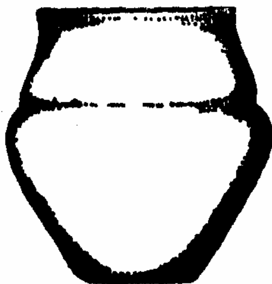




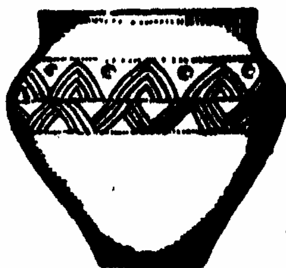
Urnenhügel, Gut Moorbek
Verzierte Urnen aus der Zeit um etwa 600 v. Chr.

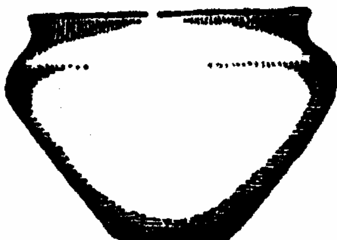




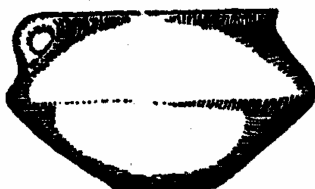
















8 Urnen aus einem Grabhügel des Moorbeker Gräberfeldes aus der Zeit um 600 vor Chr.

aufgebahrt worden sein. Um diesen Altar herum wurden die Holzstöße aufgerichtet und entzündet. In der Glut des Feuers verzehrte sich der Leichnam. Die Knochenreste und die Reste des zerschmolzenen Schmuckes und der Waffen verblieben auf dem Stein, von dem sie nach dem Erkalten zusammengelesen und in die Urne gelegt werden konnten.

Wie eine Bestätigung dieser meiner Vermutung war es, als Hans Müller-Brauel, der eine langjährige praktische Erfahrung auf diesem Gebiet besitzt und ein feiner Kenner prähistorischer Einzelheiten ist, mir bei einer Unterhaltung über diese Frage mitteilte, daß er in dem Gebiet zwischen Weser und Elbe, das er besonders bearbeitet hat, wiederholt Brandherde, die für die Leichenverbrennung bestimmt gewesen sein müssen, ausgegraben hat. Es waren dies rechteckige Steinpackungen aus kleinen Findlingen, die oben mit einem starken Lehmbestrich versehen waren. Auch Brandreste usw. seien dabei nachzuweisen. Nach dem Verbrennen des Toten konnten durch das Schwenken eines Tuches Asche und Holzkohlenreste leicht abgeblasen werden, so daß nur die Knochenreste übrigblieben. So erklärt sich recht überzeugend die Tatsache, daß die Urnen nur Knochenreste ohne Zusatz von Asche und Holzkohle bergen.

Die Verbrennung war mit einer feierlichen Handlung verbunden. Die Mitglieder der Sippe werden den Toten zur Kultstätte getragen haben. Nicht Klageweiber wie bei den Griechen und Römern begleiteten mit ihren schauerlichen Rufen den Zug, sondern der ernste, gewohnte Kriegsgesang der Kampfgenossen. Der Tote brauchte wegen seines Ablebens nicht beklagt zu werden, er war der Auserlesene, der nach Walhall kam, um als ein Held weiterkämpfen zu dürfen. Das war die Einstellung der Trauernden dem Toten gegenüber; sie entsprach einer seit alter Zeit heldischen Weltanschauung. In dem berühmten Epos „Beowulf“, das in angelsächsischer Sprache nordische Verhältnisse etwa um 600 n. Chr. schildert, wird zum Schluß die Bestattung des Helden beschrieben (Vers 3138 ff.):

Him Þâ gegiredan Géata léode
âd on eordan un-wâclîcne,
helmun behongen, hilde-bordum,
beorhtum byrnum, swâ he bêna waes;
âlegdon Þâ tô-middes maerne Þéoden,
haeled hiôfende , hlâford léofne.
Ongunnon Þâ on beorge bael-fyra maest
wîgend weccan: wudu-rêc âstâh
sweart ofer swiodole, swôgende lêg,
wôpe bewunden (wind-blond gelaeg)
od Þaet he pâ bânhûs gebrocen haefde.
hât on hredre …

„Ihm bereiteten da der Gauten Leute
Das Feuer auf der Erde, das unausweichbare,
Mit Helmen behangen, mit Kampfschilden,
Mit leuchtenden Brünnen, wie er gebeten hatten
Sie legten da in die Mitte den herrlichen Herrscher,
Den lichten Helden, den lieben Herrn.
Es begannen dann auf dem Berge der Grabfeuer größtes,
Die Kämpfer zu wecken, der Holzrauch stieg empor
Schwarz über der Qualmglut, die prasselnde Lohe,
Vom Klageruf begleitet – das Windgewühl legte sich –
Bis daß es das Beinhaus (den Leib) gebrochen hatte,
Heiß in der Brust …“

„Sie legten da in die Mitte“ braucht nicht unbedingt zu heißen „mitten auf das Holz“, es kann auch bedeuten „mitten in das Holz“. Man könnte sich also denken, daß die Leiche tatsächlich auf einen steinernen Brandaltar gelegt, und daß um diesen das Holz aufgeschichtet wurde. Die in der Mitte entstehende Glut hätte dann den Leichnam verzehrt, ohne daß dieser mit dem Holze selbst in Berührung gekommen wäre. Dr. J. O. Plaßmann machte mich darauf aufmerksam, daß diese Anschauung tatsächlich der

Vorstellung entsprechen würde, die sich in der Sage von der auf dem Steine inmitten der „Waberlohe“ schlafenden Brynhild erhalten hat:

„Auf dem Steine schläft die Streiterfahrene,
Lodernd umleckt sie der Linde Feind (Feuer).“

Wir wissen ja, daß diese mythische Vorstellung nichts anderes ist, als die mythisierende Umdeutung des Scheiterhaufens, daß die Schlafende wirklich die Tote, die in Odins Zauberschlaf (Tod) Versenkte ist, die zur Fahrt in die Unterwelt bereit ist. Auch diese sogenannte „Kultmythe“ würde also einen alten kultischen Tatbestand wiedergeben.

Mit dem aufsteigenden Rauch der Flammen stieg gewissermaßen die Seele, die sich vom Körper trennte, in das All zu den Göttern. In „Sämunds Edda des Weisen“, in der Übersetzung von J. L. Studach 1829, heißt es in einer Anmerkung: „Wurde nicht Odins Leiche verbrannt? Fuhr er nicht herrlich gen Himmel in Rauch und Flammen? Und: Dort hob er sich auf, wo er wiederkommt. Im Feuer des Opfers? Im Leichenbrand? In der Rauchsäule stieg die Seele des Toten zu den Göttern.“

Die Orte, an denen die Verbrennungen wahrscheinlich vor- genommen wurden, weisen heute noch durch ihre Bezeichnung wie Aschenstedt bei Dötlingen, Aschhausen am Zwischenahner Meer auf ihren ursprünglichen Zweck hin. Das wird wahrscheinlicher, wenn wir uns die zahlreichen „Aschenwege“ oder „Aschwege“ vergegenwärtigen, die in Niederdeutschland vorkommen, und die zuweilen übereinstimmen mit den Leichenwegen, welche wiederum meist nur für den Zweck der Bestattungen benutzt werden dürfen und häufig über ganz fremden Boden, ja mitten über fremde Höfe führen. Könnte man das Alter solcher Leichenwege erforschen, so käme man vielleicht bis in die graueste Vorzeit zurück.

Die der Bronzezeit folgende Eisenzeit (Beginn etwa um 700 v. Chr.) brachte durch die Entdeckung des Eisens, im heimischen

Boden als Raseneisenerz gefunden, eine große Umwandlung. Sie trat allerdings sehr langsam in Erscheinung. Das alte Material, die Bronze, war schöner und härter, denn man verstand es noch nicht, das Eisen zu stählen, und so hielt sich die teure Bronze neben dem wohlfeilen Eisen. Bisher hatte man außer Schmuck, Schwertern, Äxten und anderen Gegenständen kaum Bronze zu gewöhnlichen Werkzeugen verarbeitet. Grabwerkzeuge und andere grobe Werkzeuge aus der kostbaren Bronze hatte man nicht. Das heimische Eisen gestattete eine leichtere Verarbeitung, es ließ sich gießen und schmieden und war vor allem einfacher zu beschaffen. Durch die Verwertung dieses neuen Metalls wird sich in der Wirtschaft und Technik vieles geändert haben, was sich dann auch im Leben der Völker auswirkte. Handel und Wandel dehnte sich weiter aus, die Verbindung mit fremden Völkern, Reisen nach dem Süden, fremde Kaufleute, der Handel mit Bernstein brachten neues, betriebsames Leben. Bäuerliche Siedlungen entwickelten sich zu Dörfern und Städten.

Auch in der Bestattung der Toten kommen andere Gebräuche auf, und so ging man zuerst im Süden und erst sehr viel später auch im Norden Germaniens von der Leichenverbrennung zur Erdbestattung über. In unserer Heimat kam auch schon in vorchristlicher Zeit, neben der Einäscherung, die Körperbestattung wieder auf.

Karl der Franke verbot nach der Unterwerfung der Sachsen, die 30 Jahre unter Wittekind gegen die Fremdherrschaft mit zäher Ausdauer für althergebrachte Sitten und Glauben kämpften, bei Todesstrafe die Leichenverbrennung. Er führte so mit der Christianisierung die Leichenbestattung in Gräbern endgültig ein.

Die Toten wurden nun nicht mehr verbrannt und die Reste der Gebeine nicht mehr in Urnen unter einem flachen Hügel beigesetzt, sondern in Baumsärgen, Holzten, Wohlhabendere in Steinkistensärgen auf einem Friedhof der Erde übergeben.

In den Begräbnisfeldern aus der Zeit des Überganges findet man neben den früheren Urnengräbern auch solche von Erdbe-

gräbnissen. Die Leichenreste der Erdbestattungen sind zum größten Teil restlos vergangen. An Überresten der zerfallenen Holzbretter, die die Seitenwände der Gruft bekleideten, sind diese Gräber zu erkennen. Auch durch die Lage der Beigaben, die oft sehr gut erhalten sind, läßt sich die frühere Grabanlage bestimmen.

In einigen solcher Gräber auf dem Kummerkamp in Helle fand man die Reste der Holzverkleidung eines Grabes und die Beigaben in einer wenige Zentimeter starken Aschenschicht, die von Opferfeuern zu Ehren der Toten herrühren soll und im Grabe verstreut wurde. Diese Aschenschüttung im Grabe wird so gedeutet: man bettete den Toten auf Asche, um ihm im Totenreich Wärmezufuhr vom Opferfeuer durch die Asche zu Spenden, wie man aus gleicher Glaubensvorstellung dem Toten Waffen und Speisen in Gefäßen mitgab. Man wird aber keinen allzu großen Wert auf die angeblich „primitiven" Vorstellungen legen dürfen, sondern auch hier wird ein praktischer Zweck mitgesprochen haben: In der feuchten Erde hielt sich viel Gewürm auf; Asche ist steril und tot, so daß dadurch Gewürm abgehalten wurde. So wollte man den Toten schützen.

Beim Zusammentreffen des germanischen Gottesglaubens mit der christlichen Lehre wirkten sich die neuen Sitten auch in der Totenverehrung aus. Durch das Verbot der Leichenverbrennung kamen im 8. Jahrhundert n. Chr. bei den Sachsen in Nordwestgermanien andere Gebräuche auf. Die christliche Kirche gab ihre Anordnungen. Die Bestattungen wurden nach christlichem Ritus vorgenommen, in dem aber viel von den althergebrachten Sitten beibehalten wurde.

Der Tote wurde nun in langausgestreckter Lage in Baumsärgen, gespaltenen, ausgehöhlten Baumstämmen oder auch in Holzkistensärgen beigesetzt. Edle und Begüterte wurden in Steinkistensärge gebettet. Im Oldenburger Schloßmuseum stehen neben einem Baumsarg einige Steinkistensärge mit schöner Verzierung aus der frühen christlichen Zeit, die im Küstengebiet der Nordsee und des Jadebusens gefunden wurden.

Auch jetzt setzte man die Toten auf dem Gottesacker rings um die Kirche bei, wie man vordem, schon zur Steinzeit, die Verstorbenen in riesigen Steinhäusern auf den Friedhöfen bestattete, die im Umkreis der Kultstätten lagen. So weisen Gräber vielfach zu den Stellen, an denen in frühester Zeit Heiligtümer gewesen sind.

Rückschauend dürfen wir wohl die Behauptung wagen, daß unsere Ahnen den Toten mindestens die gleiche Ehre angedeihen ließen wie die „gepriesenen" Kulturvölker des Altertums, die letzten Endes nur die Formen entwickelten, die aus nordischem Wesen und germanischem Geiste entsprungen waren. Freuen wir uns, daß noch so viele sichtbare Spuren dieses Ahnenkultes erhalten sind, die uns das Bild von der Geisteskultur unserer Vorfahren so erwünscht vervollständigen. Denn solch ein Friedhofsacker erzählt eindringlich, wie seßhafte bäuerliche Arbeit das Land erschlossen hat, er erzählt auch, daß lange vor der Christianisierung ein hohes Kulturleben und reine und tiefe Glaubensvorstellungen den Germanen eigen gewesen sind und daß die Vorstellungen vom „wüsten Heidentum der Barbaren" ins Reich der Fabel und Sage gehören.

Alles greift mit verzehrendem Zahn
die gefräßige Zeit an,
Alles rückt sie von Platz,
läßt es nicht lange bestehen.
Alles heischt der Tod.
Gesetz ist Sterben, nicht Strafe,
Und von der Welt, die du siehst,
wird es einst heißen: sie war!

Seneca

Gotteshäuser

im Lar- und Leri-Gau.[1]

Oldenburg ist das klassische Land der Großsteindenkmäler aus germanischer Vorzeit. Es gibt wohl kaum ein zweites Gebiet Deutschlands, in dem eine so große Anzahl gut erhaltener Steinsetzungen und anderer Anlagen aus vorgeschichtlicher Zeit erhalten sind. Diese für das deutsche Volk so ungemein wertvollen Denkmäler der Ahnen sind deutsches Kulturgut von allerhöchstem Wert, denn sie sind die erhabenen Zeugnisse der hohen Geisteskultur jener völkischen Gemeinschaft, die um die Nordsee herum ansässig war.

Dreitausend bis zweitausend Jahre vor Christi Geburt hat ein Volk diese für die damalige Zeit und ihre Werkzeuge erstaunlichen, gewaltigen Bauwerke und Kultstätten geschaffen, deren Reste sich bis in unsere Gegenwart hinein erhalten haben.

Im südlichen Oldenburg liegen in einem begrenzten Gebiet diese gewaltigen Steindenkmäler in großen Gruppen beieinander. Der Boden ist zum großen Teil Heide, Brachland. Erst in späterer Zeit ist ein Teil als Ackerland in Bewirtschaftung genommen worden. Es wird heute von wenigen Verkehrsstraßen durchzogen. Die Besiedelung ist gering. Diesen Umständen ist es zu verdanken,

[1] Der Lar-Gau war der Bezirk zwischen Hunte und Weser mit Dötlingen. Kirchhatten, Hude und Delmenhorst; der Leri-Gau war die Sippengemeinschaft der Stämme links der Hunte mit Hundlosen, Wildeshausen, Visbek, Ahlhorn.

daß die gewaltigen Zeugen vorgeschichtlicher Zeit erhalten sind. Zur Zeit der Errichtung dieser Steindenkmäler muß die Besiedelung sehr viel dichter gewesen sein; denn nur ein großes, starkes Geschlecht von hoher Kultur kann die Fähigkeit zu solchen Bauten gehabt haben. Doch auch in der auf die jüngere Steinzeit folgenden Bronzezeit muß hier ein reges Leben geherrscht haben; geradezu übersät erscheinen die weiten Heiden dieses Gebietes von Großsteingräbern und Urnenhügeln.

Die gewaltigen Steinbauten, die hier in großen Anlagen beieinander liegen, zeigen deutlich erkennbar – wie auch schon im vorigen Kapitel in anderem Zusammenhange erwähnt worden ist – zwei Arten von Steinsetzungen, die im Aufbau grundverschieden voneinander sind. Die Abweichungen sind so auffallend, daß ohne besondere Kenntnis zu ersehen ist, daß beide Anlagen einst zu ganz verschiedenen Zwecken errichtet worden sind.

In die eine Gruppe gehören die aus Trag- und Decksteinen massig und gewaltig aufgebauten Großsteingräber. Die andere Gruppe umfaßt die „Hünenbetten“, die in langen Rechtecken aufgestellt worden sind. Im oberen Viertel des Innenraums liegt bei diesen eine aus großen Steinblöcken errichtete Grabkammer, ein Tiefgrab, dessen Innenraum mit der Oberkante des Erdbodens abschließt. Es sind die langen Steinbauten links der Hunte in der Heide bei Glane und die sogenannten „Visbeker Braut und Bräutigam“ in der Ahlhorner Heide.

Diese beiden verschiedenen Arten von Steinbauten werden gemeiniglich als gleichbedeutende Anlagen angesehen, die einem Zweck gedient haben, nämlich der Beisetzung der Sippenführer und ganzer Geschlechter. Die länglich-rechteckigen Steinsetzungen mit dem Tiefgrabe an dem einen Ende bezeichnet man als „Hünenbetten“ – eine willkürliche Bezeichnung, die über ihre eigentliche Bestimmung nichts aussagt. Da aber beide Arten einen durchaus verschiedenen Grundgedanken erkennen lassen, ja, klar erkennbare Abweichungen aufweisen, so fehlt für ihre Gleichsetzung jede logische Erklärung und tiefere Begründung.

Der Kernpunkt der bisher ungelösten Frage ist darum der:

Sind die in langgestreckten Rechtecken aufgestellten Findlinge der Ahlhorner und Glaner Heide Grabstätten der Führer und Nachgeordneten, wie die herrschende Auffassung lautet, oder sind sie, wie ich bei meinen gründlichen Untersuchungen festgestellt habe, etwas ganz anderes, nämlich die Sockelmauern einer überdacht gewesenen Kultstätte?

Die Meinung, daß die Steinsetzungen Überreste von Kultstätten seien, wird als Phantasterei abgelehnt, ohne daß auch nur im geringsten der Beweis für die Unrichtigkeit dieser oder die Richtigkeit einer anderen Auffassung erbracht wird. Aber auch eine einwandfreie logische Begründung dafür, daß es großangelegte Grabstätten gewesen sind, ist bisher nicht erbracht worden. Es ist meines Wissens das erstemal, daß diese kühne Behauptung gewagt, schriftlich niedergelegt und mit Lichtbildern und Zeichnungen erläutert wird. Angriffe von Fachgelehrten werden nicht ausbleiben. Es muß wohl schwer sein, mit einem liebgewordenen Irrtum zu brechen!

Daß bisher Prähistoriker und Archäologen die gewaltigen Überreste der germanischen Tempel als solche nicht erkannt haben, ist kein Beweis dafür, daß es keine Tempel gegeben hat. Man ist trotz archäologischer Kenntnisse an den einfachsten Beweisen vorbeigegangen. Mit nüchterner, ruhiger Überlegung und logischem Denken, verbunden mit dem Sinn und dem Gefühl für das praktisch Einfache, dem handwerklichen, technischen Sehen, kommt man zu anderen Schlüssen.

Es wird behauptet, es habe nie germanische Tempel gegeben, weil man greifbare Beweise dafür nicht gefunden habe, weil keine Überreste da sein sollen, aus denen man Tempel wiederherstellen könne. Und doch sind einwandfreie, klare Bewege von eindringlicher Deutlichkeit und überzeugender Kraft vorhanden, die bisher nur nicht als solche erkannt worden sind.

Bevor ich aber den eigentlichen Nachweis vom Vorhandensein

germanischer Tempel in frühester Zeit durch technische Rekonstruktionen führe, möchte ich kurz zusammenstellen, was die geschichtliche Quellenforschung über germanische Tempel zu berichten weiß.

Im Anfang fast aller Kapitel über religiöse Gebräuche der Germanen, in allen Büchern über germanische Urzeit, findet man die sich auf Tacitus stützende Ansicht vertreten, daß die Germanen keine überdachten Tempelbauten gekannt und ihre Kulthandlungen nur auf Altären im Freien, in heiligen Hainen ausgeübt haben. Durch den Hinweis auf eine Stelle im 9. Kapitel der „Germania" glaubt man jede Annahme von Tempeln ein für allemal als Ungereimtheit und Vernunftwidrigkeit abtun zu dürfen. Tacitus schreibt:

> „Übrigens widerstrebt es ihrer (der Germanen) Anschauung von der Größe des Himmlischen, die Götter in Mauern zu sperren und mit menschlichen Zügen abzubilden. Sie weihen ihnen Wälder und Haine und rufen mit Götternamen jene geheime Macht an, die sie nur in entrückter Andacht schauen."

Das spricht von tiefer, religiöser Anschauung.

Carl Schuchhardt schreibt in seiner „Vorgeschichte von Deutschland" unter „Götterdienst", indem er sich auf die angeführte Stelle bei Tacitus beruft: „Götterbilder hat es bei den Germanen nie gegeben und infolgedessen (!? der Verf.) auch keine Tempel." Das ist kurz und bündig, aber durchaus kein Beweis. Schuchhardt macht hier nämlich zwei Dinge voneinander abhängig, die sich keineswegs gegenseitig bedingen.

Tacitus war über die Tempelbauten der Germanen durch seine Gewährsmänner wohl nur unvollkommen unterrichtet und hat sich in Unkenntnis darüber an dieser Stelle falsch ausgedrückt. Die Römer stellten sich unter Tempeln nur monumentale Bauten aus edlem Material vor. Sie betrachteten daher die mit Heide gedeckten langgestreckten einfachen Bauten, die Tacitus wohl als Versammlungshäuser kannte, nicht als Tempel, weil sie ihren Ansprüchen nach nicht würdig genug für Götter erschienen.

Tacitus berichtet richtig, daß die Germanen ihre Götter nicht mit menschlichen Zügen nachgebildet haben. Es sind auch nie Funde auf germanischem Gebiet gemacht worden, die als Götterbilder festgestellt werden konnten.

Allein nach dieser Quelle den Germanen Tempelbauten ganz abzusprechen, ist doch zum mindesten sehr gewagt.

Es ist zunächst zu bedenken, daß die römischen Legionen nur im Sommer mit den Germanen im Kampf standen, während sie in kalten Jahreszeiten Winterquartiere bezogen. Ebenso werden die fahrenden Handelsleute nicht im Winter mit ihren Waren über Land gezogen sein, so daß ihnen wohl die Kultfeste des Sommers, weniger aber die des Winters bekannt waren. Vielleicht erklärt dies schon den Irrtum oder die Unkenntnis in den Berichten des Tacitus.

Römische Geschichtsschreiber, unter ihnen auch Tacitus, berichten andererseits aber auch, daß Germanicus im Herbst des Jahres 14 n. Chr. auf seinen Rachefeldzügen nach der gewaltigen Niederlage und Vernichtung der römischen Legionen im 9. Jahre n. Chr. durch Armin (Hermann), den Befreier Germaniens, den Stamm der Marsen an der oberen Lippe bei einem Kultfeste überfallen und das Heiligtum Tanfana[1] dem Erdboden gleichgemacht habe. Ein solches Heiligtum kann aber wohl nur ein Tempel bzw. ein geschlossener Kultraum gewesen sein. Dieses Tanfana, von dem Tacitus als dem Mittelpunkt eines Kultverbandes spricht, wird für den Stamm der Marsen eine Kultstätte mit einer Kulthalle gewesen sein; denn um eine solche hat es sich offenbar gehandelt. Den Ausdruck „Tempel“ können wir natürlich nur mit dem größten Vorbehalt gebrauchen; es soll damit nicht die Vorstellung erweckt werden, als ob es sich um etwas mit dem südländischen Tempel Gleichbedeutendes gehandelt hätte. Grundsätzlich hat Tacitus mit seiner Behauptung, daß die

---

[1] Es ist nicht sicher zu unterscheiden, ob wir in diesem „Tanfana(e)“ den Namen einer Gottheit oder das Heiligtum selbst zu sehen haben. An dem Namen ist unendlich viel herumgedeutet worden; es lohnt sich nicht, diese Deutungen noch einmal aufzuführen.

Germanen ihre Götter nicht in Tempel einschlössen, recht; als Behauung für Götter, wie das rationalistische südländische Denken es deutete, waren diese germanischen Kulträume eben nicht gedacht: sie sind nur Räume für eine Versammlung der Gemeinde zu einem kultischen Zwecke.

Fragen wir nun gar altnordische Sagas und Eddalieder, so stoßen wir oft auf ganz eingehende Berichte über „Tempel“, deren Vorhandensein durch Grabungen auf Island und auf Gotland bestätigt worden sind. Danach war der Tempel ein länglicher Bau mit zwei Räumen; der größere, der etwa drei Viertel des langen Rechtecks einnahm, diente den Kulthandlungen und den Opfermahlzeiten; das kleinere Viertel war das eigentliche Heiligtum, das „Afhus“, das nur den Priestern vorbehalten war. In ihm wurden auch der Tempelschatz und die Kultgeräte aufbewahrt.

Auf der Insel Gotland sind die Grundmauern von Königshallen (Tempeln?), in Irland, England sowie Norwegen und Schweden die Reste von Sonnentempeln nachgewiesen worden. Die Insel Fosetesland (Helgoland) hatte im 8. Jahrhundert einen Tempel, der vom Mönch Ludgerus 785 zerstört wurde. Auch die alte Kirche zu Osterholz-Scharmbeck steht, wie ein Bremer Erzbischof berichtet, an der Stelle eines alten heidnischen Heiligtums. Bei Upsala stand noch im 11. Jahrhundert ein großer Tempel in voller Pracht mit dem ewig grünen Baum und den Opferquellen.

Ein Brief des Papstes Gregor l. (590–604) an den Abt Melittus von Canterbury bezeugt am klarsten, daß die nach England ausgewanderten Sachsen die Kunst, feste Tempelbauten zu errichten, verstanden haben müssen. Es heißt darin:[1]

> „Saget dem Augustinus (dem Bekehrer der Sachsen in England), zu welcher Überzeugung ich nach langer Betrachtung über die Bekehrung der Engländer gekommen bin: daß man nämlich die heidnischen Tempel des Volkes nicht zerstören soll, sondern nur die Götterbilder in ihnen; dann soll man diese

[1] Germanien, 1932 4. Folge. H. 1.

Tempel mit Weihwasser besprengen, Altäre errichten und Reliquien dort niederlegen. Denn wenn diese Tempel gut gebaut sind, so können sie ganz wohl aus einer Stätte der Dämonen zu Häusern des wahren Gottes umgewandelt werden, so daß, wenn das Volk selbst seine Tempel nicht zerstört sieht, es von Herzen seinen Irrtum ablegt, den wahren Gott anerkennt und anbetet und sich an dem gewohnten Ort nach alter Sitte einfindet."

Über die hier genannten angeblichen „Götterbilder" kann man verschiedener Meinung sein; im allgemeinen bezeichnen die christlichen Quellen mit „Idolum" schlechthin jeden geweihten Gegenstand der Heiden. Solche Gegenstände (Pfähle, Säulen?) werden sich eben in diesen geschlossenen Kulträumen befunden haben.

Die Mitteilungen Gregors I. sprechen dafür, daß die Germanen ihre Gottheit nicht nur in heiligen Hainen, sondern auch in Räumen verehrt haben.

Und das ist mir auch aus einem anderen Grunde, der in der Natur des Landes begründet lag, ganz erklärlich. Die Kultfeste zu Ehren der Gottheit fielen zum Teil in die wärmere Jahreszeit, in den Sommer. Da waren die Feste unter freiem Himmel, in heiligen Hainen, an Altären, unter heiligen Bäumen, Eichen, Linden und Eschen natürlich. Auch heute noch werden die Kirchweihfeste unter der Dorflinde begangen.

Wie war es aber im Winter, bei dem größten und heiligsten der Feste, dem Fest der Wintersonnenwende, dem Julfest, zur Zeit der „wîhen nachten", der geheiligten zwölf Nächte?

Daß dieses höchste Jahresfest der Germanen im kalten Norden in kahlen, blattlosen heiligen Hainen, in hohen Schneewehen und bitterer Kälte gefeiert worden sein soll, erscheint mir wenig glaubhaft. Wie war es da mit den Opfermahlen und dem Umtrunk, die zu dem hohen Fest gehörten und als solche bezeugt sind? Zur Winterszeit bei bitterer Kälte werden solche Feste in den heiligen Hainen wohl kaum möglich gewesen sein; hierfür wurden die langgestreckten „Tempel" erbaut.

Es ist wenig glaubhaft und kaum vorstellbar, daß die Germanen mit ihrer hohen Kultur, die ihren Toten riesige Steindenkmale errichteten, die in Blockhäusern wohnten, ihre ausgedehnten Kultfeste im Schneesturm im Freien gefeiert haben sollen.

Schon solche Überlegungen sind Stützen für die nicht mehr zu kühne Behauptung, daß die Germanen überdachte Kultstätten, also Tempel, gehabt haben werden.

Da aber irgendwelche sicheren Überlieferungen aus der Zeit der mutmaßlichen Entstehung nicht auf uns gekommen sind, so muß versucht werden, die aufgeworfenen Fragen auf andere Art zu lösen, nämlich auf dem Wege der technischen Rekonstruktion.

Das soll an den großen sogenannten „Megalithgräbern“ links der Hunte, in der Glaner und Ahlhorner Heide, versucht werden, die ich nicht für „Hünenbetten“ halte, sondern für die Überreste, die Fundamente von Kultstätten, von heiligen Hallen, von Tempeln. Die drei genannten Steinsetzungen sind in langen Rechtecken in regelmäßiger Form aufgebaut, in Längen von zirka 60, 80 und 105 m, bei einer inneren Breite von zirka 5 und 7 m. Die Steine der Seitenwände sind in gerader Reihe ausgerichtet. Im oberen Teil der Anlage, etwa 15 m vom Kopfende liegt ein Tiefgrab. Der übrige langgestreckte Raum ist vollkommen frei. Die drei Anlagen sind vollkommen gleichartig und unterscheiden sich – wie schon die Gegenüberstellung im Bilde jedem unbefangen Urteilenden erweist – wesentlich von den umliegenden wirklichen Großsteingräbern.

Carl Schuchhardt nimmt in seiner „Vorgeschichte von Deutschland“ zu diesen Steinbauten der Ahlhorner Heide unter „Megalithkultur“ folgendermaßen Stellung:

> „Frühere Behauptungen über diese Gräber, daß ihr Steinbau freigelegen habe, auf einem flachen Hügel, um den herum eine Steinsetzung einen Bannkreis bildete, und daß sie Helden-, Fürsten- oder auch Massengräber nach einer Schlacht gewesen seien, sind durch die Untersuchungen unserer Zeit widerlegt. Sie sind sorgfältige, architektonische Gebilde gewesen, hergerichtet

von einer größeren Gemeinschaft, mit bevorzugter Grabstätte für das herrschende Geschlecht und einfacheren für die vielen Nachgeordneten. Es fehlt wie gewöhnlich der Hügel, der sie einst überdeckte. Dieser Hügel ist, trotzdem manche es noch bezweifeln, ursprünglich immer vorhanden gewesen. Die allerschönsten Hünenbetten sind bei Wildeshausen in Oldenburg, wo auf der Ahlhorner Heide ‚Visbeker Braut und Bräutigam' Längen von 80 und 110 m erreichen."

Angenommen zunächst, die langen Steinsetzungen mit dem Tiefgrab im oberen Viertel der Gesamtlänge seien wirklich Anlagen mit bevorzugter Grabstätte für das herrschende Geschlecht und einfacherer für die vielen Nachgeordneten gewesen. Wie soll man sich praktisch die Entstehung eines solchen Riesengrabes vorstellen, zumal sich nach Schuchhardts Meinung über die ganze Anlage ein Hügel wölbte? Wie denkt man sich die Ausfüllung des riesigen Raumes innerhalb der äußeren Steinsetzung? Wurden, anschließend an das Tiefgrab für das „herrschende Geschlecht", die Toten nacheinander beigesetzt und mit Erde überdeckt? Wann wurde die lange Steinreihe der Umfriedung aufgestellt? Wurde sie bei der Errichtung des Tiefgrabes in ganzer Länge zu gleicher Zeit gebaut oder zeitläufig mit der weiteren Bestattung von Toten jeweilig verlängert? Und wenn nun gar, wie ich mit Schuchhardt bestimmt glaube, das große Tiefgrab zweifellos eine Gruft für mehrere Tote gewesen ist, für das herrschende Geschlecht, für den Gaufürsten und seine engere Sippe, wie sollen dann bei Vorhandensein eines Hügels die Nachbestattungen in dem Tiefgrab erfolgt sein? Denn dieses Grab hat keinen Gang von den Randsteinen zur Kammer wie die Ganggräber, das steht fest. Weshalb liegt ferner bei den drei großen Steinbauten gleicher Art in der Ahlhorner und Glaner Heide, ja auch bei anderen mir bisher im Bilde bekanntgewordenen ähnlichen Steinsetzungen, das Grab des Führers nicht in der Mitte, umgeben von seinem Volke, warum liegt die Gruft stets im ersten Viertel der Gesamtlänge? Dieser obere Teil, in dem das Grab liegt, ist stets durch besonders

große Steine als Raum hervorgehoben, und in drei von fünf Fällen ist dieser Abschluß der Steinsetzung halbkreisförmig wie die Apsis einer Kirche. Wenn man mit Schuchhardt meint, diese Steinsetzungen seien „sorgfältige architektonische Gebilde", wäre es da nicht sinnwidrig gewesen, sie ganz mit Erde zu überdecken und sie so dem Auge zu entziehen? Auch die in dem langgestreckten Innenraum gemachten Funde von Knochenresten und Tonscherben sind durchaus kein zwingender Beweis, die Anlagen als Massengräber zu betrachten.

In unendlich vielen Kirchen des frühen Mittelalters füllen Gräber der Fürsten und Geistlichen unter dem Steinpflaster des Kirchenschiffes oft einen großen Teil des Bodens aus.

Sind aber diese langgestreckten Steinsetzungen keine Grabstätten für die Beisetzungen auf lange Sicht, auch keine Massengräber nach einer Schlacht gewesen, so sind sie als einmalige Anlagen aus einer Idee heraus entstanden, in einer Bauperiode nach einem bestimmten Plan geschaffen, also wirklich „sorgfältige architektonische Gebilde", wenn auch in einem anderen Sinn, als Carl Schuchhardt es meint.

Schon der ins Auge fallende Unterschied im Aufbau der Großsteingräber und dieser langgestreckten Steinsetzungen müßte jeden aufmerksamen Beobachter anregen, über die verschiedenen Zweckbestimmungen dieser Steinruinen nachzudenken.

Die einzige logische Antwort auf all diese offenen Fragen scheint mir darum folgende:

Die in langem Rechteck aufgestellten Steinreihen der Ahlhorner und Glaner Heide in regelmäßiger, gerader Ausrichtung sind ein architektonisches Gebilde, nämlich die Reste der niederen Sockelmauern von Tempeln mit einem Tiefgrab. Der Führer oder Fürst hat zu Lebzeiten mit seinem Volk diese Kulthalle zu Ehren der Gottheit erbaut. Die Gruft, deren Decksteine den Altar bildeten, war für den Führer und seine Sippe bestimmt.

Daß die Decksteine des Tiefgrabes als Altar Verwendung gefunden haben können, ist eine Auffassung, die der modernen prähistorischen Forschung durchaus geläufig ist. So schreibt Herman Wirth in seinem „Aufgang der Menschheit“: „Die nordatlantischen Dolmen, die Großsteingräber, das Gotteshaus als Familiengrab war tatsächlich Altar und sein Deckstein der ‚Opfertisch‘, auf dem das heilige Feuer entzündet wurde.“

Erst in dieser Deutung, nach der die Decksteine des Tiefgrabes zugleich Altar und Opfertisch eines Tempels gewesen sind, erhält seine Lage im ersten Viertel der Gesamtlänge der Anlage Sinn und Bedeutung; denn nun ergibt sich von selbst die Zweiteilung von Apsis und Kirchenschiff in zweckmäßigen Proportionen.

So ruhten im Halbdunkel der Königshalle, des Tempels, im Tiefgrab – der Krypta – die Gebeine des Volksfürsten in abgeschlossener, weihevoller Stille unter dem Altar der überdachten Kultstätte, und um ihn herum in näherem und weiterem Umkreis lagen auf dem Friedhof die Getreuen seines Volkes in ihren Steinhäusern im Schoße der geliebten Heimaterde. So war die Kultstätte zugleich ein Sinnbild der Zusammengehörigkeit der Volkssippen, und der Altar des Tempels der geheiligte Mittelpunkt der in den umliegenden Gauen wohnenden Sippenverbände. Welche Gedanken ihn umkreisten wird am besten der verstehen, der einmal Herman Wirths „zur Selbstbesinnung und Selbstbestimmung“ geschriebenen urgeschichtlichen Rückblick „Was heißt Deutsch?“ gelesen hat. Es heißt dort an verschiedenen Stellen:

> „Hier betete man beim Opfer um Nachkommenschaft und um Wiederverkörperung der geschiedenen teuren Vorfahren. Hier vollzog sich das ‚Stirb und Werde‘, die ewige Wiederkehr, welche die Offenbarung Gottes in Zeit und Raum ist. Und diese Offenbarung wird als sittliche Weltordnung von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben. Das ist der Sinn der Sippe und der Vererbung: die hohe Verantwortung den Vor- und Nachfahren gegenüber, als Glied einer Kette. Der Tod ist kein Ende, keine

Strafe: er ist Wandlung, die Erneuerung, die Umkehr. Das Grabhaus ist darum das Sinnbild des menschlichen Lebens, wo sich das ‚Stirb und Werde' erfüllt, vollzieht. Es ist die Wiedergeburtsstätte, die die ewige Wiederkehr des Lebens in seinem Geschlecht, in seinem körperlichen und geistig-seelischen Erbgute verbürgt. Hier wurde darum die hohe Messe des Jahres, die Julfeier, das Fest der Toten und Lebenden begangen und um die Wiederverkörperung der Abgeschiedenen gebetet."

Daß die alten Megalithgräber heilige Stätten waren und durch Jahrtausende als solche angesehen wurden, beweisen die vielen eisenzeitlichen, und sogar noch sächsischen Urnenfriedhöfe, die um solche Gräber angelegt sind: z.V. die sächsischen Friedhöfe zu Loxstedt, Westerwanna, Kr. Ottendorf, Issendorf, Kr. Stade, die alle im Erdmantel der Megalithgräber beginnen! Der alte Pastor Mushardt, der um 1770 Issendorf ausgrub, berichtet, die schönsten und besten Urnen hätten in der Erddecke des Steingrabes gestanden – ein Ehrenplatz für die vornehmen Geschlechter. (Mitteilung von Hans Müller-Brauel.)

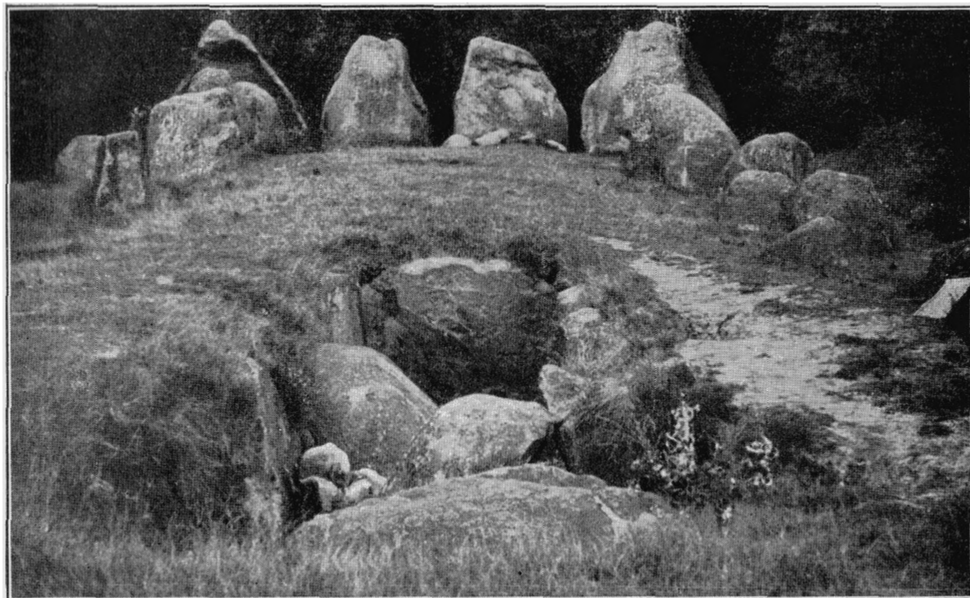
Es war mir wertvoll festzustellen, daß auch G. Schwantes in seinem Buch „Aus Deutschlands Urgeschichte" schon der Vermutung Raum gibt, daß man den von Steinsetzungen umfriedeten Raum vielleicht als heiligen Ort verehrte, und daß er damit auch das Vorhandensein von Gräbern aus späterer Zeit, die also von späteren Nachbestattungen herrühren, in dem angenommenen flachen Hügel zu erklären sucht. Er schreibt:

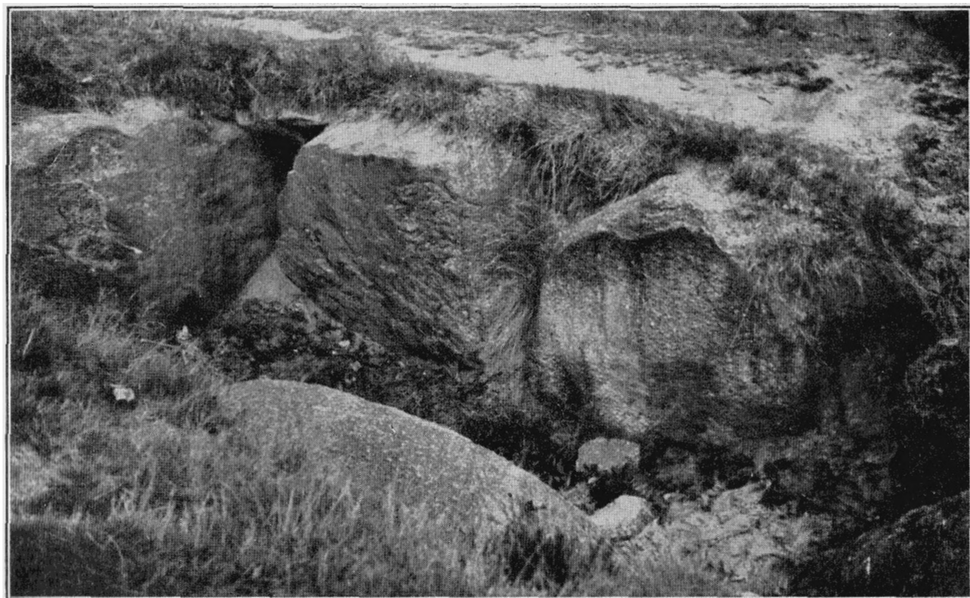
„Sehr häufig ist der umgebende flache Hügel am Rande mit einer kreisförmigen oder rechteckigen Setzung hoher Steine umstellt. Eine praktische Bedeutung kann diese Steinsetzung kaum gehabt haben. Vermutlich war sie nur eine Zierde und schloß den inneren Raum mit dem Grabe, den man vielleicht als heiligen Ort verehrte, gegen die Umgebung ab. Dieses innere Bett ist – vereinzelte Fälle ausgenommen – in der Steinzeit nicht zur Bestattung verwendet worden, sondern nur die Kammern. Nicht selten findet man aber in dem flachen Hügel Gräber aus späterer



Steinsetzung „Visbeker Braut“

Alhorner Heide. Außen 82 × 8 m, Tiefgrab 14 m, von der SW.-Giebelseite





Steinsetzung „Visbeker Braut“
Oben Raum hinter dem Tiefgrab
Unten: Inneres der Grabkammer

Zeit, ein Beweis dafür, daß die Hünenbetten auch in jüngeren Abschnitten der Vorzeit religiös verehrt wurden."

Der Auffassung, daß diese Steinsetzungen Kultstätten gewesen sind, kommt G. Schwantes also schon wesentlich näher. Widersprechen muß ich ihm aber in der Meinung, daß sie „keine praktische Bedeutung gehabt haben". Im Gegenteil, sie sind von ungemein praktischer Bedeutung gewesen: sie waren eben, wie schon oben ausgesprochen, die Sockelmauern, die das Dach eines Tempels trugen; der innere Raum war der Versammlungsraum für eine Gemeinde, das Kirchenschiff, in dem kultische Feiern gehalten wurden. Schwantes schließt sich der unter den Prähistorikern allgemein verbreiteten Ansicht an, die keinen Unterschied macht zwischen den beiden oben geschilderten Arten von Steinbauten, obwohl doch schon der bloße Augenschein verrät, daß die Steinsetzungen, die ich als die Reste der Fundamente oder Grundmauern der Kultstätten, der Tempel, bezeichne, im Aufbau vollkommen anders stehen als die Steine der wirklichen Großsteingräber.

Wären ferner beide dasselbe, so müßte es von den Steingräbern, die aus Trag- und Decksteinen bestehen und über eine bestimmte Größe nicht hinausgehen, Verbindungsstücke, Übergänge zu jenen, in riesigem Ausmaß langgestreckten Steinsetzungen geben. Zwischenstufen von einem zum anderen, die zeigen, daß beide das gleiche nur in anderer Größe sind, fehlen aber ganz.

Auch die Ansicht, daß der riesige Innenraum dieser langgestreckten, rechteckigen Steinbauten mit einem Erdhügel ausgefüllt war, der auch die Randsteine ganz überdeckte, muß ich bezweifeln. Wo sollen diese tausende von Kubikmetern Erde hingekommen sein? Von selbst oder vom Winde und Wetter wären die Erdmassen ebensowenig verschwunden wie die kleinen Hügel der lose aufgeworfenen Brand- und Urnengräber. Die niederen Urnenhügel werden mit Gras oder Heideplaggen zugedeckt worden sein, um ein Verwehen zu verhindern. Diese Heideplaggen verwurzelten sich in der aufgeschütteten Erde und bildeten so eine

feste Decke über dem Hügel, wodurch sich die Gräber in alter, unveränderter Form durch die Stürme der Zeiten bis heute erhalten haben. Wäre der Raum zwischen diesen Steinreihen ebenfalls mit Erde überdeckt gewesen, so wären die Erbauer hier gewiß in der gleichen Art verfahren, wie bei den kleineren Grabhügeln. Die Erde wäre auch hier durch Verwurzelung erhalten worden und nicht spurlos verschwunden. Die massigen, schweren Steine, die in gerader Richtung fast geschlossen stehen und teilweise bis zu 2 m Höhe aus der Erde ragen, hätten die dazwischen lagernde Erde wie mit gewaltigen Klammern festgehalten, statt sie freizugeben. Die Mühe, diese Berge von Erde herauszubringen, werden sich kaum Menschen gemacht haben. Der Grund hierzu wäre auch nicht zu ersehen; denn Sand gibt es dort in Hülle und Fülle; und wenn schon die Erdmassen fortgeschafft sein sollten, um die Steine freizulegen, so müßten sie in unmittelbarer Nähe als Erhöhungen erkennbar liegen. Wäre die Erde durch Wind und Regen zerflossen, so würde sich das heute noch in der Umgebung der Steinreihen zeigen.

Die Findlinge der Sockelmauern stehen nicht im flachen Gelände, sondern auf einem natürlichen, flachen Hügel. Die Randsteine stehen fast geschlossen in ausgerichteter Reihe. Auch die christlichen Kirchen sind vielfach auf einem niederen Hügel erbaut. In der planmäßigen Verbindung der germanischen Tempelanlage mit den Grüften der führenden Sippen in der näheren und weiteren Umgebung des Tempels sehe ich die Vorstufe der späteren Kirchen mit ihren Friedhöfen.

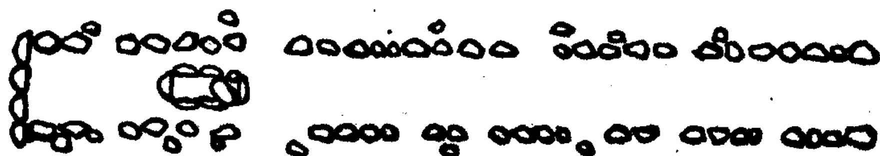
Der Tempel oder die Kulthalle war ein langgestreckter, einfacher Bau mit einem hohen, heidegedeckten Dach, das fast bis zur Erde reichte. Das Dach ruhte auf einer niederen Sockelmauer aus Findlingen. Das Gotteshaus war für Opferfeste, Opfermahlzeiten und Versammlungen bestimmt. Für die ausgedehnten Kulthandlungen war eine überdachte Halle im Winter bei großer Kälte, wenn die Witterung die Opferfeste in heiligen Hainen, an Altären im Freien nicht zuließ, eine selbstverständliche Notwendigkeit.

Was spricht denn dagegen, daß diese Anlagen Tempel gewesen sind? Will man den „Barbaren des Nordens“ die Fähigkeit zu einem solchen Bau absprechen, sie aber den Völkern des Südens ohne weiteres zugestehen? Die Fertigkeit zu solchen Bauten besaßen die Germanen, das zeigen die Tempelreste selber auf das beste. Die Erbauer verstanden sogar, diese gewaltigen Steine glatt zu spalten, herzurichten und sachgemäß zu verwenden, was ein einziger Blick in das Tiefgrab der Anlage von Steinloge (Visbeker Braut) einwandfrei beweist.

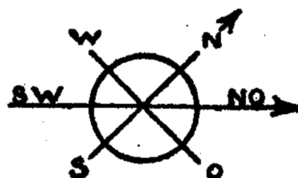
Jedes Volk, auch das primitivste, hat bei allem, was es durch die Arbeit seiner Hände errichtete, daran gedacht, es nach seiner Auffassung schön zu gestalten. Diese gewaltige Arbeit, das Fortbewegen und Aufstellen der Steine in solchem Umfang und Ausmaß, wäre sinnwidrig gewesen und hätte der Vernunft widersprochen, wenn sie nur den Zweck gehabt haben sollte, Rand- oder Ziersteine für eine Grabstätte zu bilden.

Ich kann mir auch nicht denken, daß es dem Volke genügte, die Steine nackt und kahl in langen Reihen aufzustellen und die Arbeit damit als beendet zu betrachten. Wäre der Zweck der Steinsetzung der gewesen, ein imposantes, großes Steinmal zu errichten, dann wären diese Steine wohl in ein riesiges Quadrat oder in einen gewaltigen Kreis gesetzt worden. Nichts, weder der platz, das Steinmaterial noch die Form eines Grabes hätten die langgestreckte auffallende Form bedingt, wenn nicht bestimmte praktische und technische Erwägungen sie hervorgerufen hatten. Doch fahren wir zunächst fort in der genauen Beschreibung dieser Tempelruinen.

In einem mit Föhren bewachsenen Gelände stehen die Reste der Sockelmauern des Tempels „Steinloge“ (Visbeker Braut) in fast genauer Südwest-Nordost-Richtung. Seine Länge beträgt 82 m und seine innere Breite 5½ m. Der Eingang, gleichsam das Portal, wird durch zwei 1,80 m hohe Steine an der nordöstlichen Giebelwand gebildet Die gegenüberliegende Schmalseite ist durch vier große, aufrechtstehende Granitblöcke geschlossen.







Kultstätte „Steinloge“ (Visbeker Braut)

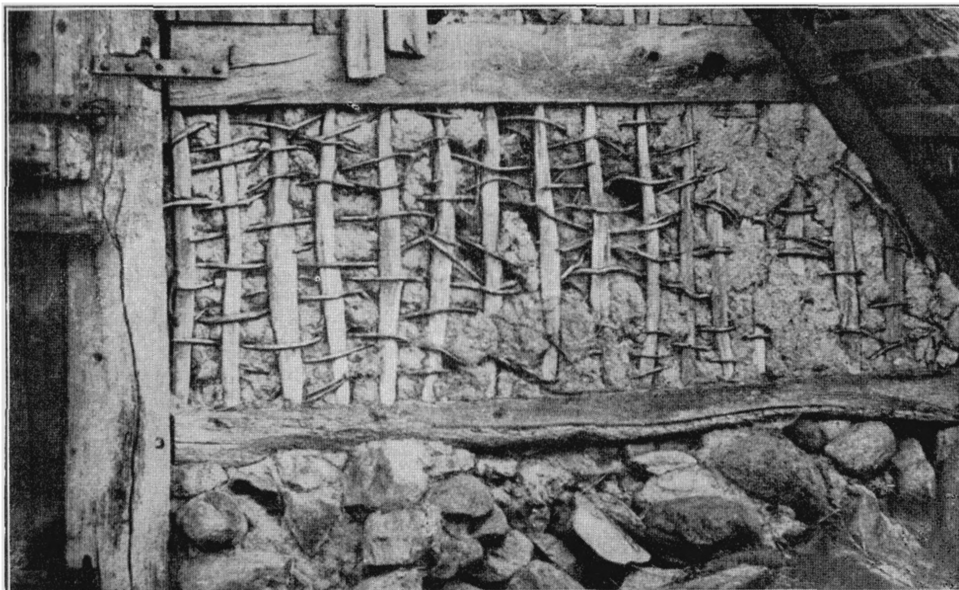
Diese Form einer Steinsetzung aus Findlingsblöcken kommt im gleichen technischen Aufbau und in gleichartiger Anlage nur noch bei den Sockelmauern der heute als Schafställe gebrauchten alten Einraumhäuser in der Heide vor. Die Steine der Tempelsockelmauern sind nur stärker und größer als die Grundmauern der im Ausmaß viel kleineren Einraumhäuser. Die großen Steine der Längswände haben teilweise eine Höhe von etwa 1,50–2 m bei einer Stärke von etwa 1 m und stehen auf dem gewachsenen Boden mit dem unteren Teil in aufgeworfener Erde und einer Humusschicht. An den Schmal- oder Giebelseiten sind besonders große Steine bis zu 2½ m Höhe aufgestellt. Die im Innern der Steinsetzung, etwa ½ bis zu ¾ m Höhe, erfolgte Aufschüttung bildete den Boden der Halle.

14 m von der geschlossenen südwestlichen Giebelwand liegt im oberen Viertel das Tiefgrab, das mit der Oberkante am Erdboden abschließt, so daß die Decksteine oberhalb der Erde liegen. Diese im Grundriß rechteckige Gruft von 1,40 m Tiefe hat eine Länge von 7 m und eine innere Breite von 1,50 m. Die Längswände sind aus je vier, die Schmalseiten aus je einem sehr großen Stein gebildet.

Die im Boden angelegte Grabkammer ist technisch mit großer Sorgfalt ausgearbeitet. Die riesigen Blöcke der Seitenwände sind glatt gespalten. Die Spaltflächen lassen erkennen, daß die Trennung



„Schafstall“, Einraumhaus, Glaner Heide





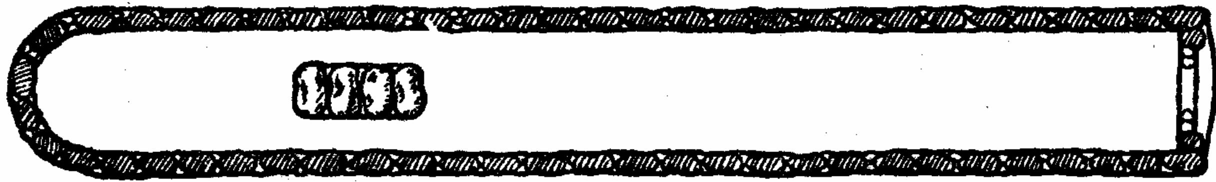
„Schafstall“ Glaner Heide
Oben Fachwerk der Giebelwand. – Unten Findlingssockelmauer

mit einem Sprengvorgang, einem Schlage geschehen sein muß. Bohrlöcher für Holzkeile sind nicht festzustellen. Diese durchaus erkennbare Spaltung wird gar nicht genug beachtet und gewürdigt, denn sie setzt ein hohes technisches Können voraus. Auffallend an dem Bau des Tiefgrabes ist auch weiter die saubere, handwerksmäßige Verarbeitung des Steinmaterials, das vor mindestens viertausend Jahren in die heute noch bestehende Lage gebracht worden ist. Die Steine sind so gestellt, daß die Wände mit den Spaltflächen nach innen eine glatte Fläche bilden. Die Lücken wurden mit kleineren Steinschichtungen ausgefüllt, der Boden mit flachen Steinen gepflastert. Man erkennt heute noch die sorgfältige Arbeit. Sie gibt Zeugnis von der großen Handfertigkeit der Erbauer, die, hiernach zu urteilen, sicher auch imstande gewesen sind, über der Grabkammer der Familie ihrer Führer ein auf der Sokkelmauer ruhendes Dach zu erbauen.

Die sehr schmale Längsform der Grundmauern des Tempels weist auf ein hohes, steiles, nach den Längsseiten abfallendes Satteldach hin, das fast bis zur Erde reichte, wie es heute noch die strohgedeckten Bauernhäuser in jener Gegend aufweisen.

Die südöstlich von Ahlhorn gelegene Steinruine, der sogenannte „Visbeker Bräutigam“[1], die an Länge, Steinzahl und auch an tadellosem Zustande einzig dasteht, verdient wohl den Ruf als eines der herrlichsten Denkmäler aus jener Zeit. Die im langgestreckten Rechteck aufgebauten Steine, die von einer Gruppe von Großsteingräbern umgeben sind und eine zusammengehörige Gesamtanlage erkennen lassen , liegen an der Engelmannsbeke bei dem Bauerngut Engelmann, die ihren Besitz in gerader Linie 500 Jahre zurückführen kann. Die Schöpfer jener gewaltigen Bau-

[1] Die Bezeichnung „Visbeker Bräutigam“ für die Steinsetzung in der Ahlhorner Heide, und „Visbeker Braut“ für die bei Steinloge geht auf eine ganz junge Sage zurück, nach der die Steine einen versteinerten Hochzeitszug darstellen; ein in der Nähe gelegenes Großsteingrab wird gar als „Brautkutsche“ bezeichnet. Man hat die wenig glücklichen Bezeichnungen auch auf die Steinsetzungen von Glane übertragen. Es wäre zu wünschen, daß man sich demnächst auf eine bessere Bezeichnung einigt.



Germanische Kulthalle, rekonstruierter Aufbau auf die Findlinge eines „Hünenbettes“.

werke versuchten bei ihren Bauten bestimmte Himmelsrichtungen einzuhalten. Dieser Tempel ist in genauer West-Ost-Richtung angelegt. Die Anlage ist im Innern 7 m breit und 102 m lang und besteht aus 120 schweren Granitblöcken.

Das Tiefgrab im oberen Teil der „Steinallee" am westlichen Kopfende hat eine Länge von 10 m. Es wird von fünf Decksteinen gebildet, von denen der größte etwa 2½ mal 3 m mißt. Sie ruhen auf den in der Erde liegenden Tragsteinen, deren Anzahl nicht genau festzustellen ist, weil sie durch die darüber lagernden Blökke verdeckt sind.

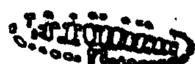
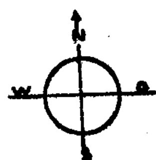
Der Zugang zur Grabkammer muß folgendermaßen gewesen sein: Die riesigen Decksteine, die das Grab für ewig zudeckten, wurden nicht mehr bewegt. Einer der Steine der Seitenwände ist aber um reichlich einen halben Meter niedriger als die übrigen. Hier war ein Zugang durch einen leichter beweglichen Stein, der eine Lücke zwischen den Tragsteinen gut schloß. Bei Nachbestattungen wurde er entfernt. Die Decksteine der Grabkammer, die gleichzeitig den Altar bildeten, waren, wie die Zwischenräume in den Seitenwänden, mit kleineren Steinen ausgefüllt. So war sicher die obere Fläche durch die in Lehm gebetteten kleinen Steine zu einer glatten Plattform, die als Altar brauchbar war, ausgestaltet.

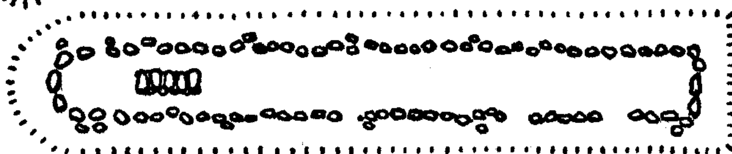
Knochenreste und Urnenscherben, die im Erdraum des Langhauses gefunden werden, dürften nur Reste sein, die aus dem einzigen großen Tiefgrab von Zeit zu Zeit, um bei Nachbestattungen platz zu schaffen, ausgeräumt worden sind. Aus Pietät hat man sie im Innern des langen Tempels beigesetzt. An anderer Stelle habe ich schon darauf hingewiesen, daß in unendlich vielen Kirchen bereits des frühesten Mittelalters unter den Steinplatten des Kirchenschiffes zahlreiche Gräber von Geistlichen und Führern gefunden worden sind. Diese Gräber füllen oft den ganzen Boden der Kirche aus.

Wenn nun behauptet wird, die Anlage wäre ein Massengrab gewesen, und dieses wäre mit den äußeren Steinreihen in der gan-

zen Ausdehnung mit Erde überdeckt gewesen, so erhebt sich die Frage, wie es denn möglich gewesen sein soll, bei Nachbestattungen in das Innere des Tiefgrabes zu gelangen? Man hatte nicht nur Steine der festen äußeren Mauern entfernen müssen, sondern zuerst auch den Berg von Erde, um an das Grab zu gelangen. Denn keine dieser Anlagen hat einen von außerhalb der Randsteine in das Innere des Grabes führenden Zugang, wie es bei den Großstein- und Ganggräbern in unmittelbarer Nähe der Fall ist. Wie man bei diesen für einen überdeckten Zugang gesorgt hat, so wäre ein solcher Gang auch bei der größten Anlage, die den Mittelpunkt bildete, besonders gut ausgeführt worden, wenn wirklich die Überdeckung mit einem Hügel dies notwendig gemacht hätte. Das Tiefgrab aber liegt frei in dem großen Raum ohne einen Zugang von den äußeren Randsteinen aus; es ist nie mit Erde bedeckt gewesen.

Der Friedhof, der sich um die Kultstätte (Visbeker Bräutigam) ausbreitet, birgt vier Großsteingräber, von denen zwei außerge-






Kultstätte „Ahlhorner Heide“ (Visbeker Bräutigam) mit vier Großsteingräbern des Friedhofs.

wöhnlich groß und gut erhalten sind. Nordwestlich vom westlichen Kopfende des Tempels liegt das „Große Ganggrab", südlich vom östlichen Ende das zweite, der sogenannte „Brautwagen", mit besonders großen, schweren Decksteinen. In unmittelbarer Nähe des Gotteshauses liegen noch zwei Steingräber, eines unberührt im Erdhügel, das andere teilweise zerstört. Die Friedhofsanlage um die Tempelhalle ist klar zu erkennen. Außer diesen vier genannten Grabstätten liegt, nicht mehr zum Friedhof gehörend, ungefähr 300 m südlich vom Tempel, jenseits der Bake, das schönste Steingrab, der „Heidenopfertisch".

Irgendwelche Beweise dafür, daß die Germanen der jüngeren Steinzeit, die Erbauer der Großsteingräber, keine überdachten Tempel gehabt haben können, fehlen völlig. Man spricht diesen Menschen, die man ganz willkürlich unter die „Primitiven" rechnet, einfach die Fähigkeit zu solchen Bauten ab, ohne es begründen zu können. Ein Volk aber, das verstand, die Wohnung der Toten aus riesigen schweren Steinen für die Ewigkeit zu bauen, war sicher bestrebt, für seine Gottheit schönere und größere Häuser zu errichten. Ein Volk, das die Technik beherrschte, die feingearbeiteten Steinwerkzeuge und Äxte von so hohen, kultivierten Formen herzustellen, hat sicher auch andere technische Leistungen vollbracht, die uns leider durch die Vergänglichkeit des Materials unbekannt geblieben sind. Einem Volk endlich, das die gewaltigen Steinblöcke weithin zu bewegen, zu spalten und abzuplatten vermochte, das die Steinkolosse aufzurichten und übereinander zu türmen verstand, das konnte sicher auch nach einem wohlüberlegten Plane den Bau eines Daches ausführen, eines größeren und schöneren als desjenigen, das es zum Schutze seiner eigenen Wohnstätten herstellte. Der höchste Gedanke der Menschheit galt von jeher der Gottesidee und dem Glauben an die Unsterblichkeit. Gotteshaus und Grab sind darum auch immer die höchsten und ersten Aufgaben der Baukunst gewesen. Der Tempel, der zu allen Zeiten die höchste Bauleistung der Völker gewesen ist, hat sein Urbild im Haus der Menschen.

In der Art, wie unsere Vorfahren aus Holz ihre eigenen Wohnstätten erbauten, errichteten sie für ihre Gottheit größere, schönere Häuser, langgestreckte „heilige Hallen“, in denen Raum für die Priester und Sippen war, wo an dem Altar geopfert wurde, wo der Priester der Gottheit die Minne trank, wo an langgestrecktem Feuer die Gemeinde saß und nach den heiligen Handlungen dem Sippenführer, dem Herzog, Huldigungen brachte und sich am heiligen Opfermale und am Umtrunk erfreute. Diese heiligen Hallen waren nicht nur Gotteshäuser und Tempel, sondern gleichzeitig Versammlungshäuser der Sippenverbände. Auch empfingen die Fürsten hier benachbarte Führer.

Die beim Bau des Tempels zu leistende Werkarbeit war folgende: Ein starker dicker Steinwall aus riesigen Findlingen, die in der Landschaft verstreut lagen, wurden als Außenwand errichtet. Diese starke Steinmauer, der heute noch stehende Rest der Kultstätten, war das Fundament, die Grund- und Umfassungsmauer des Tempels. Die Steine wurden so aufgestellt und gerichtet, daß zunächst die größten in gerader Linie und in möglichst gleicher Höhe standen. Die großen Steine bildeten mit ihrer gewaltigen Last durch ihr Eigengewicht den Kern und die Stütze des Mauerwerks, das der Last des Daches und auch dem Winddruck der riesigen Dachflächen Widerstand bot. Die schweren Steine ersetzten also durch ihr Gewicht die heutigen Bindemittel, wie Mörtel und andere. Eine Mauer aus weniger großen Steinen, als sogenannte Trockenmauer geschichtet, würde der Last des Daches nicht widerstehen können. Dort, wo einer der großen Steine niedriger ist als die anderen, wurde ein passender Stein zum Ausgleich unter den Fußbalken des Dachstuhls geschoben, so daß eine gleichmäßige Höhe der Sockelmauer entstand. Die Lücken zwischen den unregelmäßigen Findlingen wurden mit kleineren Steinen ausgefüllt und in den Fugen mit Erde, Moos und auch wohl Lehm verstopft. Dort, wo zwei der großen Steinblöcke der Mauer zusammenstoßen, liegen vielfach an der Außenseite im Humus und von diesem überwachsen noch eine Anzahl kleinerer

Steine, die später aus den Lücken gefallen sind. An verschiedenen Stellen findet man noch Füllsteine in den Zwischenräumen der großen Steinblöcke eingeklemmt. Ein gleiches Mauerwerk wurde auch in die Tragwände der Großsteingräber eingefügt; ich konnte das in der Kammer eines noch in seinem ursprünglichen Zustande vollkommen erhaltenen Grabes einwandfrei feststellen. War der niedere Unterbau als Mauer fertiggestellt, so wurde auf diesen der Rahmen aus rohen Stämmen gelegt, darauf wurden die Aufbauten des Dachstuhls, die Dachsparren, gestellt. Die ausgedehnten Wälder gaben ja Holz in großen Mengen her. Die Bearbeitung war jedoch außerordentlich schwierig, da zu jener Zeit nur sehr einfache Werkzeuge aus Stein vorhanden waren. Metalle fehlten noch ganz. Mit Feuersteinbeilen wurden die Bäume gefällt, Steinkeile dienten zum Spalten der Stämme. Als Sparren für den Dachstuhl verwendete man mittelstarke, geschälte, aber sonst unbearbeitete Rundhölzer, sogenannte Stangen. Diese Stämme waren in geradem Holz, aber nur in Längen von höchstens 7–8 m zu beschaffen, denn es konnte nur Laubholz verwendet werden, Nadelhölzer gab es zu jener Zeit hier nicht. Die spätere Zimmermannstechnik, das Anschäften der Hölzer kannte man noch nicht.

In dieser begrenzten Länge der Dachsparren liegt einzig und allein der Grund, warum die beschriebenen drei Steinsetzungen in der Ahlhorner Heide, bei Steinloge und Glane in langen, schmalen Rechtecken aufgestellt worden sind, 60, 82 und 105 m lang, aber im Innern nur 5½ und 7 m breit sind.

Hier liegt der Schlüssel zur Lösung der Frage:
Gräber oder Kultstätten?

Und die Antwort kann nur lauten: Kultstätten, Hallen, Gotteshäuser!

Die Länge des Holzes, das für die Dachsparren verfügbar war, bestimmte die Spannweite, die Breite des Hauses.

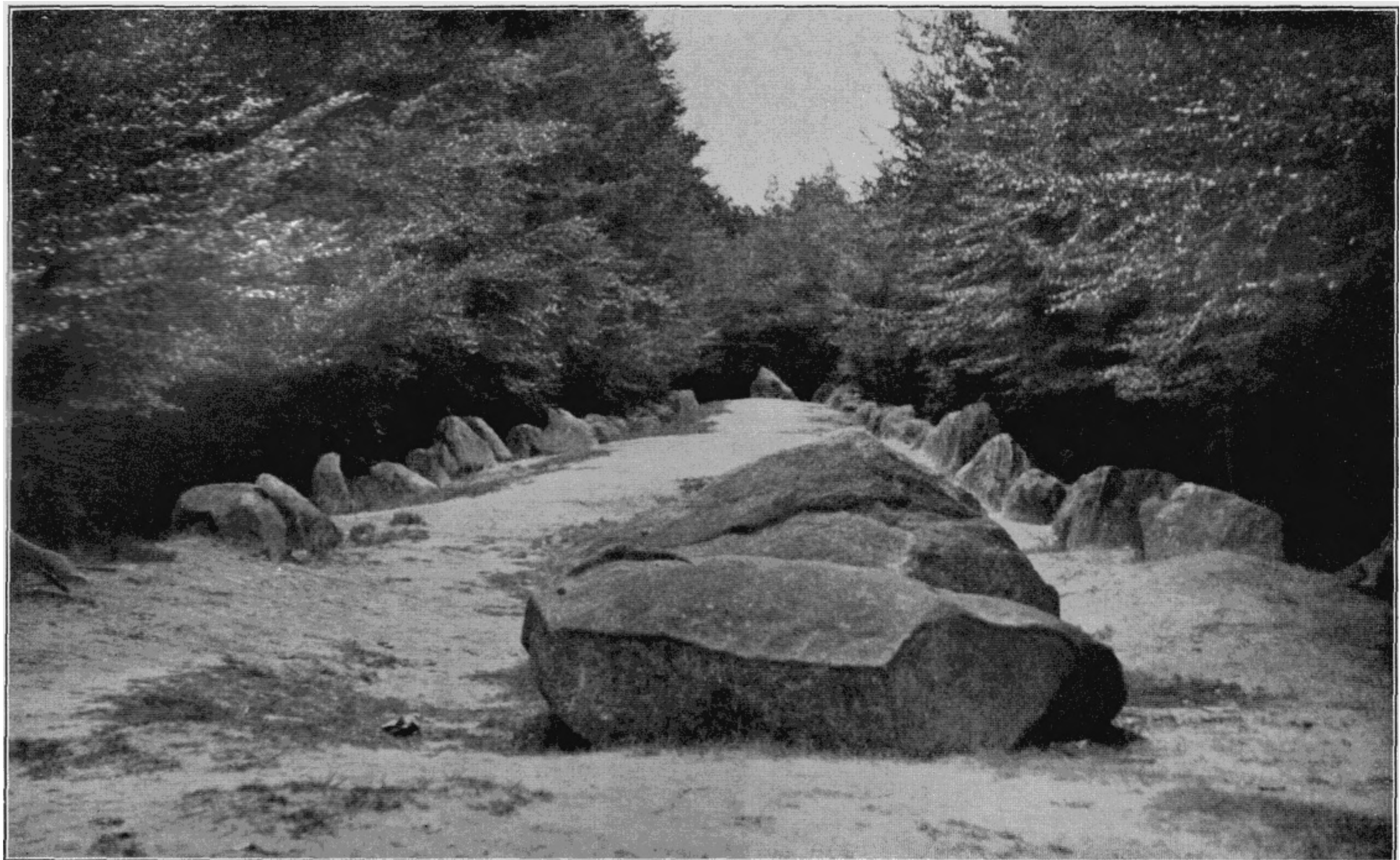
Der Abstand der niederen Längsaußenwände voneinander, also

der Abstand der Steine, die heute noch stehen, war somit bedingt durch die Länge der Sparren, die für den Dachstuhl verwendet wurden. So erklärt sich die geringe Breite des Raumes. In der Länge konnte dagegen der Dachstuhl und damit das Haus beliebig ausgedehnt werden, ob 60, 82 oder 105 m. Um Raum zu schaffen für eine große Gemeinde, mußte ja bei der geringen Breite die Länge entsprechend ausgedehnt werden. Hatten diese Sockelmauern kein Dach getragen, dann wäre kein triftiger Grund für ihren geringen Abstand voneinander gewesen, man hätte die Steinreihen nach Belieben weiter auseinander- oder näher zusammenrücken können. Nun haben aber die drei in der Ahlhorner und Glaner Heide und die im Kleckerwald bei Harburg erhalten gebliebenen Tempelreste, von denen hier gesprochen wird, fast die gleiche Breite. Auch das beweist und unterstreicht, daß diese Anordnung keine zufällige war. Sie war durch technische Erwägungen bedingt, weil die Grundmauern einen Dachaufbau trugen, dessen Ausmaße nicht im Belieben der Erbauer standen, sondern festgelegt und gegeben waren mit der Beschaffenheit des Baumaterials, der Länge der Dachsparren.

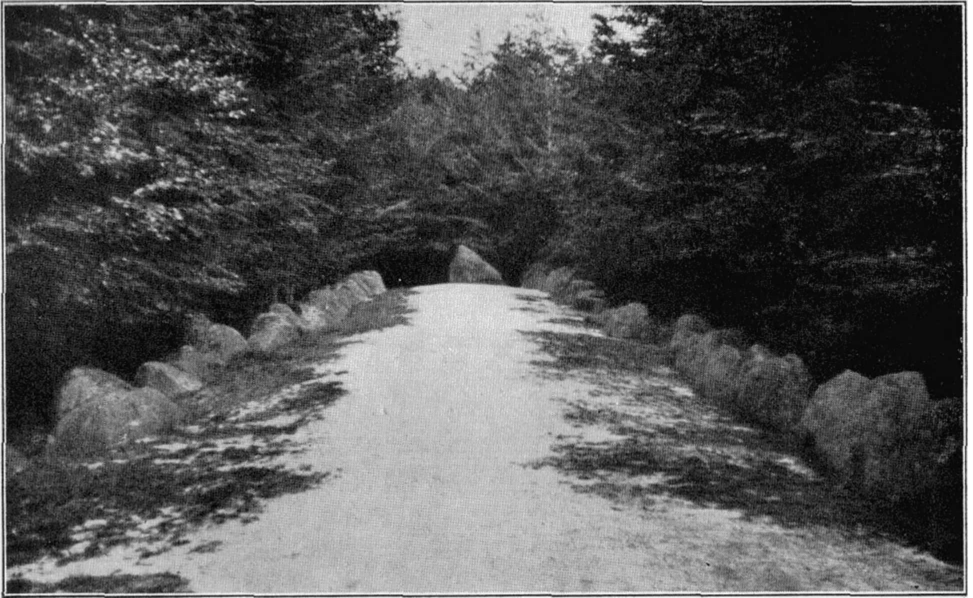
Wer unbefangen, ohne Vorurteile, die Anlagen betrachtet, wird schwerlich zu einem anderen Ergebnis kommen.

Der Bau der Urgermanen ist zuerst ein reiner Nutzbau gewesen und auch lange geblieben. Leider ist uns von den Urwerken in Holz aus jener Zeit so gut wie alles, selbst jedes Bruchstück, verlorengegangen, wie das in der Vergänglichkeit dieses Werkstoffes begründet liegt. Und doch haben wir Zeugnisse dafür, daß diese verschwundene Bauweise bedeutsamer gewesen ist, als wir heute ahnen. Die Darstellungen germanischer Wohnstätten auf den Siegesdenkmälern der Römer, z.B. der Trajanssäule, bestätigen dies.

Den Aufbau der Heiligen Hallen in der Ahlhorner, Glaner Heide und im Kleckerwald denke ich mir so:



Steinsetzung „Visbeker Bräutigam“
Ahlhorner Heide. Außen 105 m × 10 m. – Im Vordergrund Decksteine der Grabkammer, Langhaus nach Osten gesehen





Steinsetzung „Visbeker Bräutigam“
Ahlhorner Heide, oben Langhaus nach Osten, unten Grab und Apsis nach Westen.

Niedere Außenwände aus großen Granitblöcken trugen ein hohes steiles Dach ohne innere Decke. Der Fußboden war die flache Erde mit einem festgestampften Lehm-Estrich. Die Giebelwände bestanden aus starken Stämmen, die in geringen Abständen aufgestellt wurden. Die Felder des Fachwerks waren beiderseitig mit strohvermengten Lehm ausgedrückt und geglättet.

Tacitus schreibt im 16. Kapitel der „Germania“ darüber:

> „Überall verwenden sie ungefüges Holz, unbekümmert um Gefallen und Ansehen. Doch überstreichen sie einzelne Stellen (die Felder des Fachwerks) recht sorgfältig mit einer Erdart von so reinem Glanz, daß es wie Bemalung und farbige Zeichnung wirkt.“

Das Dach war mit Heide, Schilf, Stroh, Torf- oder Rasenplaggen gedeckt. Plinius sagt in seiner *„Historia naturalis“*: „Mit Rohr bedecken sie ihre Häuser, und lange hält das hohe steile Dach.“ Fenster hatte der Bau nicht. Der Innenraum lag, wie auch heute noch die große Diele der Bauernhäuser, im Halbdunkel. Der Eingangsgiebel hatte einen großen, offenen Türrahmen und darüber ein Luft- oder Rauchloch. Außerdem waren im Dach einige Öffnungen, die, ebenso wie die Unterbrechungen der Giebelwand, den Rauch des Opferaltars und der langgestreckten Feuerstellen, über die noch zu berichten ist, abziehen ließen und zugleich einiges Licht spendeten. Diese Werkweise des Blockhausbaues mit dem hohen und seitlich fast bis zur Erde reichenden, auf rohen Findlingen ruhenden Dach hat sich lange erhalten. Die älteren Holzkirchen in England und Skandinavien sind in derselben Art gebaut. Das niedersächsische Bauernhaus ist eine Weiterentwicklung des alten germanischen Wohnhauses, bzw. der Halle, und auch die christliche Langhauskirche des Nordens hat hier ihren Ursprung. Jedenfalls sind der Fachwerkbau und der stehende Blockbau mit aufrecht aneinandergestoßen Stimmen, die ältesten Formen des germanischen Holzbaues, auch hier angewendet worden. Es ist aber falsch, hier wie auch sonst, e i n e Form für die allein ursprüngliche zu erklären.

Blicken wir einmal auf die Entwicklung der Baukunst im allgemeinen zurück, so wird man zugeben müssen, daß Technik und äußerer Stil bei den Völkern des Südens wie auch bei denen des Nordens eine viel längere Entwicklungszeit durchgemacht haben, als wir im allgemeinen leichthin annehmen. Die großen antiken Tempel Griechenlands, die Theater und Thermen Roms sind die prachtvollen Enderzeugnisse vorausgegangener einfacher Anfänge, wie alles Wachsende eine Keimzelle, aus der es hervorgegangen ist, gehabt haben muß. Prüfen wir die Baukunst der Antike, aus der wir unzählige Spitzenleistungen haben, z. B. die Akropolis, den Pergamonaltar, das Markttor von Milet, die römischen Theater und Thermen und vieles andere, so müssen wir wohl zugeben, daß wir in den darüber verflossenen 2500 Jahren wenig, ja so gut wie gar nichts Neues hinzugegeben haben. Unsere großen Bauten der letzten Jahrhunderte sind doch zum weitaus größten Teil nur schlechte Kopien der Bauweise alter Zeit. Wenn sich auch mit den Jahrhunderten das technische Können verbessert. hat, so ist dieser Fortschritt an der Zeit gemessen doch sehr bescheiden. Denn der Bau der Pyramiden und der eines *Forum Romanum* würden heute sogar eine außerordentliche Leistung darstellen und das größte Können voraussetzen.

Wenn man bedenkt, daß der rein künstlerische Gedanke und die Formgebung trotz bester Vorbilder in einem Zeitraum von etwa 2500 Jahren herzlich wenig sich entwickelt haben, so darf man wohl annehmen, daß auch die Baumeister der antiken Welt, die keine so guten Vorbilder gehabt haben wie wir heute von ihnen haben, langsame Fortschritte gemacht haben müssen. Es wird eine lange Zeit vom ersten Beginnen bis zu solcher Vollendung nötig gewesen sein. Die auf uns gekommenen Bauten der Antike sind nicht die Anfänge, sondern zum großen Teil die Blüte ihrer Epoche. Es ist ein großer Irrtum, anzunehmen, die Kunst und die Technik der Ägypter, Griechen und Römer wäre in kurzer Zeit aus einem Nichts entstanden, nein, es müssen viele Vorstufen vorausgegangen sein, wie dies z. B.

die Ausgrabungen Schliemanns in Troja und andere Funde bestätigen.

Solche Entwicklungsstufen müssen wir auch bei den Bauten der Germanen voraussetzen. Die Kaiserpfalzen, die frühen Basiliken auf nordwestdeutschem Boden haben ebenfalls ihre Vorläufer gehabt. Wenn auch der Steinbau, d.h. der Steinhochbau, in Germanien erst durch die Römer eingeführt worden sein soll, so sind sicher auf steinernen Sockeln große Gebäude aus Holz wie es dem waldreichen deutschen Lande entspricht, schon tausende von Jahren eher vorhanden gewesen.

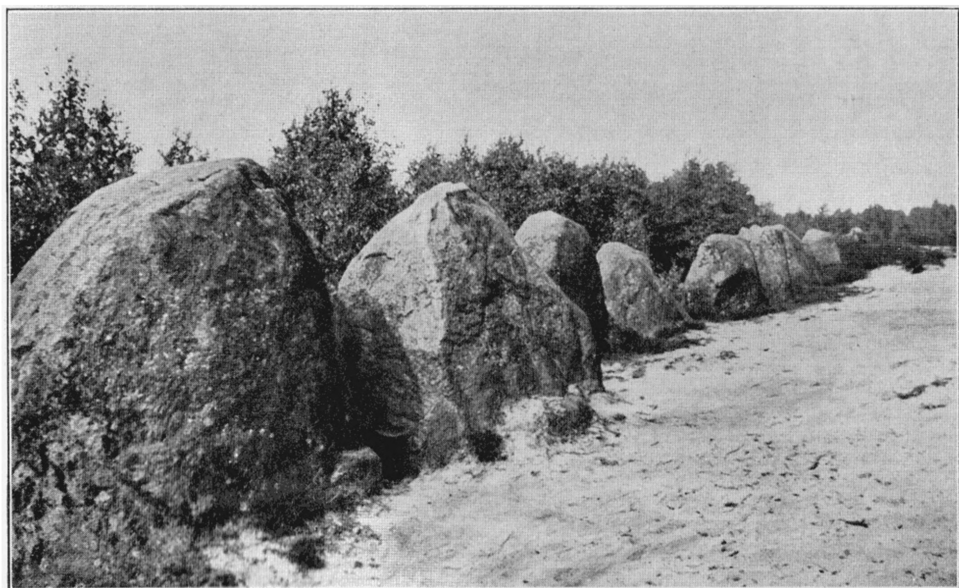
Die Steinzeitmenschen haben nicht in primitiven Höhlen gewohnt. Sie hatten, wie es das rauhe Klima des Nordens verlangte, ein schützendes Dach, stark und fest gedeckt, das allem Unwetter, jedem Regen und jeder Kälte trotzte. Sie feierten, wie wohl alle Völker zu allen Zeiten es taten, Feste in geschützten Räumen, die man sich nicht primitiv vorstellen darf. In der jüngeren Bronzezeit und in der darauffolgenden Eisenzeit muß die Holzschnitzerei schon eine sehr hohe Blüte erreicht haben, wie es viel später noch die wundervollen Schnitzereien des Osebergschiffes bezeugen, die in technischer sowie künstlerischer Ausführung bis heute wohl kaum überboten worden sind. Man muß sich die Gestaltung des inneren Tempelraumes gleichwertig und entsprechend den damaligen hochstehenden Erzeugnissen in Schmuck und Waffen denken. Ja, sicher sind diese heiligen Hallen als Gotteshäuser mit noch mehr Sorgfalt und Schönheit ausgeschmückt worden.

Die langgestreckte Halle war in zwei Teile geschieden. Dreiviertel des Baues, der Eingangspforte zunächst, war der Versammlungsraum, in dem die Kult- und Opferfeste stattfanden. Das letzte Viertel diente den Priestern und barg die Kultgeräte und den Tempelschatz. Vor dem Raum des Priesters stand der Opferaltar. Unter ihm ruhten im Tiefgrab die Gebeine der Führer, der Herzöge des Sippenverbandes. An den Seitenwänden befanden sich die Hochsitze der Priester, der Dingrichter und der Für-

sten. In der Mitte der Halle waren in Längsrichtung auf der Erde Feuerstellen angelegt. Zu beiden Seiten lagerten hier in langen Rechen die Versammelten und fanden so am Feuer willkommenen Schutz vor der Kälte des Winters.

Der Eingang zum Tempel ist bei den einzelnen Bauten nicht immer an der gleichen Stelle. Die Tempel in der Ahlhorner und Glaner Heide haben die Eingangspforte an der Schmal- oder Giebelseite gegenüber dem Altar gehabt. Bei dem Tempel „Visbeker Bräutigam“ ist diese Giebelwand aber durch mächtige Steinblöcke in gerader Linie vollkommen geschlossen. Der Eingang ist hier wahrscheinlich, vom Altar aus gerechnet, an der unteren rechten Längsseite gewesen. Der Glaner Tempel mißt in der Länge 56 m, der Tempel Steinloge 82 m; die nicht zu große Ausdehnung beider Häuser würde also den Eingang durch die Giebelwand noch zweckmäßig erscheinen lassen . Der Tempel „Visbeker Bräutigam“ ist dagegen 105 m lang. Wegen der großen Länge ist es sicherlich erforderlich gewesen, den Eingang auf die Längsseite zu legen, wie es später vielfach in alten Basiliken (Sta. Maria de Naranco) und Königshallen (Palast des Theoderich in Ravenna), die in der ähnlichen Form eines langgestreckten Rechtecks gebaut sind, anzutreffen ist.
Auch sogenannte Hausurnen, die einem Wohnhaus mit dem hohen, steilen Dach nachgebildet sind, zeigen den Eingang an der Längsseite. Der Eingang zum Innenraum der Kulthalle hat wahrscheinlich, wie auch die Türöffnung bei den Hausurnen vermuten läßt, höher gelegen als der äußere Boden, so daß einige Stufen zur Schwelle geführt haben. So wird es wohl bei der Tempelruine „Visbeker Bräutigam“ gewesen sein, da auch der innere Boden des Raumes um ½ bis ¾ m höher liegt als der Boden außerhalb des Tempels. Stufen führen fast bei allen christlichen Kirchen zu dem erhöhten Innenraum. Wenn also bei der hier liegenden Tempelanlage ein Eingang nicht einwandfrei nachgewiesen werden kann, so ist die Möglichkeit, daß er über die Grundmauer hinweggeführt hat, durchaus annehmbar. An einer Stelle der

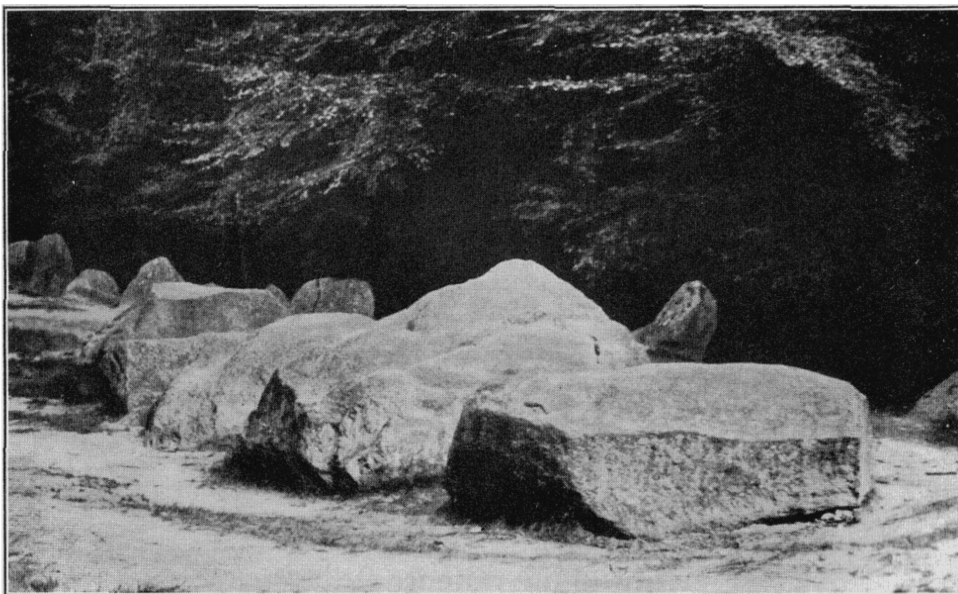




Steinsetzung „Glaner Heide“
Oben Eingang, unten linke Seitenwand

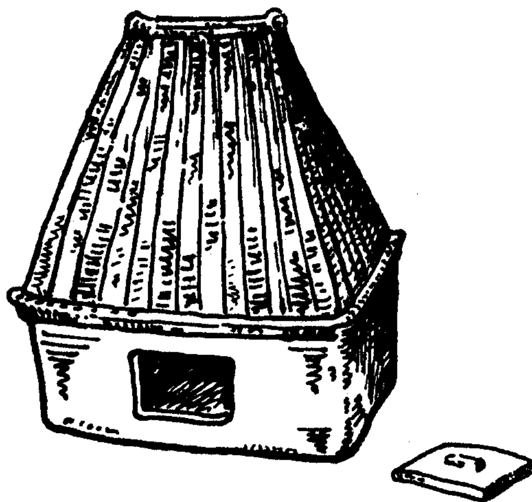


Giebelwand „Visbeker Braut“



Decksteine der Grabkammer „Visbeker Bräutigam“

südlichen Längsseite fehlt ein Teil der Sockelmauer, so daß hier, falls die fehlenden Steine nicht für irgendwelche Zwecke fortgenommen worden sind, der Eingang gewesen sein könnte. Bei der außerordentlichen Länge des Baues wird man den Zutritt zum Gotteshause in die Längswand gelegt haben, damit die Verteilung der Menschen bei Füllung und Leerung der heiligen Halle bequemer und leichter vor sich gehen konnte.



Hausurne
Museum Berlin

Die Kultfeste in diesen heiligen Hallen waren wohl keine Andachtsfeiern im heutigen Sinne, es waren Jahresfeste, Freudenfeste und Freudenmahle. Manche Festmahlzeit mag gemeinsam an dem langgestreckten Feuer der Halle gehalten worden sein.

Auf dem Altar stand in späterer Zeit der Opferkessel, ein Gefäß, in dem sich das Blut des Opfertieres befand, welches der Priester bei den heiligen Handlungen versprengte. Auch der bekannte „Eidring“, den man auch als Grabbeigabe findet, hat wohl auf dem Altar gelegen. Die Gebräuche beim Opfer und bei den folgenden Festen waren nach der zu verehrenden Gottheit verschieden. Sobald das Opfer vollbracht und aus dem Opferblut geweissagt worden war, eröffnete der Priester das Mahl, indem er den Becher oder das Trinkhorn und die Opferspeise segnete. Dann trank er die Minne der Götter, um Sieg zu erlangen, um Fruchtbarkeit und Frieden zu erbitten. Darauf folgten der gemeinsame Opferschmaus und der Umtrunk. Das Heldenhorn ging herum, es wurden feierliche Gelübde abgelegt, die man innerhalb Jahresfrist einzulösen versprach.

Zum Opfermahl wurden das Fleisch der geopferten Tiere (Rinder, Schafe, Wild), aber auch Feldfrüchte und geronnene Milch verwendet. Ein berauschendes Getränk, Met, aus vergorenem Getreide bereitet und mit Honig gesüßt, diente zum Umtrunk.

Tacitus berichtet von den Festen im 22. und 23. Kapitel der „Germania“ folgendes:

> „Dann gehen sie häufig zum Gelage. Tag und Nacht durchzuzechen, bringt keinem Schande. Häufig gibt's, wenn sie da trunken sind, Streit, und der bleibt selten bei Worten, sondern endet recht oft mit Wunden und Totschlag. Aber auch die Versöhnung des Feindes mit dem Feind, neue Schwägerschaft, Anschluß an Fürsten und sogar Krieg und Frieden wird gewöhnlich beim Trinkgelage beraten, als ob zu keiner anderen Zeit der Sinn unbeeinflußter Überlegung besser zugänglich wäre oder leichter entflammt für große Gedanken. Ein Volk ohne Arg und Falsch, eröffnet es noch die Geheimnisse seiner Brust bei ungezwungenen Scherzen. Haben nun alle ihre Meinung ohne Rückhalt aufgedeckt, so wird sie am nächsten Tag noch einmal geprüft, und jeder Zeit widerfährt ihr Recht: sie beraten, wenn sie keiner Verstellung fähig sind, beschließen, wenn sie nicht irren können.
>
> Ihr Getränk ist ein Saft aus Gerste oder Weizen, zu einer Art von Wein vergoren. An der Ufergrenze (am Rhein) erhandeln sie auch Wein. Die Kost ist einfach, wilde Früchte, frisches Wildbret, geronnene Milch. Ohne Aufwand, ohne Würzen stillen sie gerade ihren Hunger. Gegen den Durst haben sie nicht die gleiche Mäßigkeit.“

Diese Schilderung des Tacitus wird auch für die Freudenmahle nach den Opferfesten zutreffen in jenen Hallen, die er nicht für Tempel ansah.

Die Bezeichnung für das Götterhaus war gotisch *alhs*, angelsächsisch *ealh*, altsächsisch *alah*. Nicht nur der Tempel, sondern auch der Tempelbezirk wurde mit *alah* bezeichnet. *Alah* (sprich alach) bedeutet auch „eingehegter Platz“. Ortsnamen wie Ahlden,

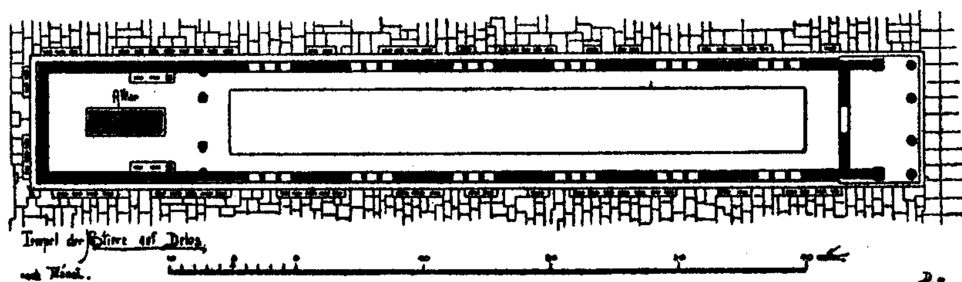
Ahlstedt, Ahlsdorf, Ahlshausen sind vielleicht auf vorgeschichtliche Kultstätten zurückzuführen, sicher ist dies bei den westfälischen Ortsnamen Alstedde und Alst, die beide auf altsächsisches *ala-stedi* (Heiligtum-Stätte) zurückgehen. Die Ahlhorner Heide, in der die erwähnten Riesentempel, die heiligen Hallen, standen, und der Ort Ahlhorn haben vielleicht auch ihren Namen als geweihte, heilige Stätten in dieser Zeit erhalten.

Die Siedlungen der Germanen waren nicht so primitiv, wie es im allgemeinen angenommen wird. Die Germanen wohnten auf Gehöften in Holzblockhäusern unter dem hohen, fast bis zur Erde reichenden Dach. Der Hof war mit einer Umhegung eingefriedet oder mit einem Knick, einem niederen Wall, umgeben, der vielfach mit einem aufrecht gestellten, mit Sträuchern durchflochtenen Zaun aus Stangenholz gekrönt war. Oft war auch noch ein schützender Graben vorhanden. Die Einhegung war nicht nur gegen Feinde, sondern auch gegen wilde Tiere angelegt.

In den Eddaliedern und den nordischen Sagas werden Königshallen erwähnt, die aus Holz auf Steinsockeln errichtet waren und vor denen der Dingplatz gelegen hat. Widukind barg seinen Schatz in einem hölzernen Schatzhaus vor den Franken. Zahllose geschichtliche Nachrichten bestätigen die Alleinherrschaft des Holzbaues aus frühester Zeit bis zur Einführung des Christentums und darüber hinaus.

Albrecht Haupt vertritt in seinem Buch „Die Baukunst der Germanen“ die Ansicht, daß die germanischen Tempel des Nordens (gemeint sind wohl die in der Edda beschriebenen) aus den frühen christlichen Kirchen entsprungen sind. Ganz sicher muß es umgekehrt gewesen sein. Die Königshallen, und damit die Tempel der Germanen, bildeten die Urformen der christlichen Kirchen auf niederdeutschem Boden. Auch der griechische Tempel hat sich aus dem urnordischen Langhaus (griech. *Megaron*) entwickelt. Ihre Erbauer entstammten der gleichen nordischen Rasse, die als Oberschicht des griechischen Volkes Schöpfer und Träger seiner Kultur war.

Der „Tempel der Stiere auf Delos“ (Insel im ägäischen Meer) aus dem dritten Jahrhundert vor Christus (Handbuch der Architektur, Bd. 1, T. 2) zeigt fast den gleichen langgestreckten Grundriß, wie ihn die Steinsetzung „Steinloge“ (Visbeker Braut) hat. Der griechische Tempel hat eine Länge von 67m und eine Breite von 8,50 m. Die Steinreste der Sockelmauern der Kulthalle bei Steinloge zeigen ein Verhältnis von 8×28 m außen gemessen. Auch in der sonstigen Anordnung besteht Ähnlichkeit, besonders in der Lage der Altäre der beiden Kulthallen. Die Bezeichnung „Tempel der Stiere“ ist auf die mit Stieren verzierten Kapitale der Säulen vor dem Altar zurückzuführen.



Tempel auf Delos

Die Oldenburger Kultstätten sind etwa zweitausend Jahre früher erbaut worden als der Tempel von Delos, der auch ein hölzernes Dach getragen hat.

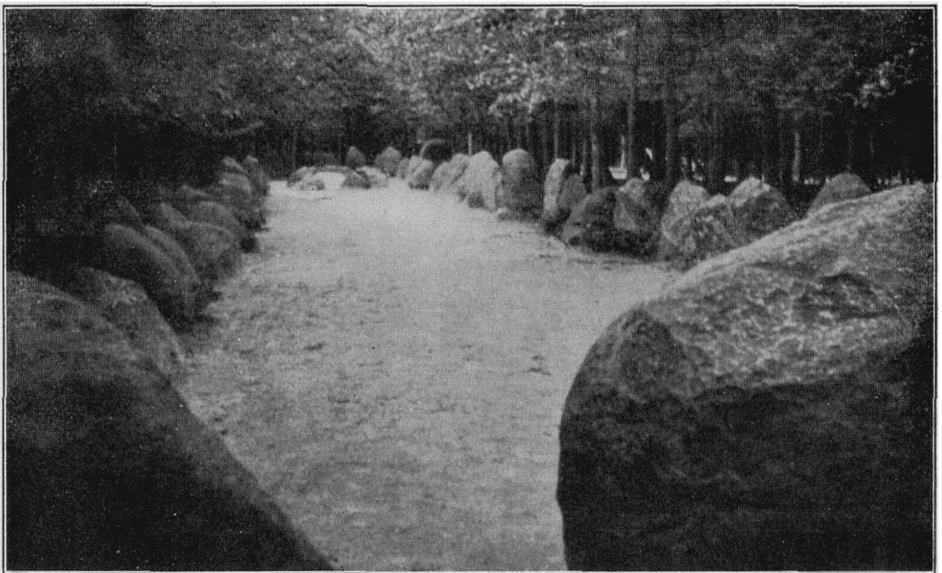
In der Gegend des heutigen Bremen dürfte dasselbe Volk gelebt haben, das in dem angrenzenden Lar- und Leri-Gau, der Ahlhorner Heide, die riesigen Kulthallen und die Großsteingräber erbaut hatte. Der Mönch Wilhado, der zwei Jahre in Friesland das Christentum gepredigt hatte, wurde 787 durch Karl den Franken Bischof von Bremen. Er weihte die erste christliche Kirche dortselbst, einen Holzbau wohl an derselben Stelle, an der ein Heiligtum der germanischen Götter zerstört worden war und wo heute der St.-Petri-Dom steht, der 1003 in seiner jetzigen Form begonnen wurde.

In unmittelbarer Nähe des Domes steht die kleinere Liebfrauen-



Steinsetzung im „Kleckerwald“
Lüneburger Heide, südlich Harburg. Innen 46 m × 5 m. Nord-Süd.

Alte Kirche in „Bispingen“, aus Findlingen erbaut



Steinsetzung im „Kleckerwald“
Mitte des Langhauses, rechte Seite 2.20 m breiter Eingang, durch hohe Steine betont, im Hintergrund das Tiefgrab

kirche aus dem n. Jahrhundert, also zwei Gotteshäuser aus früherer Zeit in unmittelbarer Nähe beieinander, wie Dom und Kapelle, dazwischen das Rathaus, an dessen Stelle in der Vorzeit der Dingplatz gewesen sein wird, dessen Wahrzeichen der Roland, das uralte Rechtssinnbild der Germanen, war.

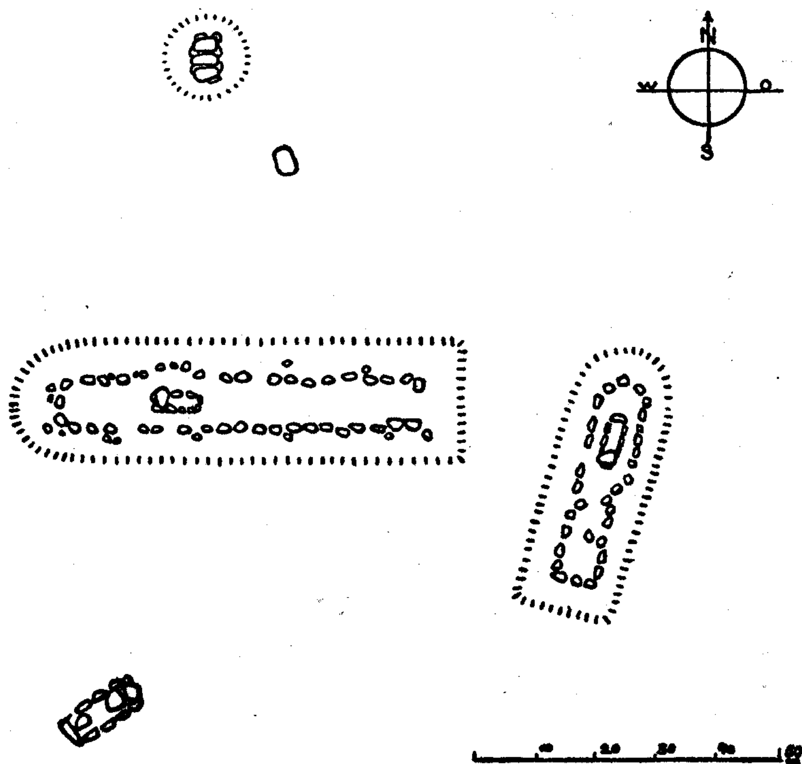
Die hölzerne Kathedrale zu Reims wird vielfach gerühmt. Wo heute das Straßburger Münster steht, war zuvor eine hölzerne Kirche und sicher vor dieser ein „heidnisches" Heiligtum. Auch in Trier, wo vor Ankunft der Römer nicht Gallier, sondern Germanen wohnten, haben neuere Ausgrabungen unter den Trümmern römischer Tempel alte Tempelanlagen der Germanen freigelegt.

Die Hallenbauten der Ahlhorner und Glaner Heide standen nicht allein. Um den großen Friedhof herum werden sich einfache kleinere Bauten, die als Unterkünfte benutzt wurden, gruppiert haben; denn die Kultfeste dauerten oft mehrere Tage. Die zu den Festen herbeigekommenen Ältesten der Sippen mußten untergebracht und bewirtet werden. So stellt sich die ganze Glaner Kultstätte als eine planmäßige Anlage dar, in der heute noch vieles erkennbar ist, was zu dem großangelegten heiligen Bezirk einer germanischen Gemeinschaft gehört haben muß.

Die Glaner Steine zeigen besonders deutlich die Halle als Mittelpunkt der Anlage; sie ist von einem Friedhof mit drei erhaltenen Großsteingräbern der führenden Sippen umgeben. Etwa 30 m nördlich der Halle liegt ein Kellergrab, weitere 10 m entfernt ein zweites; südlich liegt ein drittes Grab, dessen rechteckige Kammer eine Ausdehnung von 6 m zeigt. In der Nähe der großen Kulthalle, 40 m vom Eingang, stehen auf einem Hügel die Reste einer kleineren Halle, etwa wie in späterer Zeit eine Kapelle in der Nähe eines Domes.

Das große Gotteshaus, wie wir es jetzt nennen dürfen, liegt auf einem etwa 1½ m hohen Hügel in Ost-West-Richtung über dem Friedhof südlich des linken Hunteufers; es zeigt dieselben charakteristischen Eigenarten in der Anlage wie die „Visbeker Braut"

und der „Visbeker Bräutigam". Der Grundriß bildet ein langes Rechteck von 56 m Länge und 5 m innerer Breite zwischen den Grundmauern. Der Eingang am östlichen Giebel, der durch sehr große Steine flankiert wird, gleicht einem Portal. Am westlichen Ende liegt das Tiefgrab, 6 m lang, das mit der Oberkante an der Bodenfläche abschließt; auch hier wieder im oberen Viertel der Anlage, 18 m von der Westwand entfernt.



Kultstätte „Glaner Heide"

Im Gegensatz zur „Visbeker Braut" bildet bei den Hallen in der Glaner und Ahlhorner Heide die Außenmauer an der Rückseite, also hinter dem Tiefgrabe, einen Halbkreis. Dieselbe Form hat nach den Beschreibungen in der Edda und in den isländischen Sagas das sogenannte „*Afhus*", der rückwärtige Tempelraum, in dem der „Altar" (*stallr*) lag.

Der halbkreisförmige Abschluß der Halle an ihrem westlichen Ende kann vielleicht als Vorläufer der „Apsis" in den frühchristlichen Kirchen gelten; das Tiefgrab unter dem Altar vielleicht als Vorbild der „Krypta". Ein solcher Vergleich drängt sich auf, wenn man die beiden Anlagen im Grundriß nebeneinander hält, und wenn man bedenkt, daß wir Sicheres über die Herkunft der christlichen Kirchenformen nicht aussagen können. Sehr auffallend ist vor allem die Übereinstimmung des Tiefgrabes mit der Krypta in den frühchristlichen Kirchen Germaniens. Ursprünglich ist ja das Tiefgrab ein Ahnengrab; so ist auch der Altar der katholischen Kirchen ein „Ahnengrab" – die Reliquien der Heiligen, die in jedem Altar enthalten sein müssen, sind gewissermaßen an die Stelle der vergöttlichten Ahnen getreten. Darauf deutet auch der Name ,,Beinhaus" hin, den diese alten Krypten in manchen Gegenden führen. In der alten Kirche von Obermarsberg, der ehemaligen Eresburg, heißt die Krypta heute noch „das Heidenloch". Sollte da noch eine Erinnerung an eine vorchristliche Kultstätte hineinspielen?

Gegenüber dem Eingang der großen Halle liegt auf einem zweiten, höheren Hügel die schon erwähnte kleinere Halle, und zwar in Südwest-Nordost-Richtung. Sie ist wesentlich kleiner als jene und mißt innen 30×4 m. Aber auch diese Steinsetzung zeigt die gleichen bedeutsamen Merkmale der genannten drei großen Hallenanlagen. Das Tiefgrab liegt auch hier in dem zur Apsis abgerundeten ersten Viertel der Anlage, und zwar am nordöstlichen Ende. Diese Anlage könnte, wie schon gesagt, ein kleineres Heiligtum oder eine Grabkapelle gewesen sein, die sich zur großen Halle wie eine Kapelle zum Dom verhalt. Ein Großsteingrab wie etwa die „Hohen Steine" oder die „Kellersteine" ist es nicht, da es ebenso wie die anderen „Hünenbetten" von den Anlagen der Großsteingräber im ganzen Aufbau vollkommen abweicht. Die Steine der Außenmauer sind hier zum großen Teil nach innen gekippt. Könnte man sie wieder in ihre alte Stellung bringen, so würde sich dasselbe Bild wie bei den anderen Kultanlagen

ergeben. Auch diese Grundmauern müssen ursprünglich ein Dach getragen haben.

Bei dem Ort Kleinenkneten, in unmittelbarer Nähe des Pestruper Gräberfeldes, und an dieses anschließend, liegt die fünfte Kultstätte, die ich im südlichen Oldenburg fand. Auch hier ist wieder die Gesamtanlage, der vom Friedhof umgebene Hallenbau zu erkennen. Auf einer niedrigen Erhöhung stehen die Reste der Sockelmauern; die Nord-Süd-Richtung ist genau eingehalten. Die innere Länge des Raumes zwischen den Steinreihen beträgt 48m, die innere Breite 6,50 m. Das Tiefgrab liegt 16 m von der nördlichen Giebelwand, dieser Raum bildete etwa das „Allerheiligste". Die „Krypta" hat eine Länge von 5 m und eine Breite von 2 m. Ein riesiger Deckstein, der das Fundament des Altars bildete, hat eine Größe von 3,50×2,50 m. Der Boden der Anlage ist stark durchwühlt, wodurch Vertiefungen und daneben Erhöhungen entstanden sind, so daß die Fläche des Langhauses nicht die genaue Ebene zeigt wie die anderen Anlagen gleicher Art. Von den Steinen der Sockelmauer fehlen mehrere, die wohl beim Bau der umliegenden Bauernhöfe verwendet wurden. Von dem Deckstein des Tiefgrabes ist ein Teil abgesprengt; fünf Bohrlöcher zeigen, daß noch mehr abgesprengt werden sollte.

In unmittelbarer Nähe dieser Anlage, und offenbar zu ihr gehörend, liegen auf einer anderen Erhöhung zwei Großsteingräber, deren Grabräume zum Teil zerstört sind; einige Decksteine lassen die Größe der Gräber erkennen, die von Randsteinen umgeben waren.

Die Anlage der Kulthalle und der Grabhäuser läßt auch hier wie bei der Anlage des „Visbeker Bräutigams" und den „Glaner Steinen" die planmäßige Anlage von „Gotteshaus" und „Gottesacker" erkennen. Die unmittelbare Nähe des ausgedehnten Pestruper Gräberfeldes mit seinen vielen Hunderten von Grabhügeln der Bronze- und Eisenzeit zeigt ja, daß dieses Gebiet von der Steinzeit bis in geschichtliche Zeiten in ununterbrochener Folge von einem bodenständigen Volke besiedelt war.

Die große Steinsetzung bei Emmern, Provinz Drenthe (Holland), die von J. H. Holwerda untersucht worden ist (Prähistorische Zeitschrift, 1914, Bd. VL), weist dieselben Eigenarten auf wie die Steindenkmäler in der Oldenburger Heide. Sie hat jedoch wesentlich geringere Ausmaße. Im Aufbau der äußeren Steinsetzung und im Bau der Tiefgräber – hier sind es zwei in einer Anlage – ist die Ähnlichkeit mit den hier beschriebenen unverkennbar. Auch diese Steinruine wird ein Dach getragen haben.

Man könnte diesen Bau als „Mausoleum" bezeichnen oder sie mit den späteren Grabkapellen vergleichen.

*

Außer diesen fünf oben beschriebenen langgestreckten Stein-Setzungen im südlichen Oldenburg, die ich als die Kernsteine der Sockelmauern von Kulthallen bezeichnete, untersuchte ich noch die Steinsetzung im „Kleckerwald", 12 km südlich von Harburg, Station Klecken, die in ihrem ganzen Aufbau dieselbe Eigenart zeigt. Auch dieses als architektonisch anzusprechende Gebilde in der Lüneburger Heide weicht vollkommen von der Form der Großsteingräber bei Fallingbostel ab, die Anlagen haben nichts Gemeinsames als das Steinmaterial. Ganz besonders tritt hier der Unterschied zwischen dem Großsteingrab und der Sockelmauer eines Hallenbaues in Erscheinung, so daß gar nicht der Gedanke aufkommen kann, die beiden Steinbauten hätten dem gleichen Zweck gedient. Bei den Steinbauten von Fallingbostel tritt der klare, eindeutige Bau eines Totenhauses, eines Erbbegräbnisses großer Sippen zutage. Bei der im langen Rechteck, in geraden Linien angelegten Steinsetzung im Kleckerwalde, mit dem Tiefgrab am Ende, tritt der Raumgedanke einer langen, gedeckten Halle besonders eindringlich in die Erscheinung. Eigentlich ist es kaum zu begreifen, daß an dieser Steinsetzung nicht schon eher erkannt wurde, daß diese Steinreihen ein Dach getragen haben müssen. Denn auch hier drängt sich die Frage auf: Weshalb sind die Steinreihen so schmal und so lang in geraden Linien aufgerichtet, weshalb ist die Anlage nicht in einer anderen

Form, etwa quadratisch, rund oder oval aufgebaut; weshalb liegt das Tiefgrab nicht in der Mitte, sondern betont an einem Ende der Anlage? Die Antwort kann nur dieselbe sein, wie bei den Steindenkmälern der gleichen Art im Oldenburger Lande:

Die Länge der Dachsparren bestimmte die Breite des Raumes!

Die Steinreihen im Kleckerwalde zeigen eindringlich den Grundriß einer Halle, und zwar in denkbar bester Erhaltung. Der in der Richtung Nord-Süd angelegte Raum mißt im Innern 45,70 m Länge und 5 m Breite. Das Tiefgrab, dessen Decksteine auch hier wohl das Fundament des Altars bildeten, liegt vom nördlichen Giebel 9 m entfernt; die Grabkammer hat eine Länge von 6 m und eine Breite von 1,80 m, wobei das Langhaus, das Schiff der Halle 30 m in der Länge mißt. Der Eingang liegt, vom Altar aus gesehen, in der Mitte der Ostseite der Hallenmauer. Der Raum für die Kultgeräte, der Raum des Priesters, das „Allerheiligste" oder die „Apsis" ist stark betont, ebenso die Anlage der „Krypta" und des großen Raumes für die Gemeinde. Von der Steinsetzung sind fast alle großen Kernsteine, die durch ihr Eigengewicht die Stütze der Sockelmauer bildeten, erhalten. 72 große Steine stehen durchweg in ihrer ursprünglichen Lage. Die großen Decksteine des Tiefgrabes, die für spätere Bauten sehr begehrt waren, sind leider bis auf einen verschwunden.

An beiden Enden der linken Seite der Anlage ist je ein sehr großer Stein aufgestellt; willkürlich als „Wächtersteine" bezeichnet. Diese beiden Steine gehören nicht zum ursprünglichen Aufbau der Anlage, sie sind erst in neuerer Zeit hier aufgestellt worden, wie sich noch deutlich erkennen läßt. Alle Steine der eigentlichen Sockelmauer stehen nämlich mit dem unteren Teil in der Erde, während die beiden „Wächtersteine" hochkant auf dem Boden aufgestellt sind; damit sie aufrecht stehen bleiben, hat man unten eimergroße Findlinge untergelegt. Auch die Form der Steine, die an einer Seite eine Spaltfläche zeigen, weist darauf hin, daß sie ursprünglich anderen Zwecken gedient haben. Sie dürften die

Decksteine von Großsteingräbern gewesen sein, die zu dem Friedhof, dem Gottesacker des Gotteshauses gehörten, und vielleicht beim Bau der Straße, die in kurzer Entfernung vorbeiführt, beseitigt und hier aufgestellt sind. Diese beiden hier hoch aufgerichteten Steine müßten entfernt werden, da sie das Bild stören und zu falschen Beurteilungen führen.

Ursprünglich sollen hier acht Steinbauten vorhanden gewesen sein, die größtenteils in früheren Jahrhunderten zu Straßenpflasterungen und Häuserbauten verschleppt worden sind. Auch diese dürften Großsteingräber gewesen sein, die zum Friedhof der Kulthalle gehörten.

Die Steinreihen im „Kleckerwalde“ sind als Reste eines Heiligtumes von außerordentlicher Bedeutung für die Ur- und Vorgeschichte der Nordwestgermanen; sie sind geeignet, meine Vermutungen über die Hallenbauten im Oldenburger Lande vollauf zu bestätigen.

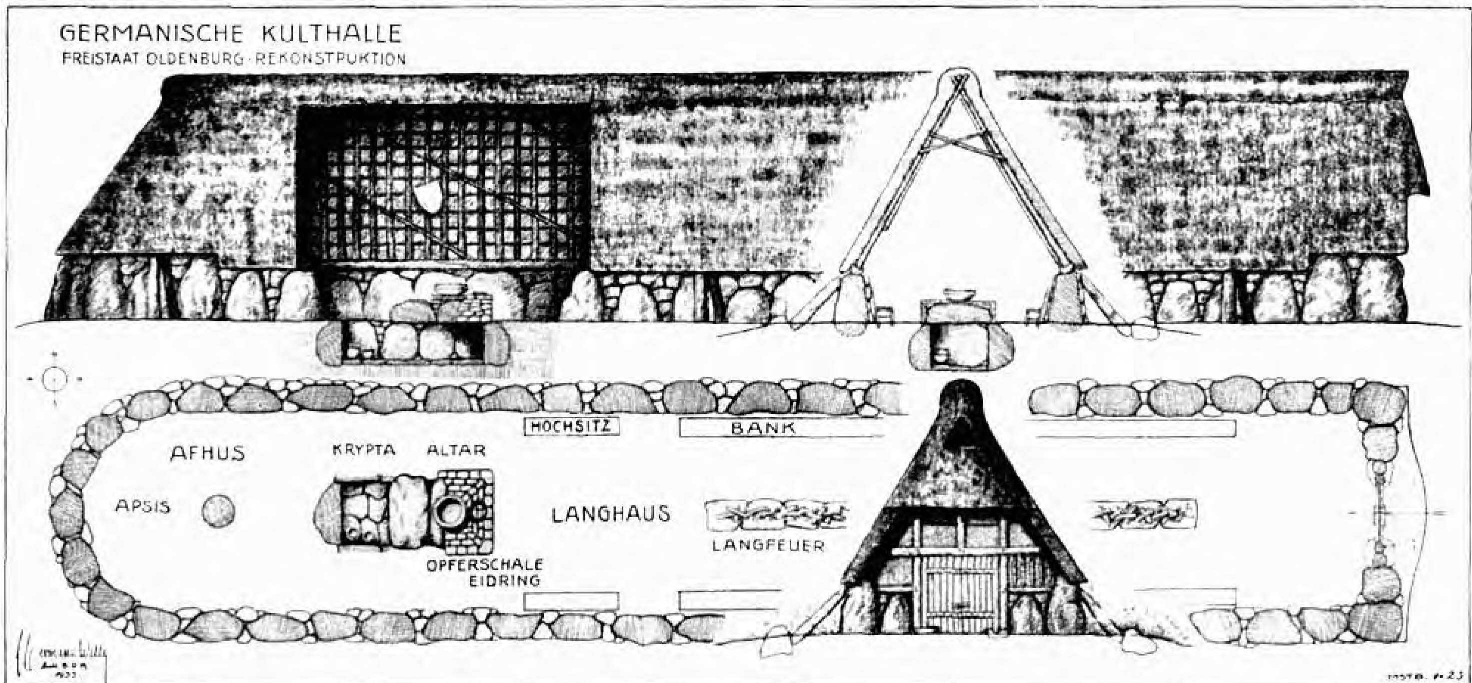
Überraschend ist wiederum die Ähnlichkeit mit einer der frühesten Kirchen der Lüneburger Heide. Etwa 18 km von Soltau, nach Lüneburg zu, liegt eines der ältesten Heidedörfer, der Ort Bispingen, mit einer aus Feldsteinen erbauten uralten Kirche. Die Rechteckform ohne Turm mit der gerundeten Apsis und den mächtigen Strebepfeilern, die ebenfalls aus Findlingen erbaut sind, lassen vermuten, daß dieses Gotteshaus an der Stelle und aus dem Material eines germanischen Gotteshauses erbaut worden ist. Eine mächtige alte Linde beschattet Kirche und Friedhof.

Auch die sogenannte „Heidenkapelle“ auf dem Tönniesberge bei Oerlingshausen, unweit Detmold, wird in vorchristlicher Zeit kultischen Zwecken gedient haben. Dieses aus Findlingen errichtete Bauwerk ist in Kalkbrei gemauert; der Innenraum ist zweiteilig, das obere Drittel hat eine „Vertiefung“, in der eine eiserne, frühgeschichtliche Axt gefunden worden ist. Der kleinere abgeteilte Raum des rechteckigen Baues liegt nach Osten. Eine teilweise noch erhaltene halbhohe Zwischenwand hat die Räume getrennt, auch sind Ansatzspuren einer einstigen Bedachung vorhanden. Dieser noch

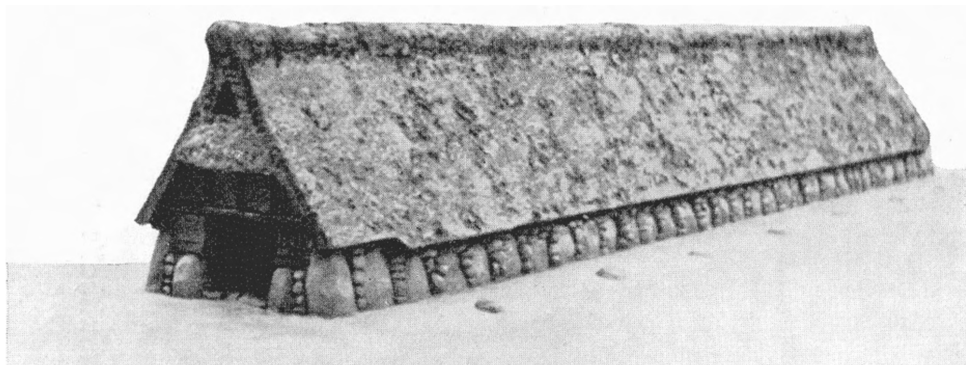
unerklärte, stark verfallene Steinbau weist ebenfalls die charakteristische Form einer altgermanischen Kulthalle auf. Wird doch auch von der Wittekindskapelle an der Weserscharte berichtet, daß sie von den christlichen Mönchen an der Stelle einer altgermanischen Kultstätte errichtet worden sei.

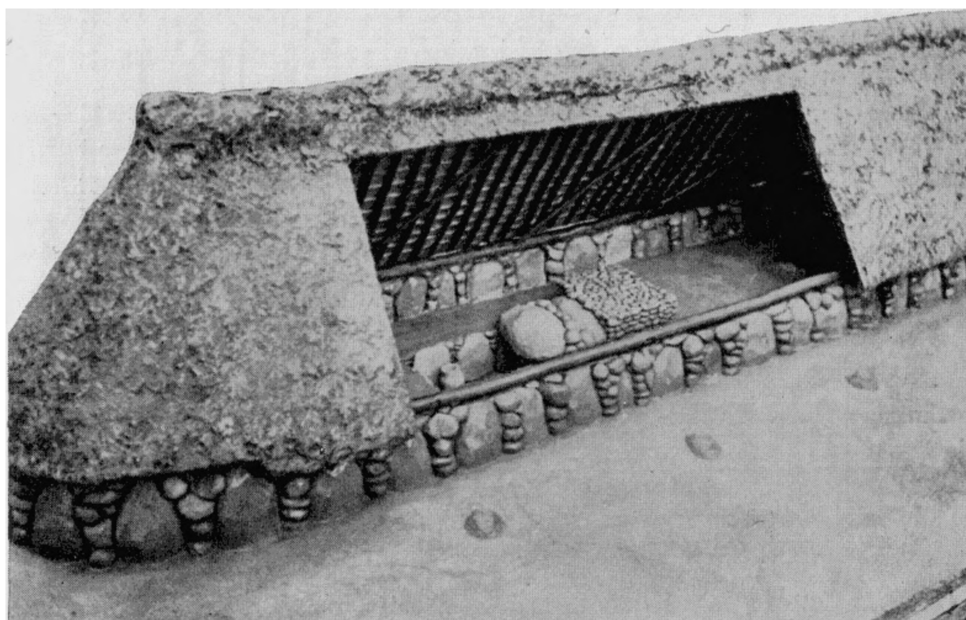
Wir finden also, so können wir das Ergebnis dieser letzten Untersuchung kennzeichnen, von den vorchristlichen Gotteshäusern der niederdeutschen Stämme zu den frühesten christlichen Gotteshäusern einen lückenlosen Übergang; es lag keineswegs der plötzliche Bruch des Alten und der Einbruch der neuen Form vor, vielmehr ist das Neue ganz allmählich an die Stelle des Alten getreten. Und dieser Übergang findet, wie mir von befreundeter Seite bestätigt wird, auch in der sprachlichen Entwicklung einen klaren Ausdruck. Der Heliand, die altsächsische Evangelienharmonie, deren Zweck es war, den gewaltsam bekehrten Sachsen den neuen Glauben innerlich nahezubringen, hat uns eine Fülle von Anschauungen und Wendungen überliefert, aus denen sich ein lebendiges Bild vom altsächsischen Leben um das Jahr 800 ergibt. Wir finden hier die Zustände und Ereignisse in Palästina um die Zeit Christi unter den Gestalten und in den Farben altgermanischen Lebens geschildert; und selbst da, wo fremdländische Verhältnisse vorwalten, fehlt selten das altsächsische Wort, das diese Dinge ohne weiteres in die Heimat versetzt. Aus diesen Wendungen und aus ihrer Anwendung auf die uns bekannten biblischen Gegenstände läßt sich erschließen, was an verwandten und entsprechenden Gegenständen im alten Deutschland vorhanden gewesen sein muß.

Sehr beachtenswert ist es nun in diesem Zusammenhange, daß dem Helianddichter bei der Schilderung des Tempels zu Jerusalem heimische Begriffe und Worte zur Verfügung stehen, die sowohl dem Dichter, wie auch dem Hörer ganz geläufig gewesen sein müssen; denn es ist ja nicht so, daß der Dichter diese Worte erst zum Zwecke der Schilderung eines fremdländischen Bauwerkes erfunden hätte. Es handelt sich außerdem um Bezeichnungen, die in ih-



Aus einem Hünenbett rekonstruierte Kulthalle





Modell einer rekonstruierten Kulthalle
Unten Ausschnitt mit Grab und Altar
Hergestellt vom Verfasser für das „Väterkunde-Museum"

ren Wurzeln schon in die indogermanische Vorzeit zurückgehen, die also mindestens schon in der Bronzezeit gemeinsame Einrichtungen und Begriffe der nordischen Völker wiedergegeben haben müssen.

Der Tempel zu Jerusalem erscheint im Heliand allgemein unter dem Namen „*Alah*" (spr. alach). Das Wort heißt im Gotischen „*alhs*", angelsächsisch „*ealh*" und bedeutet einen Kultraum, ein Heiligtum. Das lautlich genau entsprechende lateinische „*arx*", Burg, läßt das Alter und den ursprünglichen Sinn des Wortes erkennen: es handelt sich ursprünglich um einen von Steinen umhegten, umschlossenen Raum. Dieselbe Urform läßt sich aus einer anderen Bezeichnung des Kultraumes erschließen: althochdeutsch „*haruc*" oder „*harag*" bedeutet ebenfalls das Heiligtum oder den Kultraum, dessen Form noch aus dem nordischen „*hörgr*", dem „Tempel" oder Langhaus zu erkennen ist. *Harg, hörgr* aber entspricht genau dem lateinischen „*carcer*", bedeutet also wiederum einen von Steinen gebildeten, geschlossenen Raum. Vielleicht können wir in diesem „*carcer*" sogar ursprünglich das Tiefgrab, die Urform der „*cella*" oder des Kellers erblicken.

Wir haben nun oben dargestellt, wie im isländischen Tempel das Langhaus, der Versammlungsraum des Volkes, den größeren Raum des gesamten Gebäudes einnimmt, während das *Afhus* der Raum um den Altar, gewissermaßen das „Allerheiligste", an dem einen Ende bildet, wo in den steinernen „Hünenbetten" das Tiefgrab liegt. Dieselbe Vorstellung liegt nun offenbar den genannten Ausdrücken im Heliand zugrunde: der *Alah* ist der große Versammlungsraum des Volkes, während das „Allerheiligste" des Tempels, das *Afhus* Islands, als „*Wîh*" bezeichnet wird. *Wîh* bedeutet das Heiligtum, als Adjektiv „heilig" (*wîhe nacht* = heilige Nacht; Weihenstephan = heiliger Stephan); es entspricht dem lateinischen „*vicus*", das wiederum einen abgegrenzten Raum bedeutet. Diese Einteilung läßt sich nun aus verschiedenen Wendungen des Heliand deutlich erkennen. So heißt es von Zacharias (Vers 103 ff.):

endi gêng im the gihêrôdo man
an thana wîh innan, that werod ôdar bêd
umbi thana alah ûtan.

„Und es ging der here Mann
zum Allerheiligsten (*wîh*) innen, das übrige Volk wartete
ringsum in Tempelraum (*alah*) daußen.“

Und später heißt es von Simeon im Tempel (463 ff.):

Thar fundun sea ênna gôdan man,
alan at them alaha, adal-boranan;
the habda at them wîha sô filu wintrô endi sumarô
gilibd an them liotha.

„Da fanden sie einen guten Mann,
einen alten im Tempel, einen edelgeborenen;
der hatte bei dem „*Wîh*“ so viele Winter und Sommer
gelebt bei dem Lichte.“

Es wird auch berichtet von den Lehren Christi (4248):

the he thâr an themu alahe gisprak, waldand an themu wîhe –

„die er dort in dem Tempel (*alah*) verkündete, der Waltende vom Weihtum“ (*wîh*); offenbar sitzt der lehrende Christus hier bei dem „*Wîh*“, und das zuhörende Volk ist im „*Alah*“ versammelt.

Die Schilderung eines solchen germanischen Gotteshauses klingt noch in den Versen durch (4277 ff.):

quâdun that ni wâri gôdlîkora
alah obar erdu thurh erlo hand,
thurh mannes giwerk mid meginkraft,
rakud arihtid.

„Sie sagten, daß nicht wäre ein herrlicheres
Gotteshaus über der Erde durch der Edlen Hand,
durch Mannes Gewerk mit mächtiger Kraft,
ein Gebäude errichtet.“

Daß sich im *Afhus*, im Altarraum des Gotteshauses, das Schatzhaus oder die Kammer mit den Tempelschätzen befand, haben wir schon oben erwähnt. Auch diese Anschauung lebt im Heliand noch weiter (3765):

Thô quam thâr ôk ên widows tô,
idis arm-skapan endi te themu alaha gêng,
endi siu an that tresur-hûs twêne legda
êrine skattôs.

„Nun kam auch eine Witwe hinzu,
eine Frau armselig, die zu dem Gotteshaus ging,
und sie in das Schatzhaus zweie legte
eherne Schatzmünzen."

Das Gleichnis von dem Scherflein der Witwe ist hier also ganz in altgermanische Verhältnisse übertragen, wie wir sie bei den isländischen Gotteshäusern später noch wiederfinden.[1]

Der *„Alah"* das Gotteshaus, mit dem *„Wîh"*, dem Tiefgrab, dem Altar darin, ist also eine uralte germanische und arische Überlieferung, und sie ist bis in die Zeit der gewaltsamen Bekehrung hinein lebendige Wirklichkeit geblieben.

Später noch finden wir dieselben Vorstellungen in den Berichten über die Besiedlung Islands wieder; man hat geglaubt, diese „Tempel" seien, da sie erst um das Jahr 1000 n. Chr. erwähnt werden, bereits nach dem Vorbilde der christlichen Kirchen angelegt gewesen. Ein Vergleich mit dem, was uns der Heliand berichtet, und vor allem mit dem Befunde der „Hünenbetten" zeigt uns, daß auch in Island nur eine sehr alte Überlieferung im Hallenbau weiterlebt. In der Geschichte von Thorolf Mostrarskegg, der als einer der ersten nach Island fuhr, wird erzählt, er habe den Tempel in seiner norwegischen Heimat abgebrochen, das Holz und auch die Erde unter der Erhöhung, auf der Thors Bild ge-

[1] Nach Mitteilungen von J. O. Plaßmann, Münster.

standen habe, mitgenommen in seine neue Heimat. Diese heilige Erde würde etwa der Erde um das Tiefgrab entsprechen, die ja auch als Ahnenerde mit besonderer „Erdkraft“ (nord. *iardarmegin*) erfüllt war. Die Hochsitzsäulen, ins Meer geworfen, zeigen ihm dann die Stelle, wo er nach göttlichem Willen in Island landet. ,,Er errichtete dort ein großes Gehöft an der Hofswag (Hofsbucht), das er Hofstadir (Hofstätte) nannte; dort ließ er er einen Tempel aufführen, und es war ein großes Gebäude. Eine Tür war an der Längsseite nahe dem einen Ende; im Innern standen die Hochsitzsäulen, und es waren Nägel darin, die hießen Götternägel. Darinnen war eine große Freistätte. Weiter drinnen im Tempel war ein Raum, ähnlich wie jetzt ein Chor in den Kirchen. Dort stand eine Bühne mitten im Boden, wie ein Altar, und darauf lag ein Ring, der nicht schloß, der zwanzig Oeren wog (1 oer =26,72 gr), und auf diesem sollten alle Eide geschworen werden.[1] Diesen Ring sollte der Tempelpriester bei allen Versammlungen am Arm tragen. Auf der Bühne sollte auch ein Opferbecken stehen mit einem Sprengwedel darin, und damit sollte man aus dem Becken das Blut spritzen, das Opferblut genannt wurde: das war das Blut, welches gewonnen ward, wenn man Tiere schlachtete. Um die Bühne war den Göttern eine Abseite eingerichtet“ (Thorolf Mostrarskegg. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg).

Der „Raum, ähnlich wie jetzt ein Chor in den Kirchen“, ist ganz offensichtlich das „*Wîh*“ des Heliand, während die „Bühne mitten im Boden, wie ein Altar“ als Ersatz an die Stelle des alten Tiefsteingrabes getreten ist, das natürlich in einer neu besiedelten Gegend fortfiel; aber noch tritt die Erde, die aus dem heimischen Gotteshaus von dem Ahnengrab mitgebracht ist, an seine Stelle. Wir dürfen also diesen Tempel mit dem vorgeschichtlichen „Gotteshaus“ sehr nahe zusammenrücken. Aber auch die Maßverhältnisse einer solchen Halle – in diesem Falle freilich eines Wohnhauses – sind uns beschrieben, und zwar in der Sage von

[1] Der „Eidring“ wird vielfach fälschlich als Halsring bezeichnet.

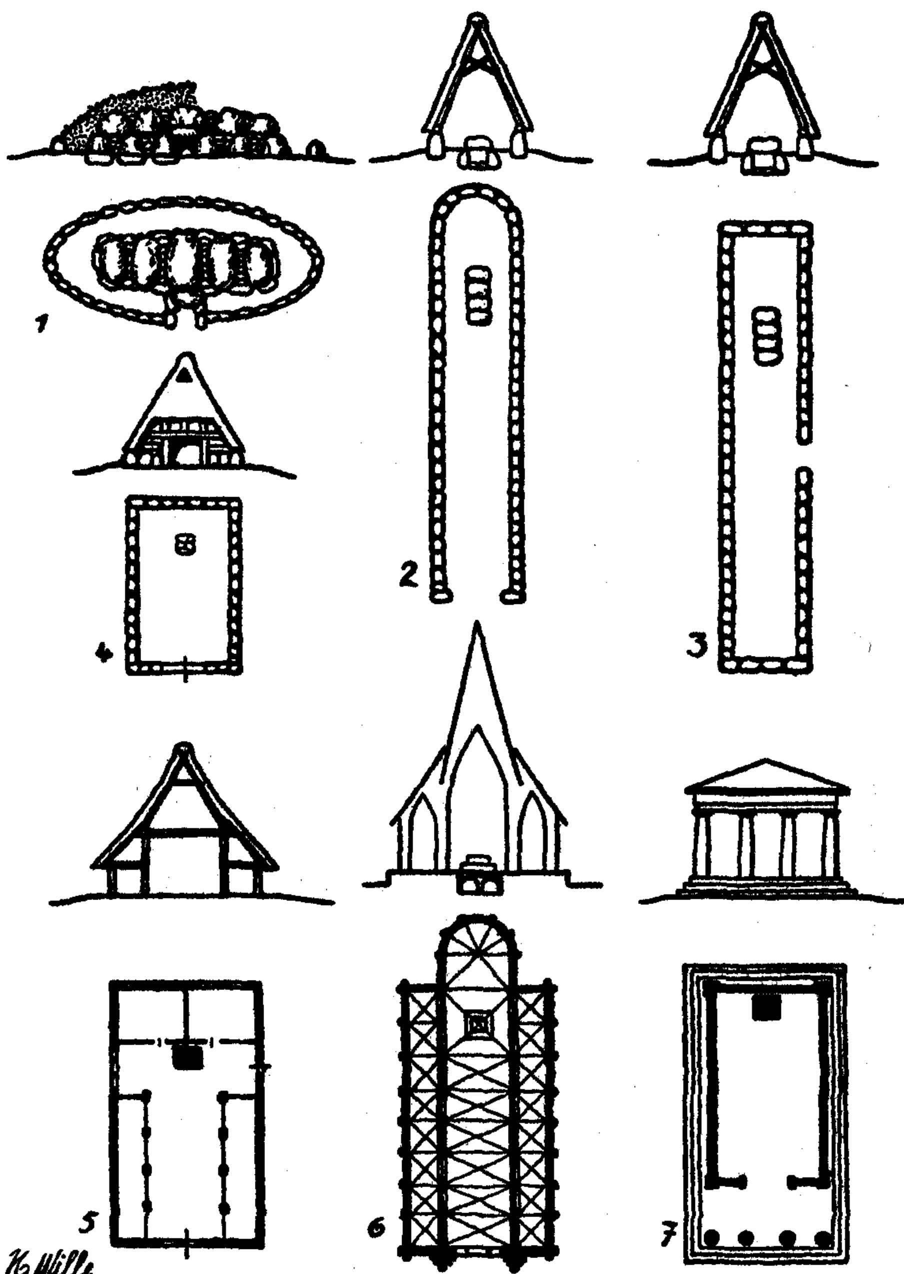
Gisli dem Geächteten (Hanseatische Verlagsanstalt; S. 47): „Das Wohnhaus war 100 Klafter lang und 10 Klafter breit; aber außerhalb, an der Südseite, etwas niedriger war das Frauenhaus."

Das Verhältnis 1 : 10 von Stirnwand und Seitenwand entspricht also außen gemessen ziemlich genau dem des „Visbeker Bräutigam" (etwa 105 : 10), der „Visbeker Braut" (etwa 82 : 8), Glaner Steinsetzung (etwa 60 : 6) und der Sockelmauer im Kleckerwald (etwa 60 : 6).

Außer den beschriebenen Heiligtümern wird es natürlich noch eine Anzahl Tempel in diesen Gauen gegeben haben, wie z.B. in den Orten Wildeshausen, Dötlingen, Hundlosen, Großenkneten, Visbek, Delmenhorst, Wardenburg, Kirchhatten und überall dort, wo Kirchen aus frühester Zeit gestanden haben und stehen.

Die Kultstätten wurden von den Mönchen, die die neue Lehre verkündeten, zerstört. Gut erhaltene heilige Hallen wurden in christliche Kirchen umgewandelt, nachdem der Teufel und alle bösen Geister (das waren nach Ansicht der Mönche die Götter) daraus vertrieben, das Innere mit Weihwasser besprengt und so der Gottesraum zu einer christlichen Kirche geweiht worden war. An den Stellen, an denen Heiligtümer zerstört wurden, erbaute man mit den Resten des Materials, den großen Granitblöcken, christliche Kirchen, um dem Volk an der gewohnten Stätte in christlich geweihten Gotteshäusern die neue Lehre zu verkünden. So ist es erklärlich, daß keine Kulthallen in ursprünglicher Form auf uns gekommen sind und auch keine Chroniken davon berichten.

Die Kulthallen in der Ahlhorner Heide, bei Steinloge sowie das Glaner Heiligtum wurden zerstört, aber nicht wieder aufgebaut. Vielleicht hat, auch hier vernichtend, Karl der Franke eingegriffen, die Tempel verbrannt, viele Bauern fortgeführt, so daß die dichte Besiedelung zurückgegangen und das übriggebliebene Volk nach dem fruchtbareren Ackerland des Wesertales hinüberwechselte. Das Gebiet war verödet, die Erhebung des Kir-



1. Großsteingrab, 2. und 3. Gotteshäuser der jüngeren Steinzeit, 4. Einraumhaus, 5. Niedersächsisches Bauernhaus, 6. Dreischiffige Kirche, 7. Griechischer Tempel

chenzehnten und die Umgestaltung dieser alten Götterhäuser in christliche Kirchen lohnte sich daher nicht. Es ist anzunehmen, daß diese Kultstatten bis zur Einführung des Christentums in Gebrauch gewesen sind; denn der Gottesglaube war so tief mit dem täglichen Leben verbunden, der Ahnenkult, die Verehrung der Toten so stark ausgeprägt gewesen, daß man diese frühen Gotteshäuser, solange man an die alte Gottheit glaubte, auch benutzt und gepflegt haben wird.

Wie schon erwähnt, waren die Tempel, die heiligen Hallen, vornehmlich für die kalte Jahreszeit, den Winter, bestimmt. Die Feste zur Zeit der geweihten Nächte, der Weihenacht, des Julfestes, die Wintersonnenwende wurden in ihnen gefeiert, wie heute die Christmette, das Weihnachtsfest, in den christlichen Kirchen. Die Opferfeste des Frühlings und des Sommers dagegen wurden im Waldesdom, in den vom blauen Himmel überspannten heiligen Hainen, begangen.

Ein glückliches Geschick hat uns diese Gotteshäuser, wenigstens in ihren Grundmauern, in den abgelegenen Heidegegenden Oldenburgs und der Nachbargebiete so gut erhalten, daß wir heute noch ihren ursprünglichen Zweck wieder erkennen können.

Es dürfte in ganz Deutschland keine andere Gegend geben, in denen Großsteingräber, Urnenfelder, Wohn- und Festplätze aus vorgeschichtlicher Zeit in solcher Vollständigkeit auf geschlossenem Gebiete beieinander liegen, wie im südlichen Oldenburg. Man kann dies Land daher wohl mit Recht als das klassische Land der vorgeschichtlichen Denkmäler bezeichnen.

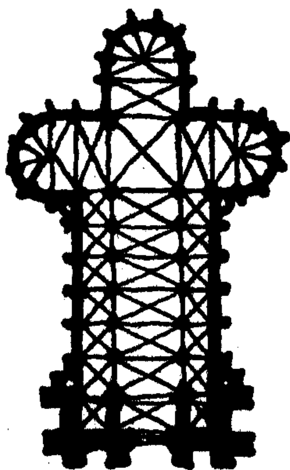
Angesichts der „Hünenbetten“ drängte sich die Frage auf: Waren die gewaltigen Steinbauten der Ahlhorner Heide, in Steinloge und in der Glaner Heide Grabanlagen – waren sie Massengräber oder waren sie Kultstätten, Gotteshäuser unserer fernen Ahnen?

Mit dem hier gemachten Versuche einer sinngemäßen Deutung jener gewaltigen Steinsetzungen, denen man den nicht gerade vielsagenden Namen „Hünenbetten“ gegeben hat, hoffe ich nicht nur der Wissenschaft einen Dienst geleistet zu haben – ich hoffe damit

auch auf die ungeheure Bedeutung, die diesen Denkmälern unserer Ahnen für die Erkenntnis der tiefen Quellen unseres Volkstums zukommt, eindringlich hingewiesen zu haben.

Denn das sollte das letzte und oberste Ziel aller vorgeschichtlichen Wissenschaft sein: aus dem toten Stoff das ewige Leben zu ergründen, das sich als Erbteil unseres Blutes und unserer Rasse immer wieder erneuert seit den Tagen der Steinzeit bis in unsere Zeit.

*





Krippendarstellung aus einem griechischen Evangeliar des 12. Jh. Der Stall ist nach griechischer Auffassung als Höhle dargestellt, die Krippe als gemauerter Altar



Krippendarstellung aus dem *Menologium graecum vaticanum*. Ende des 10. Jh.
Die „Krippe“ ist aus Steinen gemauert, nach Art eines Altares.
Abbildung von Max Schmid, Die Darstellung der Geburt Christi in der bildenden Kunst. Stuttgart 1890. S. 17 und 23.



Krippendarstellung vom Elfenbeinstuhl des Maximian von Ravenna, 6. Jh. Die gemauerte „Krippe“ hat einen Eingang nach Art einer Krypta Nach Max Schmid, a. a. O. S. 23.

Was nicht
Aus deinem Herzen stammt,
Das dringt auch nicht zum Herzen,
Das Licht,
Das dir im Auge flammt,
Es leuchtet sehr
Und zündet mehr
Als hunderttausend Kerzen.
Der Rembrandtdeutsche.

Weihenacht

Wintersonnenwende

In dem vorhergehenden Kapitel sind es vorwiegend architektonische, sachliche Gründe, aus denen die großen „Hünenbetten" als überdachte Kulträume, ja als Gotteshäuser im eigentlichen Sinne dargestellt werden. Dieser sachliche Befund läßt sich auch auf einige, wenn auch spärliche literarische Überlieferungen stützen, die uns in unserem altsächsischen Heliand und in den nordischen Sagas als letzter Ausklang altgermanischen Wesens erhalten sind. Ich glaube aber, die uralte Überlieferung, die wir aus den Großsteinbauten unserer fernen Vergangenheit erschlossen haben, ist noch zäher gewesen, und sie wirkt noch bei uns fort, ohne daß wir uns dessen bewußt sind.

Was nachstehend in diesem Abschnitt als Ergänzung zu meinen Ausführungen hinzugefügt wird, verdanke ich den Mitteilungen und dem Gedankenaustausch mit Herrn Dr. I. O. Plaßmann, der mir manch wertvollen Hinweis zu dem vorliegenden Buch gegeben hat.

Wir wissen aus sehr alten Berichten, daß das Fest der Winter-Sonnenwende bei unseren Ahnen ein hohes Fest, ja das höchste Fest des Jahres gewesen ist; wir wissen auch, daß dieses Fest weit in die indogermanische Vorzeit zurückreichen muß, denn auch bei den Römern finden wir das Fest der wiedergeborenen Sonne, das Wintersonnenwendefest, als ein hohes, ursprünglich wohl auch das

höchste Jahresfest wieder, und gerade hier hat es bei Übernahme des Christentumes eine wichtige Rolle gespielt. Es ist bekannt, daß in der ältesten christlichen Kirche die Geburt des Herrn überhaupt nicht gefeiert worden ist, daß vielmehr die Taufe Jesu im Jordan am 6. Januar gefeiert und im gnostischen Sinne als der eigentliche Tag der Erscheinung Christi in der Welt angesehn wurde. Der 25. Dezember 354 wurde in Rom zum ersten Male als der Tag der Geburt des Herrn gefeiert; dieser Tag aber war im alten römischen Kalender der „Tag der unbesiegten Sonne", das heißt der Tag der Sonne, die in der Winterwende nach Beendigung der abwärts gehenden Jahreshälfte unbesiegbar ihren Lauf nach oben, zur aufsteigenden Jahreshälfte wieder beginnt. Tatsächlich wurde der Tag aber noch allgemein als der Tag der Geburt der Sonne aufgefaßt – eine Überlieferung, die nach Herman Wirth nur auf eine hoch im Norden gelegene Heimat zurückgehen kann – weshalb noch Augustinus im 5. Jahrhundert betont, die Christen feierten den 25. Dezember nicht wie die Ungläubigen als den Tag der Geburt der Sonne, sondern wegen der Geburt dessen, der die Sonne erschaffen hat. Hier mag ein Einfluß des Mithrasdienstes vorliegen; ausschlaggebend war aber auch dieser nicht, denn der „Tag der unbesiegten Sonne" war uralte römische und indogermanische Überlieferung.

Wir können an vielen Beispielen erkennen, daß das Christentum sich nur dadurch durchzusetzen und zu behaupten wußte, daß es wichtige kultische Bräuche der vorchristlichen Zeit übernahm und sich so allmählich an die Stelle des Alten einschob, wobei der großen Menge der Übergang vielleicht oft kaum zum Bewußtsein gekommen ist. So war es mit dem Weihnachtsfeste zu Rom, und nicht anders ist es mit dem nordischen Weihnachtsfeste gewesen, das längst vor der Übernahme des Christentums ein hohes, wenn nicht das höchste Jahresfest gewesen ist, an dem die Wiederkehr der unbesiegten Sonne, und damit im ursprünglichsten religiösen Sinne die Wiederkehr des im Jahreslaufe sich offenbarenden Gottes gefeiert wurde, „der die Sonne geschaffen hat", wie es auch noch in den

isländischen Sagas heißt. Dies hohe Jahresfest war eine zusammenhängende Festzeit – *„ze wîhen nechten"*, zu den heiligen Nächten, heißt das Fest noch im Mittelalter, oder die „Mütternacht", die *„môdranith"* wie die alten Angelsachsen es nannten. Es ist jene Jahresnacht, in der die drei Mütter, die drei Nornen oder Holden, am Fuße des Jahres- oder Lebensbaumes das Kind hegen. Wie so oft, so ist auch hier die ursprüngliche „heidnische" Bedeutung in zwei Teile auseinandergefallen: die „Weihenacht" ist vom Christentum übernommen, die zwölf heiligen Nachte aber zwischen Weihnachten und Dreikönige sind die Zeit für allerlei Spuk geworden, in dem die „satanisierten" Gottheiten der alten Zeit weiterleben.

Wie nun diese *„wîhen nechte"* die heilige Festzeit der Winterwende, die Julzeit von unseren Ahnen begangen worden ist, davon haben wir kein unmittelbares Zeugnis. Wir können es im großen und ganzen erschließen aus dem, was als Weihnachtsbrauch bei uns weiterlebt: es ist der immergrüne Lebensbaum, die Tanne oder die Mistel, die hier als Abbild des immer sich erneuernden Jahres und Lebens erscheint; und fast überall ist am Fuße dieses immergrünen Baumes die Krippe mit dem neugeborenen Gotteskind, „das die Sonne geschaffen hat", zu finden. Der Tannenbaum als Weihnachtsbaum ist zwar erst für das Jahr 1605 in Straßburg literarisch zu belegen; das beweist aber nichts, denn es ist eine uralte Sitte, die damals vom Elsaß her in ganz Deutschland wieder erneuert wurde, während sie sich auf einigen abgelegenen Ostseeinseln in ununterbrochener Dauerüberlieferung bis in die neueste Zeit erhalten hat. Wir kennen andere Weihnachtsbräuche, die „Tunscheren" und die Lichtständer, die noch viel deutlicher die uralte Jahressymbolik bewahrt haben, und die daher schon in grauer Vorzeit wichtige Festsymbole unserer Ahnen gewesen sein müssen.

Wo ist dieses hohe Jahresfest einst in der Vorzeit begangen worden? Haben unsere Vorfahren überhaupt ein gemeinsames religiöses Leben, ein gemeinsames Kultleben gehabt, so muß dies

hohe Jahresfest auch einen gemeinsamen Charakter gehabt haben; und das ist ja gerade für dieses Fest bezeugt, wie uns die Berichte über das Wintersonnenwendefest der „Thuliten“ für eine sehr frühe Zeit beweisen. Tatsächlich wurde denn auch noch in geschichtlicher Zeit das Julfest mit dem großen Festgelage begangen, bei dem der Juleber verzehrt und die „Minne“ der Götter, Helden und der Toten der Sippe getrunken wurde. Das Fest war ja ursprünglich ein Fest der Toten, zugleich aber auch des neuen Lebens – wie ja die „unbesiegte Sonne“, die mit ihrem „Tode“ in der Winternacht zugleich ihr neues Leben beginnt, ein Sinnbild beider, ein Sinnbild des vergehenden und stets sich wieder erneuernden Lebens ist. Von dem Kinde, das in jener Nacht geboren wird, berichten uns nämlich auch nordische Überlieferungen, die vom Christentum ganz unabhängig sind; und der 28. Dezember, auf den die Kirche das Fest der unschuldigen Kinder verlegt hat, ist ursprünglich ein Tag der Kinder überhaupt gewesen, den darum die Kirche durch Umdeutung für sich in Besitz genommen hat. Es ist eine Zeit, in der man der verstorbenen Ahnen und der Kinder zugleich gedenkt – und darum war es eben von Urzeit her ein Tag der ganzen Sippe, in der sich von Generation zu Generation ein Ring an den anderen schließt, so wie sich im großen Weltenjahre ein Jahresring an den anderen anschließt.

Von diesen Julfesten wissen wir, daß sie in den großen Königshallen des Nordens begangen worden sind; nicht anders müssen sie auch in vorgeschichtlicher Zeit in den Hallen begangen worden sein, die ja ursprünglich nicht einem Könige, sondern der Sippe oder dem Sippenältesten gehörten. Nun ist es leicht erklärlich, daß wir wohl noch von dem großen Julgelage hören, das sich anschloß, nicht aber von der eigentlichen religiösen Feier, die doch dem Gelage vorausgegangen sein muß, wie der im Innersten religiöse, ursprüngliche Charakter der „*wîhen nechte*“ beweist. Das ist kein Wunder, denn gerade der religiöse Bestandteil war ja restlos von der Kirche aufgenommen, die ihm eine etwas andere Deutung gab,

die aber in Wirklichkeit den tiefsten seelischen Gehalt, so wie er heute noch in uns lebt, in ihr kirchliches Fest aufgenommen hat. Kein Wunder, daß für uns heute noch das Weihnachtsfest ohne Kinder nicht recht denkbar ist. Nun wird aber, so wie heute noch der „weltliche“ Festschmaus sich an die eigentlich religiöse Feier anschließt, auch früher der Weiheakt vorausgegangen sein. Vieles von den ursprünglichen Weihegaben lebt ja als Weihnachtsgebäck noch bei uns fort; so der Juleber, der als „Julgalt“ bei den Schweden heute noch gebacken wird; er wird zerstückt der Saat beigemischt. Auch in Deutschland wird vielfach noch ein Kuchenschwein geschlachtet, wie man es nennt. All diese Bräuche, von denen noch viel mehr fortlebt, als man in einer einzigen Gegend übersehen kann, haben sich entweder im vorzeitlichen Wohnhause abgespielt oder in dem Gotteshaus, das ja nur ein in größere Ausmaße übertragenes Wohnhaus gewesen ist; der Grundriß dieser von mir gemutmaßten Hallen stimmt ja mit dem des niederdeutschen Bauernhauses überein. In allerursprünglichsten Verhältnissen ist ja das Ahnengrab wohl auch im Hause selbst in der Nähe des Herdes oder gar unter ihm gewesen; also etwa dort, wo in der Kulthalle, dem „Hünenbette“ das Tiefgrab, die Steinkammer des Ahnengrabes liegt. Und hier liegt nun die Gedankenverbindung der abgeschiedenen Ahnen mit dem „neuen Leben“, den Kindern greifbar nahe! Wir kennen aus einigen Gegenden, und gerade solchen mit ganz urtümlicher Überlieferung, noch den Brauch, die neugeborenen oder ganz jungen Kinder mit dem Dolmen, dem Steinkammergrab, in Berührung zu bringen. In einigen Gegenden der Bretagne werden die neugeborenen oder ganz jungen Kinder geradezu auf die Deckplatte des Dolmens gelegt. Anderswo heißt der Stein „Zu den Neugeborenen“. Ein damit verwandter, auch in Deutschland verbreiteter Brauch ist es, die Neugeborenen durch Öffnungen in den Dolmen zu ziehen, was ihnen Glück und Gesundheit verleihen soll; zumal bei schwächlichen Kindern wird dieser Brauch angewandt. Ursprünglich ist es wohl eine sinnliche Neugeburt, die in ihrer Verbindung mit dem Ah-

nengrab deutlich ihre Verwandtschaft mit dem Sinne des Weihnachtsfestes erweist. Darum finden wir den Brauch anderswo auch in Verbindung mit dem sogenannten „Schlag mit der Lebensrute“, der bei uns am Tage der Unschuldigen Kinder ausgeübt wird: Die Mädchen werden mit der Rute des Wacholders („Kwickbaum“=Lebensbaum) „gefitzelt“ oder „gepfeffert“, da sie die Trägerinnen des „neuen Lebens“ der künftigen Nachkommenschaft sind. Es ist offenbar derselbe Gedanke, wenn die Mütter in der Bretagne ihre schwächlichen Kinder zuerst auf dem Deckstein des Dolmens wälzen und sie dann mit einem Ginsterbesen stäupen, mit dem sie dann zuletzt den Dolmen fegen. Solche Steine sind vielfach mit dem Namen von Heiligen belegt worden, die auch hier einfach an die Stelle einer älteren religiösen Überlieferung getreten sind. Auf solchen Steinen wurden sogar sterbende Kinder gewälzt, die man dadurch am Leben zu erhalten hoffte; und darum heißen sie auch: „*Pierres de l'Enfant*“ oder „*Roches aux enfants*“. Ganz sinngemäß wird denn auch in einzelnen Orten die Mutter Gottes mit der Wiege an den „Kinderstein“ versetzt: das Ursprüngliche ist hier keineswegs die biblische Erzählung, sondern die uralte Verbindung des Steingrabes, des Ahnengrabes mit dem neuen Leben der Sippe, mit der Nachkommenschaft, und damit dem neugeborenen Kind in der Wintersonnenwende. Hier drängt sich denn auch die Verbindung mit unseren Weihnachtsfeiern und den Krippendarstellungen förmlich auf. Die ältesten Darstellungen der „Krippe“ mit Ochs und Esel in der uns vertrauten Form finden wir im 4. Jahrhundert in den Katakomben von Rom, und zwar merkwürdigerweise oder vielmehr bezeichnenderweise fast ausschließlich auf Sarkophagen. Schon hierbei liegt die Gedankenverbindung der „unbesiegten Sonne“ mit dem Gedanken des „neuen Lebens“ greifbar nahe: diese Darstellung entsprach ja eigentlich gar nicht der Absicht der kirchlichen Oberleitung, die halb widerwillig erst das alte Wintersonnenwendfest zum Feste der Geburt des Herren erheben mußte. Wir können auch sonst beobachten, daß im Süden nicht anders als im Norden

vorchristliche Vorstellungen in hohem Grade mit dieser Darstellung verbunden worden sind: die griechischen ältesten Krippendarstellungen haben als Ort der Geburt fast ausnahmslos eine Höhle, was mit dem biblischen Bericht nicht übereinstimmt, was aber ganz deutlich an die alten griechischen und arischen Mythen von der Geburt des Zeus oder des Dionysos in einer Felsenhöhle anklingt.

Nun könnte man annehmen, die Krippendarstellungen seien allmählich von Süden her in den Norden vorgedrungen und hier dann bei der Übernahme des Christentums als etwas ganz Neues übernommen worden. Dem widerspricht aber schon der altgermanische Charakter unseres Weihnachtsfestes überhaupt; nur wir finden heute noch die Krippendarstellungen völlig aus heimischen Vorstellungen aufgebaut; meist war es früher ein Stall (das Einraumhaus), dessen Urbild wir überall in der norddeutschen Heide noch sehen können. Manches, etwa die Schafe, sind gar nicht in der biblischen Überlieferung erwähnt. Sie fehlen übrigens auch auf den meisten altchristlichen Darstellungen völlig. Auch die Herkunft von Ochs und Esel (auf den Darstellungen vielfach ein Pferd) ist völlig ungeklärt; gerade diese Tiere aber ergänzen das Bild eines nordischen Bauernhauses, in dem Pferd und Rind rechts und links von der Diele stehen. Nun ist aber auch das Wort „Krippe“ selbst durchaus germanischen Ursprungs (altsächsisch *kribbia*); merkwürdigerweise ist gerade dieses Wort im Provenzalischen, im Italienischen und Französischen aus dem Germanischen übernommen worden (französisch: *la crèche*, die Krippe, auch *le crèchet*). Zu Cominges steht ein Dolmen, der *Pierre de crèchet*, Krippenstein, genannt wird; und gerade von ihm geht die Sage, er sei durch den Maulesel St. Bertrands in seine jetzige Lage gebracht worden. Wir haben hier also eine Verbindung des Esels mit der Krippe, die ganz offensichtlich vorchristlich ist und mit der biblischen Weihnachtserzählung nichts zu tun hat, denn sonst hätte man ja zweifellos nicht St. Bertrand, sondern St. Joseph mit dem Esel in Verbindung gebracht. Hier ist also die „Krippe“ mit

dem aus dem Germanischen entlehnten Namen ganz zweifellos ein Dolmen, ein Steinkammergrab, und zwar in einer Gedankenverbindung, die offensichtlich vorchristlich ist.

Vielleicht geben uns diese alten Überlieferungen doch einen Einblick in das, was in ganz alten Zeiten einmal der Inhalt des nordischen Weihnachtsfestes gewesen ist. Da man das Fest nicht in Schnee und Eis begehen konnte, so bedurfte man des Gotteshauses, der geschlossenen Kulthalle, deren Überreste wir in unseren „Hünenbetten“ wiedererkannt haben. Stellen wir uns aber diese Halle, mit dem Tiefgrab als „Altar“, als Schauplatz der altnordischen Weihnachtsfeier vor, so mag uns die Phantasie den Hergang etwa folgendermaßen ausmalen: das Kind, vielleicht das jüngste der Sippe, wurde auf den Deckstein des Tiefgrabes gelegt, den wir uns vielleicht als einen aus kleinen Findlingen in Lehm verfugten, altarartigen Aufbau auf den Decksteinen des Grabes vorstellen können; das war das Urbild der *„Pierre de crèchet“*, des „Krippensteines“, oder der *„Pierre de l'enfant“*, des „Kindlisteines“, als welcher er dann heute noch in der urtümlichen bretonischen Überlieferung weiterlebt. Und es würde erklären, wie gerade die „Krippe“ zum zentralen Erlebnis der *„wîhen nechte“* und damit des ganzen Jahreslaufes bei den Nordvölkern wurde; eine Bedeutung, die sie von der südlichen Kirche her nie und nimmer bekommen hätte; und weshalb bei uns noch die „weihen Nächte“ das große Mysterium des Jahres sind, an dessen unausrottbaren, uralten seelischen Gehalt jede „Gottlosenbewegung“ scheitern wird, aber nur deshalb, weil die Wurzeln unseres Glaubens eben weit tiefer liegen, als in den 1100 Jahren christlicher Herrschaft.

Was im vorstehenden gesagt ist, mag dem, was ich von außen her als Rahmen der tiefen religiösen Bräuche unserer Ahnen erschlossen habe, den beseelten Inhalt geben und damit den Abschnitt über die altgermanischen Gotteshäuser abrunden.



Kniender Germane
(Bronzestatuette Paris)
Nicht mit gesenktem Blick in sich gesunken; mit erhobenem
Haupte dankte der Germane seinem Gott



Hakenkreuz
Bronze, etwa 400 n. Chr.
Museum Weimar

Der echte Glaube wächst aus Lehre nicht,
Er wird aus tiefsten Innern nur geboren.
Aus heißem Heimweh ringt er sich ans Licht,
Erst wenn man allem Fremden abgeschworen.
Friedrich Karl Otto

Ende der Götter

Ende der Freiheit

Als Karl der Franke oder „der Große“, wie ihn die deutsche Geschichtsschreibung noch gewohnheitsmäßig nennt, daran ging, mit Hilfe der römischen Kirche seine Gesamtstaatsidee zu verwirklichen, nämlich ein romanisch-christliches Weltreich in Europa zu errichten, und nun begann, in diesem Staat auch noch die letzten fehlenden deutschen Stämme östlich des Rheins hineinzuzwingen und sie mit christlicher Glaubenslehre und römisch-kirchlicher Kultur zu durchdringen, also zu romanisieren, da schlug auch für dieses herrliche alte Chaukenland wie für alle Sachsen- und Friesenstämme die Schicksalsstunde, es dämmerte das Ende ihrer Götter und damit das Ende ihrer Freiheit herauf.

Karl erkannte mit politischem Scharfblick, daß die Sachsen an der Nordostgrenze des Reiches seiner Gesamtstaatsidee gefährlich werden konnten; denn sie waren ein Volk, das fähig war, Teile des Frankenreiches aufzusaugen und selbst ein sächsisches Großreich zu errichten, dessen politische Kraftlinien im Falle einer Ausdehnung nach Westen und Südwesten in die Kernlande und das Rückgrat seines Reiches zielten, in das untere Rheintal.

Und so kam es, da die Sachsen sich ihre Freiheit und ihre Götter nicht nehmen lassen wollten, zu jenem dreißigjährigen Ringen dieses herrlichsten und stolzesten aller germanischen Stamme, dessen

---

Herrn Otto Wille, Steglitz, verdanke ich wertvolle Hinweise neuerer Geschichtsforschungen, die ich in der vorliegenden Arbeit verwendete.

Sinnbild das Widukindswappen, das edle steigende weiße Sachsenroß ist, mit den selbstsüchtigen fränkischen Eroberern; zu einem Kampf, der an Erbitterung und Furchtbarkeit kaum seinesgleichen gehabt hat, wenn man sich der Kampfesweise des fränkischen Karl erinnernder auch vor Niedermetzelungen und Verpflanzungen nicht zurückschreckte; ein Kampf, dem aber bewundernswerte Entschlossenheit und tragische Größe innewohnt, wenn man an den zähen Widerstand der Sachsen und das bittere Ende denkt.

Sicher traf dabei die mit dem Heimatboden so eng verwachsenen Sachsen die Entwurzelung aus dem Volkstum und die Verpflanzung in volks- und landfremde Gebiete noch harter als die unmenschlichen Niedermetzelungen, die stellenweise wohl einer Ausrottung gleichkamen.

Geschickt wußte Karl, wie es dann später seinen französischen Erben zur selbstverständlichen Gewohnheit wurde, aus dem geplanten Eroberungskrieg einen nationalen Verteidigungskrieg gegen die verhaßten „räuberischen" Nachbarn zu machen. Und so wäre es unabweisliche nationale Pflicht einer deutschvölkischen Geschichtsschreibung, in diesem Kampf endlich Licht und Schatten richtig zu verteilend Die leuchtende Gestalt des in seinem Volke fast zum Mythos gewordenen Führers, des Sachsenherzogs Widukind, strahlend sich abheben zu lassen von dem düster-gleißenden Bilde des Westfranken Karl.

Dieser Karl, der rücksichtslos und selbstsüchtig den Kampf gegen alles aufgenommen hat, was die Welt heute noch als „deutsch" bezeichnet und empfindet, darf niemals als deutscher Kaiser und Fürst gewertet werden. Ihn den Großen zu nennen und als Nationalhelden zu feiern, hat eine d e u t s c h e Geschichtsschreibung – diese Erkenntnis bricht sich heute immer mehr Bahn – wirklich keine Veranlassung[1]. Wir Deutschen wollen ihn gern den Westfranken und ihren heutigen Erben überlassen, die ihn mit großem Stolz verehren und als einen der Ihren bezeichnen.

---

[1] Ich verweise den, der Karl im Lichte einer d e u t s c h e n Geschichtsauffassung sehen will, besonders auf die letzten Kapitel in Teudts „Germanische Heiligtümer", Eugen Diederichs, Jena 1931.

Es war nur zu selbstverständlich, daß dieser gewalttätige Mann, ausgerüstet mit dem absoluten Willen zur Macht, bald mit den Menschen zusammengeraten mußte, die noch niemals einen Herrn über sich geduldet hatten, und von denen er und seine Helfer, die von ihm eingesetzten Gaugrafen und Bischöfe, brutal den Zehnten eintrieben.

So nur erklärt es sich, daß in den Schenkungsurkunden seiner Nachfolger immer wieder als verliehene Privilegien der „Zehnte" genannt wird, der oft von ganzen Landschaften eingetrieben und an „Obere" außer Landes verschenkt worden ist, als ob das mit Schweiß erarbeitete und erworbene Gut des Volkes ein Nichts gewesen wäre.

So lautet z. V. eine Urkunde aus dem Jahre 819:

„Kaiser Ludwig .1. verleiht dem Abte Castus von Visbek Immunität (Abgabenfreiheit) für die Kirche von Visbek und die ihr zugehörigen im Lerigau, für den Zehnten im Walde Ammeri und Ponteburg (die jetzige Bodenburg bei Oldenburg) und die übrigen Kirchen im Hesigau und im Fenkigau[1]."

So mag auf allen Kirchen und Landschaften im Chaukenland zur Zeit Karls der Zehnte gelastet haben und der Gemeinnutz der Sippen durch Willkür und rohe Gewalt in krassen Eigennutz zugunsten derer gewandelt worden sein, die dem Kaiser um ihres Vorteils willen gefügig waren.

Der trotzige Freie, der sein angestammtes Recht, die Unabhängigkeit und Freiheit, hartnäckig verteidigte, mußte sich der Überlegenheit der landfremden Eroberer beugen, und nur zähneknirschend mag er seinen Nacken gebeugt haben, wenn er es nicht vorzog, lieber den Tod für die Freiheit zu erleiden als in der Knechtschaft zu leben.

Vorwand und Mittel zugleich aber, die Unterwerfung und Ausrottung eines der besten Germanenvölker zu rechtfertigen und zu vollenden, war der neue Glaube; denn die Eroberung des Sachsenlandes erfolgte im Zeichen des Kreuzes, geschah also im Dienste des Papstes und der Kirche, deren Priester Karls Heer begleite-

---

[1] Rüthnig, Oldenburger Urkundenbuch.

ten; winkte der Kirche, gestützt auf Karls Heer, doch als Lohn die Vergrößerung ihres Machtbereiches. So fanden sich staatspolitischer und klerikaler Imperialismus; denn beider Ziel war Macht und Eigennutz.

Die stolzen Höfe der Sachsen sanken in diesem furchtbaren Religionskriege in Schutt und Asche. Sie, die bisher stolz, reich und frei auf ihren Höfen gesessen und zu niemand als ihrer Gottheit aufgeblickt hatten, mußten sich jetzt vor den mordgierigen und beutelustigen Franken verbergen. Durch Feuer und Schwert, also auf die unchristlichste Weise, wurde der Glaube an ihre alten Götter aus ihren Herzen gerissen. Noch heute lebt im Bewußtsein der Niedersachsen die Erinnerung an das Blutbad zu Verden an der Aller unvermindert fort, und der Haß gegen diese furchtbare Tat brennt heiß in den deutschen Herzen.

An 4500 edlen Sachsen, den Zivilgefangenen, wie Wilhelm Teudt vermutet, die seit der Paderborner Entrechtung als Vertreter und Anhänger des alten Glaubens ergriffen und im ständigen Gefangenenlager zu Verden allmählich zusammengebracht worden waren, kühlte Karl seinen Rachedurst für seine Niederlage am Süntel. Dieser brutale Sachsenschlächter hatte sicher seinen 775 zu Kiersy gefaßten Beschluß, nicht eher zu ruhen, bis die Sachsen bekehrt oder ganz ausgerottet wären, rücksichtslos durchgeführt. Mit größter Verbissenheit wird nach dem Blutbade zu Verden (782) darum auf beiden Seiten weitergekämpft. Das erbitterte Volk stellt sich in diesem zweiten Abschnitt des Krieges (782–92) sogar zweimal zur offenen Feldschlacht, bei Detmold und an der Hase (783), erleidet aber zwei vernichtende Niederlagen. In wiederholten Kriegszügen werden darauf West- und Ostfalen teils vom König selbst, teils von seinem Sohn unterworfen. Weder Winter noch Überschwemmung halten sie von ihrem Vernichtungswerk ab. Als Widukind erkennt, daß Karl bei seiner unmenschlichen Härte zu allem fähig ist, bricht er (785) den Freiheitskampf ab und unterwirft sich freiwillig, um sein Volk vor völliger Vernichtung zu bewahren. Auf Karls Geheiß

wurde dies für seine Politik so wichtige Ereignis zu Rom durch ein Dankfest gefeiert; denn eine Begnadigung durch Karl war nur zu erkaufen durch Annahme des Christentums. Widukind mag beides, Unterwerfung und Taufe, bitter schwer gefallen sein; war damit doch auch das Schicksal des führerlos gewordenen Volkes besiegelt. Trotzdem bedurfte es noch eines zwölfjährigen Ringens (792–804), um dieses stolze Volk ganz zu beugen und zu knechten. In fast alljährlichen Feldzügen schmetterte Karl die neuen Aufstände der Sachsen, die sich mit den Friesen und Abotriten (in Mecklenburg) verbündet hatten, brutal nieder. Besonders wendete er wieder die Massenverpflanzungen an. „Bald wurden", so notiert nach sorgfältigen Quellen Gebhardts Handbuch der deutschen Geschichte, dem ich in dieser kurzen Darstellung der Sachsenkriege folge, „7000 Männer allein, bald ein Drittel der Gesamtbevölkerung, Männer, Frauen und Kinder, zuletzt von beiden Ufern der Elbe wohl an die 10 000 Menschen weggeführt und ihr Land an die Abotriten (also an die benachbarten Slawen! Der Verf.), an fränkische Ansiedler oder an geistliche Stiftungen gegeben."

Den Spuren dieser Verpflanzungen begegnen wir seitdem in vielen sächsischen Ortsnamen und Bauten in Mittel- und Süddeutschend und umgekehrt in vielen fränkischen in Norddeutschland.

Nachdem die Widerstandskraft der Sachsen gebrochen war, gründete Karl Bischofssitze: Bremen, Münster, Paderborn, Osnabrück, Verden und Minden wurden damals erbaut. Den Besitz an Marken und Einöden, den die germanischen Stämme noch unbenutzt hatten liegen lassen, wurde zu seiner eigenen Verfügung beschlagnahmt. Davon nahm er zunächst für sich persönlich, dann für seine fränkischen Landsleute, die er als Zwingherren zur Aufrechterhaltung seiner Herrschaft einsetzte. In großem Umfange erhielt auch die Kirche Gebiete. Es entspricht dann ganz dem von Wilhelm Teudt gezeichneten Charakterbilde Karls, der jeder ehrlosen Handlung fähig war, sobald sie ihm persönlichen Vorteil

brachte, wenn er mit diesem Volksland sich auch die unterworfenen Führer des beraubten Volkes kaufte, ihnen Besitztümer zusprach, um sie sich gefügig zu machen und vom Volke zu trennen.

So griff die neue politische Macht tief in die bisherige Freiheit und in das Wirtschaftsleben der Sachsen ein. Karl setzte in dem eroberten Lande Beamte als Verwalter ein. Das aufgeteilte Land gab er als Lehen den ernannten Grafen, die den Zehnten an ihn zahlen mußten. Er überzog das Land dann mit einem Netz von Klöstern, die er mit riesigen Ländereien beschenkte. Das Volk mußte harte Abgaben zahlen. Des Kaisers Eigennutz ging bis auf das Äußerste. Man sollte allgemein Verzicht leisten auf eigene Habe zu Nutz und Frommen der Kirche und zur Ausbreitung des „Gottesstaates", wobei sicher für ihn persönlich viel übrigblieb.

Aus Karls Testament, welches sich handschriftlich in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien befindet, läßt sich ein tiefer und wahrer Blick in sein Wesen und seine Lebensziele tun. Daß es sich bei ihm nie um die Wahrung des deutschen Volkswohls und der Volksrechte handelte, lehrt nur zu deutlich ein Blick in dies Testament, in die Zusammensetzung und Verwertung seines ungeheuerlichen beweglichen Besitzes an Gold und Silber und Edelsteinen. Einhard, Zögling, Freund und Minister Karls, der unmittelbar nach des Kaisers Tode dessen Biographie schrieb, teilt uns mit, wie er sich jahrelang vor seinem Tode mit der Ordnung und Verteilung der Schätze beschäftigt habe. Er schreibt: „Er nahm sich vor, letztwillige Verfügungen zu treffen, durch welche er auch seine Töchter und unehelichen Kinder mit gewissen Anteilen als seine Erben einsetzen wollte." Spricht doch Einhard ohne Tadel von neun Frauen und Kebsweibern dieses „christlichen" Frankenkönigs! Der in der Schatzkammer befindliche Besitz ging dann zum größten Teil in das Eigentum der Franken über. Dagegen erinnerte er sich nicht im geringsten an das Land und an das Volk, aus denen diese ungeheuren Schätze stammten. Es war ausgeraubt und ausgeplündert. Im Testament dachte er nur an sein persönliches Seelenheil.

Am 28. Januar 814 starb der Mann, dessen Handwerkszeug das Schwert und das Kreuz waren.

An dieser Stelle möchte ich noch erwähnen, daß der überseeische Handel gerade damals in den Händen der Juden lag, die sich unter Karls Zepter einer Duldung erfreuten, wie sie ihnen niemals vorher und niemals nachher zuteil geworden ist. Ein Jude Isaak wurde an Karls Hofe zu wichtigen Geschäften, namentlich als Dolmetscher verwendet.

Die mit der Einführung des Christentums aufgekommenen Berufsgeistlichen hatten das größte Interesse, alles, was mit dem alten Glauben im Zusammenhange stand, zu verwischen, auszulöschen und möglichst völlig auszurotten.

Dabei war der damaligen römischen Kirche und ihren Priestern jede Begründung recht, sofern sie nur die rücksichtslose Ausbreitung ihrer Macht rechtfertigte. Scheute man sich doch nicht, zur Verteidigung der „christlichen" Bekehrungsweisen sich auf das Alte Testament zu berufen, besonders auf die Stelle 5. Mose 12, 2 und 3:

„Zerstört alle Orte, da die Heiden ihren Göttern gedient haben, sei es auf hohen Bergen, auf Hügeln oder unter Bäumen; und reißt um ihre Altäre und zerbrecht ihre Säulen und verbrennt mit Feuer ihre Haine und die Bilder ihrer Götter, tut ab und vertilgt ihren Namen aus demselben Ort."

Bei dem Bekehrungseifer der Mönche und Priester ist es eigentlich verwunderlich, daß trotzdem noch soviel Beziehungen zu der germanischen Vergangenheit in Brauchtum und Sitte, in Redensarten, Flur- und Ortsnamen bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben sind.

Aus dieser planmäßigen Verfolgung und Vernichtung aller bodenständigen, volkseigenen germanischen Kultur durch die Missionare und Beauftragten Karls ist es aber zu erklären, daß so wenig zuverlässige Quellen germanischer Vorgeschichte auf uns gekommen sind. In ihrer Absicht und Wirkung ist diese Ausschaltung und Lahmlegung aller Äußerungen der germanischen Volksseele

vergleichbar jener uns nur zu gut bekannten, von fremdrassigen Hintermännern versteckt und offen geleiteten geistigen Bewegung, die in den Jahren nach dem Weltkriege bis zum Durchbruch der nationalsozialistischen Revolution bewußt den deutschen Geist verdrängte und verfälschte. Dieser fast hellsichtige Haß unserer Gegner gegen arisch-germanische Kunst und Weltanschauung hat uns letzten Endes um das Erbe unserer Väter gebracht. Die Geistes und Gesittungskultur jener Zeit muß schon deshalb sehr hoch gestanden haben, weil sie für würdig befunden wurde, von allen dunklen Mächten bekämpft zu werden.

Die germanische Seele hat zu allen Zeiten in Wahrheit Gott nirgendwo anders gesucht als in sich selber. Da die deutsche Vorgeschichte unser Erstes und Eigenstes ist, muß sie darum auch in Unterricht und Erziehung an den Anfang gestellt werden. Ich kann erst dann fremde Weltanschauung mit Vorteil aufnehmen und in ihrem Wert beurteilen, wenn ich vorher meinem Wesen das Blutnahe und Eigene restlos einverleibt habe. Was nützt es uns, unsere Jugend vor der germanischen Urzeit in die griechisch-römische Kultur und Geschichte einzuführen, die jene erst begründete?

Die Vernichtung der germanischen Kultstätten in Norddeutschland zwischen Ems und Weser geschah auf Befehl Bischof Gregors in der Zeit um 750 durch den Missionar Bonifatius und seinen Nachfolger, den Mönch Anskar vom Kloster Corven. Man muß annehmen, daß durchweg da, wo heute Kapellen und Kirchen stehen, vormals geweihte Kultstätten gestanden haben. Die Jahresfeste wurden in Kirchenfeste zu Ehren der Heiligen umgewandelt, und so blieben die alten Feste, nur in anderer Form, vielfach bestehen.

Der Benediktinermönch Winfried, als Bischof Bonifatius genannt, stürzte die heidnischen Altäre und fällte mit eigener Hand die heiligen Bäume, so die heilige Eiche des Donar in der Nähe von Geismar im Hessenlande. Hochbetagt begab er sich wieder zu den Friesen, bei denen er sein Bekehrungswerk begonnen hatte.

Bonifatius, der im Alter den Jugendplan der Friesenbekehrung wieder aufnahm und im Osten des Zuidersees Altäre und Kirchen zerstörte, wurde 754 zu Dokkum von erbitterten Friesen in gerechtem Zorn erschlagen.

Niemand wird leugnen können, daß „der geschichtliche Lauf der Dinge bei der Einführung des Christentums in Germanien ein verwerflicher gewesen ist, und daß die so geschaffene Unstimmigkeit der geistigen Lage des deutschen Volkes im Laufe der nachfolgenden Zeiten noch nicht in der Weise beseitigt ist, wie es unseren Einsichten sowohl vom religiösen als auch vom nationalen Standpunkt aus entspricht." So faßt Wilhelm Teudt kritisch sein Urteil über die Folgen der Christianisierung des Sachsenlandes unter Karl zusammen.

Gewissermaßen führt von der Vernichtung des Urväterglaubens der Sachsen durch Karl eine gerade Linie zu der Niedermetzelung der 5000 Stedinger unter der Regierung Friederichs II. (1215—50), des undeutschesten aller deutschen Kaiser. Um sich vor dem Papst als rechtgläubig zu erweisen – stand er doch selbst durch seine Vorliebe für naturwissenschaftliche Studien unter dem Verdacht der Ketzerei – befahl er eine Ketzerverfolgung in Deutschland. Der „Ketzerverfolger, Kreuzprediger und geistliche Rat" am Thüringer Hof, Magister Conrad von Marburg, entwickelte darin eine geradezu unheimliche Tüchtigkeit, unterstützt von den „Hunden des Papstes", den Dominikanern. Am strengsten richtete er in Hessen und Thüringen, wo sich der alte Glaube in Brauchtum und Sitte wohl lange Zeit gehalten hatte. Dort wurde er auch 1233 vom Volke erschlagen. Aber die Bewegung dauerte fort und griff ins Weser-Ems-Gebiet über, geleitet durch Bischof Conrad von Hildesheim.

In den Wesermarschen hatten sich auf den Ruf des Erzbischofs von Bremen freie Holländer und Friesen – so ist uns überliefert – angesiedelt. Man nannte sie Stedinger, d. h. Gestadeleute. Um ihr Gebiet an sich zu bringen, beschuldigten die Herren von Oldenburg und der Erzbischof von Bremen die Bewohner des „Heidentums"

und der Verspottung des Christentums. Ein Ritterheer, gebildet aus ihren Nachbarn, die auf Beute lüstern waren, vernichtete sie nach tapferem Kampfe in der Schlacht bei Altenesch (Oldenesche) am 27. Mai 1234.

Vielleicht haben sich unter diesen Stedingern Nachkommen der Sachsen Widukinds aus dem Leri-Gau befunden, die von der Geest nach dem fruchtbaren Norden und in das breite Wesertal, das Stedingerland, gezogen waren. Jedenfalls sind alteingesessene Familien, deren Namen im südlichen Oldenburg bezeugt sind, noch in späteren Zeiten in das nördliche Gebiet übergesiedelt. Das Volk war ja durch die Sachsenkriege unter der heldenhaften Führung Widukinds zermürbt und aufgerieben. Da mag es sich auch nicht mehr gelohnt haben, die germanischen Götterhallen in christliche Kirchen umzugestalten. So sind die Reste der mit Gewalt zerstörten Kultstätten uns in den langgestreckten Findlingsreihen mit dem Tiefgrab bis heute erhalten geblieben.

Teile dieses alten Sachsenvolkes mögen sich mit den eingewanderten Friesen und Flamen zum Volke der Stedinger verschmolzen haben. Der alte trotzige Geist, der zähe Wille zur Schaffung eines eigenen Besitzes, wandelte das bisher fast unbewohnte Wesertal, die Landschaften Stedingen und Rüstringen, in eine blühende fruchtbare Landschaft. Das breite Gebiet der Weser wurde bearbeitet, Gräben wurden ausgehoben, damit das Wasser den Strömen zufließen konnte. Erddeiche mußten zum Schutz gegen Wassernot an den Flüssen aufgeworfen werden. Doch auch diese schwere Arbeit des Deichbaues wird wohl der Bauer gern geleistet haben; denn er war hier ja frei.

Es bedurfte sicher vieler Jahrhunderte, bis die Stedinger grüne Wiesen und gelbe Kornfelder ihr eigen nennen konnten. Die Zahl der Anbauer breitete sich über das ganze Wesertal bis zur Küste an den Deichen entlang aus. Das fruchtbare Land und der zahlreiche Viehbestand machten die Stedinger reich und stolz. Das Gefühl, eine neue Heimat am Wesergestade geschaffen zu haben, einte sie alle, und besonders stark prägte sich das in ihrem Freiheitsgefühl aus.

Aber auch hier lauerte ein neuer Feind: Die Bischöfe von Bremen hatten diese Einwanderung nur begünstigt, um sich das Volk des Kirchenzehnten wegen untertänig zu machen, und so kam es auch hier zu einem Ringen auf Leben und Tod zwischen dem Freiheitsdrang altgermanischer Bauerngeschlechter und dem Machtstreben der Bischöfe und Herzöge.

Als der Erzbischof von Bremen das Wachsen ihrer Macht erkannte, verschlechterte er zunächst die Bedingungen für das Stedinger Volk, das seinem Machtbereich unterstand. An vielen Orten setzte er Geistliche ein, ließ Holzkirchen bauen und ein befestigtes Haus für die Mönche errichten, die den Kirchenzehnten einzuziehen hatten. Die Grafen von Oldenburg setzten ebenfalls Vögte ein, und bald bauten sie Zwingburgen mit Erdwällen und Holzschanzen. Eine solche Zwingburg wurde auf dem Lichtenberg an der Hunte erbaut, um Niederstedingen bei Huntebrück zu überwachen; eine andere lag bei Linen. Als nun die Oldenburgischen Vögte, die die Burgen bewohnten, durch ihre Gewalttaten die Bauern schädigten, sammelten sich im Jahre 1204 die Nordstedinger am Brokdeich unweit Iprump zum Widerstand. Die Festungen wurden von ihnen in Brand gesteckt, und zum Schutz gegen einen bremischen Eingriff vom Vieland aus erbauten sie bei der Deichhauser Ochtumfurt eine starke Brücke mit einem festen Tor und dazu einen langen Graben mit einem Steinwall. Auch der Stedinger Weg, der von Berne nach Wildeshaufen führte, wurde befestigt. Aber der Kampf zwischen dem Erzstifte und den Stedingern ging weiter. Die Bauern ertrotzten ihre Selbständigkeit und versagten der geistlichen und weltlichen Macht den Zins und Zehnten. Da versuchte es der neue Erzbischof, Gerhard II., mit Gewalt. Sein Bruder Hermann von der Lippe kontrollierte die Landesgrenze und wagte räuberische Einfälle ins Innere.

Im Jahre 1229 traten die Stedinger den Rittern entgegen, die im Kampfe erlagen. Seitdem hatte es das Volk unter der Herrschaft Gerhards II. besonders schwer. Der Kirchenbann wurde über das Land verhängt, angeblich weil man den Bewohnern noch allerlei

heidnische Gebräuche nachsagte. Das Volk aber verstand nicht, warum es ketzerisch sein sollte, wenn es an Urvätergebräuchen festhielt. Vom Kaiser verraten und in die Acht erklärt, von den beutegierigen Nachbarn wie von einer Hundemeute umstellt, erlagen die Stedinger endlich den überlegenen Feinden. Ein ganzes Volk wurde ausgerottet, weil die christliche Kirche diesen Krieg predigte. Der geistliche Verfasser der Sachsenchronik fand es ganz in der Ordnung, daß die „Stedinge segelos worden, de grote gewalt unde unrecht hadden gedan mer dan dre unde drittich jar, do sloch se unse here Got mit siner gewalt".

Immer wieder haben niederdeutsche Bauern, haben Sachsen und Stedinger zu den Waffen gegriffen, um Heimat und Urväterglauben in einem Kampf auf Tod und Leben zu verteidigen; denn „nicht ungereizt greift der Bauer zu Eisenschaft und Eichenkloben".

Verwunderlich mag es nur manchem erscheinen, daß dieses freiheitliebende Volk mit einem so zähen Willen zur Selbstbehauptung so verhältnismäßig schnell den „Krist" als „Heiland", als „Herzog ihrer Seligkeit" annahm und ihm dann treu ergeben blieb. Wenn wir an die Urreligion der Menschheit denken, wie sie uns Herman Wirth enthüllt hat, so brauchte uns das nicht wunderzunehmen; denn die neue Lehre kam ja aus dem Orient mit einer Symbolik, die, bis ins einzelne verwandt, einfach an die Stelle derjenigen des eigenen Urväterglaubens gesetzt werden konnte. „Her" ward „Heliand", das Radkreuz zum hohen Rechtkreuz und der Stier zum Lamm; die alten Heiligtümer wurden christliche Tempel. Sicher standen dort, wo wir in frühchristlicher Zeit Heiligtümer finden, in vorchristlicher Zeit germanische Hallen. Der Kirchenvater Augustin konnte einst in Erinnerung daran, daß die neue Lehre die Wiedererweckung einer uralten war, und daß Christus an die Stelle des siegenden und sterbenden „Gottessohnes", des Sonnenhelden, getreten war, bezeugen: „Was man gegenwärtig christliche Religion nennt, bestand schon bei den Alten und fehlte nicht in den Anfängen des Menschengeschlechts, – bis Christus im Fleisch erschien. Von da erhielt die wahre Religion,

die schon vorher vorhanden war, den Namen der christlichen Religion."

Aber noch ein anderes sprach mit, was diesen Glaubenswechsel zur Zeit Karls des Franken, des unerbittlich harten Sachsenbezwingers an der Schicksalswende germanischer Kultur, erleichterte und beschleunigte.

Die jungsteinzeitliche Megalithgräberkultur des Nordseekreises um 2000 v. Chr. bildet, wie Herman Wirth uns in seinem demnächst erscheinenden Werk „Urglaube der Menschheit; ein Abriß der Denkmälerkunde atlantischer Kultsymbolik", erweisen will, die „Grundlage der dortigen späteren Höhenreligionen". Aus dieser Zeit ragen noch die großen Steingräber, die Dolmen, die „Hünenbetten" und, so darf man nach meinen Feststellungen wohl fortfahren, die Tempelfundamente „als erhabene Denkmäler einer hohen Geisteskultur" – so bewertet Wirth diese ihre letzten Zeugen und Reste – in unsere Gegenwart hinein. Die Religion und Weltanschauung der Träger dieser Kultur, aus der heraus sie diese Kultdenkmäler in die nordische Landschaft hineinstellten, ist an Reinheit und Tiefe der Ethik und an künstlerischem Streben zur beseelten Form jener Höhenkultur vergleichbar, aus der heraus die Griechen die monumentalen Bauten der Akropolis oder die Römer das Forum Romanum errichteten. Gewiß trennen diese Bauten von den germanischen Kulthallen Jahrhunderte der geistigen und künstlerischen Entwicklung, aber darum braucht die Ehrfurcht und Bewunderung vor den Baudenkmälern unserer Altvordern nicht geringer zu sein als vor den Kunstschöpfungen dieser südlichen Kulturen, die erst durch nordische Einwanderung ins Leben gerufen worden sind. Denn diese herrliche, monumentale Steingräberkultur unserer Vorfahren ist aus der tief religiösen Einstellung des germanischen Menschen jener Tage hervorgegangen, als Ergebnis religiösen Fühlens und der tiefsten Verehrung des Menschen für seinen Gott.

Zweitausend Jahre lang mögen die Grundbedingungen für diese Höhenreligion des Nordseekreises fortgewirkt haben.

Aber in der Welt- und Menschheitsentwicklung gibt es keine geistige Erscheinungsform, die sich für immer in ihrer Reinheit erhalten könnte. Und so dämmerte, als „das schwere Gewölk artfremder Gedanken und Lehren diesen Menschen im Norden das Licht ihrer Gotteserkenntnis zu verdunkeln begann“[1], in der Zeiten Wende „Midgards Untergang“ herauf. Der urgermanische Glaube zerfiel mit dem Niedergang der altgermanischen Sittlichkeit. Diese Umwandlung wird in ihrer ganzen Stärke und Tragik in der Edda sichtbar (um 800–1250 niedergeschrieben). Kummer weist zwar darauf hin, „daß der germanische Polytheismus“, wie die schweifende Phantasie im Göttergarten der Edda ihn entwickelt hat, „ein christliches, von mitgebrachten, antiken Begriffen diktiertes Mißverständnis“ gewesen sei, und daß alle diese Götter, in ihrer „menschlich-allzumenschlich bestimmten Gestalt“, die in so enger Schicksalsgemeinschaft mit den Menschen lebten, „Idealbilder nordischer Menschlichkeit“ seien. Das trifft wohl zu hinsichtlich der Welt- und Tatenfreude und ihres starken Selbstbewußtseins, aber sollten nicht viele dieser Eigenschaften, obwohl sie sicher im Wesen nordischer Bauern und Wikinger nur allzu begründet gewesen sein mögen, – sollten nicht viele ihrer Charaktereigenschaften, wie Bruch der Verträge, rauschende Eß- und Trinkgelage, Vielweiberei usw., auch den sittlichen und religiösen Niedergang einer ganzen Kulturepoche spiegeln? Wie die Menschen stiegen auch die Götter von ihrer sittlichen Höhe herab und bereiteten einer neuen Weltanschauung – dem Christentum – nur allzu gut den Ackergrund, in den die eifrigen Missionare Karls, die seine Krieger begleiteten, mit Hoffnung auf sichere Ernte ihren Samen streuten.

Wer aus blutmäßigem Urerinnern heraus in dem „Heiligen Krist“ den sterbenden und siegenden Sonnenhelden, den „Gottessohn“ des Urvaterglaubens erkannte, der glaubte in der neuen Lehre nur das zu finden, was seine Vorfahren von jeher andachtsvoll verehrt hatten, und trat freiwillig über. Wer aber sein Herz dieser

---

[1] Kummer, B., Midgards Untergang.

ihm wesensfremden Lehre hartnäckig verschloß, der mußte durch eine Zeit schwerer Seelenkämpfe sich hindurchringen, wenn nicht zuvor schon Karls Krieger gewaltsam seinen stolzen Nacken unter das Kreuz gebeugt hatten.

So dämmerte mit dem Ende der Freiheit schicksalhaft für unsere Vorfahren das Ende ihrer Götter herauf, wie nach dem Ende ihrer Götter schicksalhaft die Lehre vom „Heliand“ den Urväterglauben überwand.

*

Zeittafel

Urgeschichte, Vorgeschichte (Prähistorie)

Letzte Eiszeit (Diluvium) bis etwa 8000 v. Chr.
Ältere Steinzeit (Paläolithikum) bis 7000 v. Chr.
7000–3000 v. Chr. Mittlere Steinzeit (Mesolithikum)
4000–2000 v. Chr. Nordwestdeutschland, Großsteingräber, „Hünenbetten“ (Megalithkultur)
3000–2000 v. Chr. Jüngere Steinzeit (Neolithikum)
2000–800 v. Chr. Bronzezeit
800–500 v. Chr. Ältere Eisenzeit (Hallstatt Zeit)
500 vor bis Christi Geburt Jüngere Eisenzeit (La-Tène-Zeit)
113 v. Chr. Einfall der Kimbern in das Römische Reich
70 v. Chr. Die Germanen unter Ariovist dringen in Gallien ein
12–9 v. Chr. Kriegszüge der Römer unter Drusus in Germanien
9 n. Chr. Hermanns (Arminius) Sieg im Teutoburger Wald
14–16 n. Chr. Züge der Römer unter Germanicus bis in das innere Deutschland
98 n. Chr. Tacitus schreibt seine „Germania“
200–300 Anfang der deutschen Völkerbündnisse
325 Kirchenversammlung zu Nicäa
407 Die Germanen dringen in Italien ein
450 Die Angelsachsen setzen sich in Britannien fest
474 Ende des weströmischen Reiches
300–500 Frühsächsische Zeit (Niedersachsen)
718 Beginn der Christianisierung in Nordwestdeutschland
680–754 Bonifatius, 750 zerstört die Altäre der Friesen
742 geb., 768–814 Karl der Franke, 772–804 Kriege gegen die Sachsen
783 Hinrichtung von 4500 Sachsen bei Verden durch Karl
804 † Widukind, Herzog der Sachsen
814–840 Ludwig der Fromme
843 Teilungsvertrag zu Verdun
1100 Die „Edda“ auf Island geschieben
1204–34 Freiheitskriege der Stedinger

Verzeichnis der Abbildungen

Literatur- und Quellenangaben

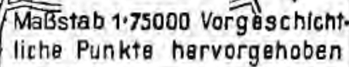
Baasen, Carl, Das Oldenburger Ammerland. Oldenburg 1927.
Bartels, A., Geschichte der deutschen Literatur, Haessel, Leipzig.
Bastian, A., Ethnologische Forschungen. 1871 und 73.
Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Oldenburg. L. Wildeshausen 1896
Behn, Altgermanische Kunst. J. F. Lehmann, München.
Biedenkapp, G., Aus deutscher Urzeit. 1904.
–, Der Nordpol als Völkerheimat. Costenoble, Jena 1906.
Bonus, A., Isländer Buch. 1907/09.
Bremer, Otto, Germanische Heldenlieder. Quelle & Meyer, Leipzig 1931.
v. Buttel-Reepen, Funde von Runen mit bildlichen Darstellungen und Funde aus älteren vorgeschichtlichen Kulturen. Stalling, Oldenburg 1930.
–, Ein antikes Glasgefäß und sonstige Funde vom Gräberfeld von Helle. Oldenburger Jahrbuch 30. 1920.
Sämunds Edda des Weisen, übers. Von J. L. Studach. 1829
Eckert, Roderich von, Wanderungen und Siedlungen der germanischen Stämme in Mittel-Europa von der ältesten Zeit bis auf Karl den Großen. (12 Kten. Bl.)
Ernst Krause, Tuisko-Land. Der arischen Stämme und Götter Urheimat. 1891
Freytag, G., Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Bd. 1. Hirzel, Leipzig
Fuhse, F., Die deutschen Altertümer, Göschen, Leipzig 1904.
Georges, Karl, Lat.-deutsches und deutsch-lat. Handwörterbuch.
Hahne, H., Das vorgeschichtliche Europa. 1910.
–, Totenehre im alten Norden. Diederichs, Jena 1929
–, Deutsche Vorzeit 1933.
Hamelmann, H., Oldenburgische Chronicon. 1599.
Handbuch der Architektur. Bergsträßer, Darmstadt 1887.
Haupt, A., Die Baukunst der Germanen.
Heimatkunde des Herzogtums Oldenburg. I. Hrsg. v. Oldenburger Landes-Lehrerverein. Schünemann, Bremen 1913.
Herrmann, P., Deutsche und nordische Göttersage. Quelle & Meyer, Leipzig 1925.
–, Altdeutsche Kulturgebräuche. Diederichs (Deutsche Volkheit), Jena.
–, Das altgermanische Priesterwesen. Diederichs (Deutsche Volkheit), Jena 1929.

Heyne, M., Hêliand, Paderborn 1873.
–, Beowulf. Paderborn 1879.
Hirth, H., Etymologie der neuhochdeutschen Sprache. 2. Auflage 1921.
–, Die Indogermanen, ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur. Trübner 1905/07.
Hitler, A., Mein Kampf. Eher Nachf. München 1925/27.
Hoernes, M., Urgeschichte der Menschheit. Neu bearb. Von Prof. Dr. F. Behn. De Gruyter, Berlin 1926.
Hoops, J., Reallexikon der germanischen Altertumskunde. 1911–19
Kadner, S., Urheimat und Weg des Kulturmenschen. Diederichs, Jena 1931.
Kauffmann, F., Deutsche Mythologie. Stuttgart 1893.
Kiekebusch, A., Das Königsgrab von Seddin. Führer zur Urgeschichte I. Filser, Augsburg 1928.
Klopfer, P., Von der Seele der Baukunst. Wege zur Bildung. IV. Dünnhaupt, Dessau.
Kluge, H., Geschichte der deutschen National-Literatur. Bonde, Altenburg 1929.
–, Deutsche Sprachgeschichte Leipzig.
Kohl, D., Geschichte des Oldenburger Landes. Friesenverlag, Bremen.
Koelsch, A., Durch Heide und Moor. Kosmos, Stuttgart.
Kossinna, G., Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. 4. Aufl. 1925.
–, Die ethnologische Stellung der Ostgermanen. Indogermanische Forschungen. Bd. 7 1897.
Kummer, B., Die germanische Weltanschauung nach altnordischer Überlieferung. Klein, Leipzig 1930.
–, Midgards Untergang. Germanischer Kult und Glaube in den letzten heidnischen Jahrhunderten. Pfeiffer, Leipzig 1927.
Menzel, W., Odin. 1855.
Menghin, O., Die Weltgeschichte der Steinzeit.
Meringer, R., Das deutsche Bauernhaus. 1892.
Much, Rud., Deutsche Stammeskunde. Göschen, Leipzig 1900.
Müllenhoff, Karl, Deutsche Altertumskunde. 1887–1908.
Mogk, Eug., Germanische Religionsgeschichte und Mythologie. De Gruyter, Berlin 1927.
–, Deutsche Heldensage. Quelle & Meyer, Leipzig 1926.
Neckel, G. Altgermanische Kultur. Wissenschaft und Bildung 208. Quelle & Meyer, Leipzig 1925.
–, Germanen und Kelten. Winter, Heidelberg 1919.
–, Die altgermanische Religion. Zeitfragen deutscher Kultur. H. 2. Berlin 1932.
–, Über das kultische Reiten. Germanien 1933, H. 1
–, Germanisches Wesen in der Frühzeit. Diederichs, Jena.
Oldenburger Jahrbuch des Vereins für Altertumskunde und Landesgeschichte 29–32, 1925–28; 34, 35, 1930/31. Stalling, Oldenburg.
Pastor, W., Der Zug von Norden. 1906.
–, Aus germanischer Vorzeit. 1907.
Paulys Real-Enzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Stuttgart 1894 ff.
Poppe, F., Zwischen Weser und Ems. Schulze, Oldenburg 1906.
Prähistorische Zeitschrift.

Reuter, O. S., Das Rätsel der Edda und der arische Urglaube. 1922/23.
Röhrig, H., Heilige Linien durch Ostfriesland. Arbeiten zur Landeskunde und Wirtschaftsgeschichte Ostfrieslands, H. 5. Dunkmann, Aurich 1920.
Rüthning, E., Oldenburgische GeschichteI. Halem, Bremen.
–, Urkundenbuch der Grafschaft Oldenburg. Bd. II. Stalling, Oldenburg 1926.
Schaafhausen, F. W., Der Eingang des Christentums in das deutsche Wesen. Diederichs, Jena.
Schmid, Max, Die Darstellung der Geburt Christi in der biblischen Kunst. Stuttgart 1890.
Schuchardt, Karl, Vorgeschichte von Deutschland. Oldenburg, München1928.
–, Alteuropa. 1919.
–, Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen. Niedersächsische Heimatbücher 3 R. 2 Geschichte und Kulturbilder. Schade, Salzuflen.
Schwantes, G., Aus Deutschlands Urgeschichte. Quelle & Meyer, Leipzig 1926.
Sepp, Die Steinkreise und der Name Kirche. Korrespondenz-Blatt für Anthrologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1887.
Steinhausen, G., Geschichte der deutschen Kultur. 1924.
Tacitus, Germania. Gebraucht in Übersetzungen von Paul Stefan. Insel-Verlag. Eug. Fehrle, Leipzig. Lehmann, München. Hans Philipp, Leipzig. Brockhaus. Ludw. Wilser, Voigtländer, Leipzig. Fritz Norden, Berlin. Weltgeistbücher.
Teudt, W., Germanische Heiligtümer. Diederichs, Jena 1931.
Thule, Sammlung. Diederichs, Jena.
Wenz, G., Germanisch-deutsche Sprachgeschichte bis zum Ausgang des Mittelalters. Quelle & Meyer, Leipzig 1919.
Wilke, Georg, Die Religion der Indogermanen in archäologischer Beleuchtung. Mannus-Bibliothek. 311. Kabisch, Leipzig 1921.
–, Südwesteuropäische Megalithkultur und ihre Beziehungen zum Orient. Mannus-Bibliothek 7. 1912.
–, Kulturbeziehungen zwischen Indien, Orient und Europa. Mannus-Bibliothek 10. 1923.
–, Archäologische Erläuterungen zur Germania des Tacitus. 1921.
Wilser, Die Herkunft der Deutschen. 1885.
–, Der Aufgang der Menschheit. Diederichs, Jena 1928.
Wirth, H., Was heißt Deutsch? Diederichs, Jena 1931.
–, Die Heilige Urschrift der Menschheit. Koehler & Amelang, Leipzig (erscheint in Lieferungen)

KARTE ZUR UR-U. VORGESCHICHTE V. OLDENBURG

Nach Messtischblättern. Bearbeitet von Hermann Wille



Maßstab 1:75000 Vorgeschichtliche Punkte hervorgehoben